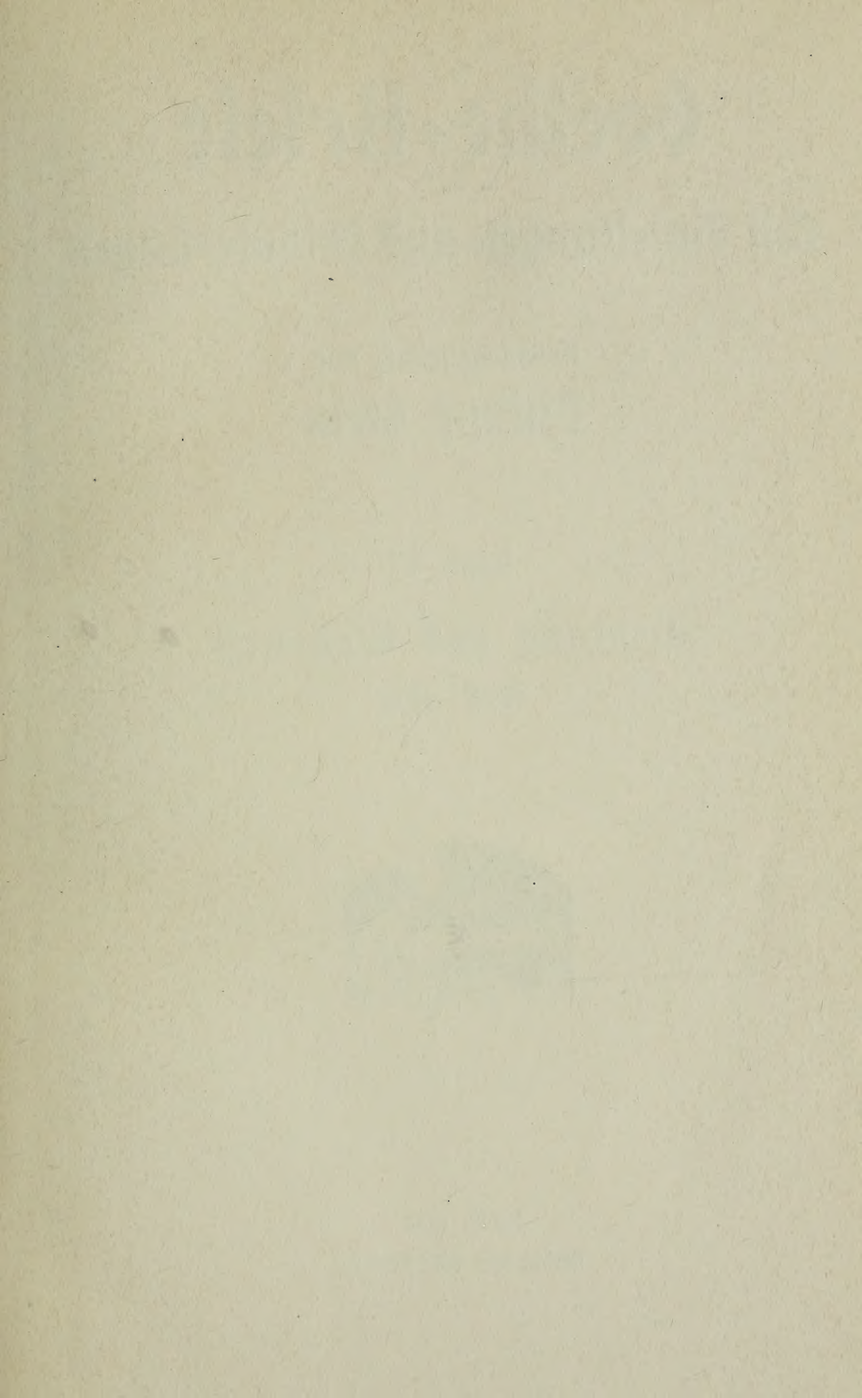


Otto Elsner, Berlin









Goethe-Briefe

Mit Einleitungen und Erläuterungen

Herausgegeben von

Philipp Stein

Band VI

Dichtung und Wahrheit

1808—1814



Berlin 1905

Verlag von Otto Elsner





J. W. von Goethe

Nach einem Gemälde G. von Kügelgens (1808/1809)

Dichtung und Wahrheit

1808—1814

Mit einem Bildnis von J. W. v. Goethe nach
— einem Gemälde G. von Kügelgens —



Berlin 1905
Verlag von Otto Elsner

Druck von Otto Elsner, Berlin S. 42.

Einleitung.

„Aufrichtig zu sagen, ist es der größte Dienst, den ich glaube meinem Vaterlande leisten zu können, wenn ich fortfahre, in meinem biographischen Versuche die Umwandlungen der sittlichen, ästhetischen, philosophischen Cultur, insofern ich Zeuge davon gewesen, mit Billigkeit und Heiterkeit darzustellen, und zu zeigen, wie immer eine Folgezeit die vorhergehende zu verdrängen und aufzuheben suchte, anstatt ihr für Anregung, Mittheilung und Überlieferung zu danken."

Goethe am 14. Februar 1814.

Goethes Briefe aus den Jahren 1808—1814 sind der Inhalt des vorliegenden Bandes, und dieselbe Zeitspanne ist es auch, in der Goethes biographisches Meisterwerk, sein großes Bekenntnisbuch „Dichtung und Wahrheit", entstand und in seinen ersten drei Teilen vollendet wurde. Am 28. August 1808, an seinem neunundfünfzigsten Geburtstage, hat Goethe nach Riemers Zeugnis beschlossen, seine Bekenntnisse aufzuzeichnen. Und im Jahre 1814 ist der dritte Teil erschienen, der den vorläufigen Abschluß des Werkes bedeutete — erst viel später ward der vierte Teil vollendet, der nach dem Tode des Dichters erschien. So sind die Jahre 1808—1814 die eigentliche Werdezeit dieser großen Lebensbeichte, und das kommt auch in den Briefen dieser Zeit in hohem Maße zum Ausdruck. Goethe läßt sich durch Bettina all die kleinen Züge aus seinen ersten Lebensjahren mitteilen, die Frau Aja der Enkelin von Sophie La Roche, der Tochter der von Goethe einst so geliebten Maximiliane, des Vorbildes von Werthers Lotte im

zweiten Teile der Dichtung, erzählt hat. Und Bettina berichtete so reichlich und so ausführlich von den allerersten Tagen des Hätschelhans, daß Goethe ihr einmal in scherzendem Unmut schreibt, sie möchte ihn doch nun endlich getauft werden lassen. Die Erinnerung an alte Jugendfreunde wird lebendig und sie bringt in die Briefe an Fritz Jacobi wieder einen warmen Herzenston. Und je mehr er seine Lebensarbeit rückblickend überschaut, desto mehr steht er über den Dingen und gelangt zu der Erkenntnis, „wie immer eine Folgezeit die vorhergehende zu verdrängen und aufzuheben versucht." Er nennt sich resigniert einen Ueberſechziger im Gegensatz zu den „jungen Herren, die es so bequem haben, für ausgemachte Patrioten zu gelten." Sein Ausspruch, daß „Dichtung und Wahrheit" der größte Dienst sei, den er glaube seinem Vaterlande leisten zu können, ist charakteristisch für Goethes Auffassung des Patriotismus. Von der lauten und glühenden Begeisterung jener Jahre findet sich in den Briefen dieses Bandes kein Widerhall.

Goethe schwieg aus schmerzlicher Resignation, zu der er sich nach Ludens Ausdruck in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntnis von den Menschen und den Dingen wohl entschließen mußte. Und patriotischer als alle haßerfüllten Kriegslieder sind die schmerzerfüllten Worte, die Goethe nach der Schlacht bei Leipzig zu Luden sprach. Er habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen sei: „eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinweg zu kommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber zu heben vermag, denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität, aber der

Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören." Und aufs neue weist Goethe dann darauf hin, daß die Zukunft Deutschlands darauf beruhe, daß ein jeder nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung die Bildung des Volkes mehre, stärke und verbreite nach allen Seiten, „und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voranstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit er nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht". In den Erfolgen der Befreiungskriege sieht er keine Befreiung vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joch. Statt der Franzosen sah er nun in Weimar „Kroaten, Baschkiren, Magyaren, Kassuben, Samländer", und am 4. Januar 1814 schreibt er mit grimmem Humor, daß er einer baschkirischen Andacht beigewohnt und im Weimarer Hoftheater einen Baschkirenprinzen bewillkommnet habe. Die Voraussicht Goethes, daß mit den Befreiungskriegen noch nicht die Freiheit gekommen, und daß nicht in jedem Kosaken ein Freiheitspender zu begrüßen sei, haben die folgenden Jahre allzu sehr bestätigt. Und diese Stimmung giebt sich auch in Goethes Briefen aus dieser Zeit kund. Er kann nicht mitjubeln, da er die Schatten sieht, die das lichte Bild verdunkeln, und er hat nicht mithassen können: „wie hätte ich hassen können ohne Jugend?" Dem Genie Napoleon, dem großen Menschen gegenüber empfindet er keinen Haß, sondern Bewunderung, und diese Bewunderung ist nach dem Fall Napoleons nicht geringer als zur Zeit der Erfurter Fürstenversammlung, da Goethe und Napoleon einander gegenüber standen. Von dieser Zusammenkunft erzählt

Goethe mit bewußter Zurückhaltung in einigen Briefen dieses Bandes, mit leiser Ironie einmal von der „Naivetät des Herrn der Welt" sprechend, der auf Goethe „das Ecce homo im umgekehrten Sinne angewendet" habe. Immer aber steht er bewundernd vor der Größe des Korsen, und stets hat er der gleichen Empfindung Ausdruck gegeben. Den alles überragenden Mann der Tat hat Goethe nicht hassen können, — darum hat er sich auch nicht den „modernen Tyrtäen" anschließen können. Er hat damals jenes offenbarende Wort zu Luden gesprochen: „Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! . . ."

Was für Goethe jeher gewesen, das mußte in noch höherem Maße für den Uebersechziger gelten: was ihm zur Dichtung ward, mußte ihm Leben, Wirklichkeit, Wahrheit gewesen sein. Und die auch in anderer Beziehung bei ihm bestehende Wechselwirkung von Dichtung und Wahrheit zeigt sich in diesen Leidens-, Kriegs- und Siegesjahren noch stärker als zuvor: die Flucht aus der Wirklichkeit in die Dichtung. „Wie sich in der politischen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervorthat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste" (S. 272). Im Sommer 1813 rettete er sich aus den Bedrohlichkeiten des Tages in das Studium chinesischer Litteratur, und am Tage der Schlacht bei Leipzig schrieb er den Epilog zu einem Schauspiel, dem „Grafen von Essex" von Banks. Er dichtete in jenen Jahren eine größere Anzahl von Liedern und Balladen und trieb eifrig Kunststudien. Es entstanden die Anfänge des „West-östlichen Divans" und mancherlei neue Pläne tauchten auf. Und dann wieder, wie zum Schutz gegen die Dichtung der Romantiker, dieser „religiosen Mittelaltler" (S. 60), rettet

er sich in die Wahrheit der Naturwissenschaft und vollendet seine Farbenlehre.

Immer ausgebreiteter wird der Kreis von Goethes Beziehungen. Zu den alten Freunden, von deren Söhnen diesmal viel gesprochen wird, kommen neue. Die Jugend sucht Goethe für ihre Bestrebungen zu gewinnen — aus dem Lager der neuen Kunstrichtung wendet sich Sulpiz Boisserée, der den Wiederaufbau des Kölner Domes angeregt hat, an Goethe. Bettina Brentano, von Goethes Mutter empfohlen, tritt in seinen Gesichtskreis. Goethes in diesem Bande gegebene Briefe an sie lassen erkennen, was in Bettinas Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" Dichtung und was Wahrheit ist. Liebevolle Förderung erweist Goethe den Bühnenarbeiten des jungen Theodor Körner. Von alten Freunden scheidet der greise Wieland, dessen Gedächtnis er in einer Gedenkrede in der Freimaurerloge hochhält. Immer herzlicher aber gestalten sich seine Beziehungen zu Zelter — und einmal, da den Freund durch den Tod des Sohnes ein hartes Leid getroffen hat, spricht er ihn mit dem traulichen Du an, ganz unvermittelt, ganz aus der innigen Herzlichkeit seines im Alter äußerlich vielfach verschlossenen Wesens heraus. Und auch dieser Briefband ist wiederum ein Zeugnis für Christiane. Während ihrer Abwesenheit hat Goethe einen Theaterkonflikt zu bestehen, der schon die Schatten der späteren Katastrophe vorauswirft, einen Konflikt mit dem Herzog, der Goethe aufs tiefste kränkt. Und da schreibt er Christiane, wenn sie in Weimar gewesen wäre, hätte es niemals so weit kommen können. Das wundervollste Dokument aber für Christianens Bedeutung ist das Gedicht, das im August 1813 entstand in Erinnerung an die fünfundzwanzigste Wiederkehr des 12. Juli, an dem Christiane die Seine geworden war. Es trägt das Datum 26. August 1813 und die Aufschrift „Frau von Goethe".

Es ist das Gedicht „Ich ging im Walde so für mich hin“. Ganz einfach schreibt er Christiane dazu: „Daß ich unterwegs heiter war, seht ihr aus den Verslein“ (S. 271). Dieses Gedicht, entstanden ein Vierteljahrhundert, nachdem die beiden ihre Gewissensehe geschlossen, sollte allein schon im stande sein, all die Nebel und Legenden zu zerstören, die Mißgunst und Gehässigkeit und Niedrigkeit um die Gestalt Christianens gesponnen haben.

Philipp Stein.

Inhalt.

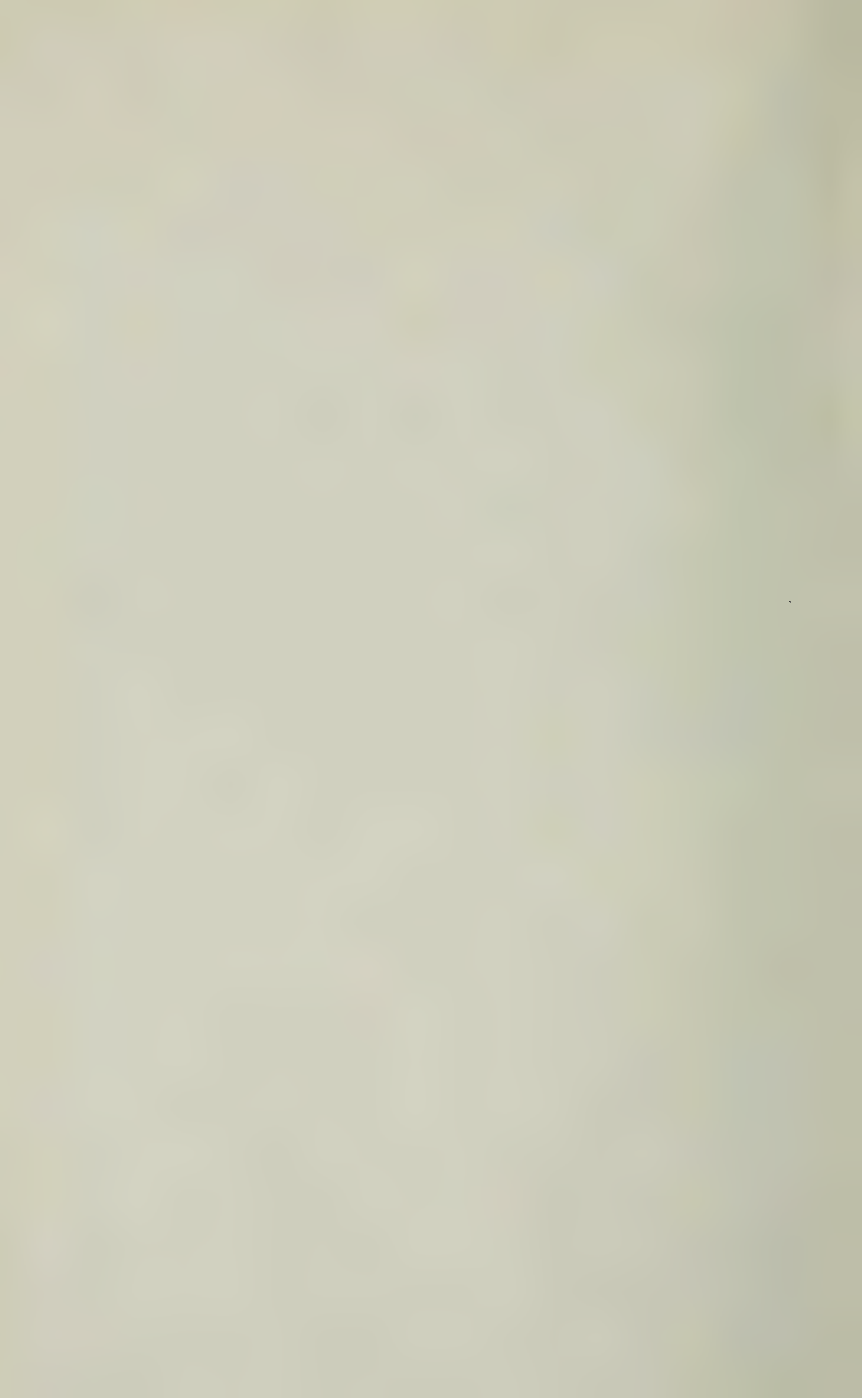
		Seite
Einleitung		V
1184	An Bettina Brentano	1
1185	„ F. H. Jacobi	2
1186	„ Zelter	3
1187	„ Nikolaus Meyer	4
1188	„ Heinrich v. Kleist	5
1189	„ Bettina Brentano	6
1190	„ F. H. Jacobi	7
1191	„ Bettina Brentano	13
1192	„ Bettina Brentano	14
1193	„ Johanna Frommann	16
1194	„ Christiane v. Goethe	16
1195	„ Zacharias Werner	17
1196	„ Zelter	19
1197	„ C. v. Knebel	19
1198	„ Frau v. Staël	20
1199	„ Christiane v. Goethe	22
1200	„ August v. Goethe	23
1201	„ Christiane v. Goethe	27
1202	„ Christiane v. Goethe	28
1203	„ Zelter	29
1204	„ C. F. v. Reinhard	31
1205	„ Johanna Frommann	35
1206	„ Bettina Brentano	37
1207	„ Christiane v. Goethe	38
1208	„ Christiane v. Goethe	40
1209	„ Charlotte v. Stein	43
1210	„ Christiane v. Goethe	44
1211	„ J. Stock	45
1212	„ J. F. H. Schlosser	46
1213	„ Christiane v. Goethe	47
1214	„ Christiane v. Goethe	47
1215	„ Christiane v. Goethe	48
1216	„ Christiane v. Goethe	50
1217	„ Zelter	52
1218	„ Christiane v. Goethe	54

		Seite
1219	An Christiane v. Goethe	54
1220	„ August v. Goethe	56
1221	„ C. G. v. Voigt	57
1222	„ Herzog Carl August	59
1223	„ C. v. Knebel	59
1224	„ Cotta	62
1225	„ C. F. v. Reinhard	64
1226	„ Marianne v. Eybenberg	65
1227	„ August v. Goethe	67
1228	„ J. J. Willemer	69
1229	„ C. G. v. Voigt	70
1230	„ Eichstädt	71
1231	„ C. G. v. Voigt	74
1232	„ C. G. v. Voigt	80
1233	„ C. G. v. Voigt	80
1234	„ Silvie v. Ziegesar	81
1235	„ August v. Goethe	82
1236	„ Christiane v. Goethe	83
1237	„ Pauline Gotter	84
1238	„ Christiane v. Goethe	85
1239	„ Charlotte v. Stein	86
1240	„ Zelter	87
1241	„ C F. v. Reinhard	88
1242	„ August v. Goethe	89
1243	„ Witzel	90
1244	„ Christiane v. Goethe	91
1245	„ Christiane v. Goethe	92
1246	„ C. v. Knebel	93
1247	„ C. G. v. Voigt	93
1248	„ Caroline v. Humboldt	95
1249	„ Cotta	97
1250	„ C. F. v. Reinhard	98
1251	„ Zacharias Werner	100
1252	„ Zelter	101
1253	„ Bettina Brentano	103
1254	„ Rochlitz	104
1255	„ Marianne v. Eybenberg	106
1256	„ C. F. v. Reinhard	107
1257	„ C. v. Knebel	109
1258	„ C. F. v. Reinhard	111
1259	„ Zelter	112
1260	„ Christiane v. Goethe	113
1261	„ Theater-Kommission	114
1262	„ Christiane v. Goethe	114
1263	„ Charlotte v. Schiller	115
1264	„ Bettina Brentano	116
1265	„ Charlotte v. Stein	117
1266	„ C. F. v. Reinhard	118

			Seite
1267	An	Christiane von Goethe	121
1268	„	Kirms	123
1269	„	Christiane von Goethe	123
1270	„	F. A. Wolf	125
1271	„	C. F. v. Reinhard	129
1272	„	Christiane von Goethe	131
1273	„	C. F. v. Reinhard	132
1274	„	Herzog Carl August	133
1275	„	Herzog Carl August	136
1276	„	Bettina Brentano	136
1277	„	Marianne v. Eybenberg	137
1278	„	Kirms	139
1279	„	Herzog Carl August	140
1280	„	Bettina Brentano	141
1281	„	C. F. v. Reinhard	142
1282	„	Sartorius	144
1283	„	Kirms	146
1284	„	Zelter	146
1285	„	Zelter	149
1286	„	Sachs.-Weimarisches Polizei-Kollegium	150
1287	„	C. F. v. Reinhard	151
1288	„	Peter Cornelius	153
1289	„	C. F. v. Reinhard	155
1290	„	J. v. Weyhrother	156
1291	„	L. v. Beethoven	158
1292	„	Zelter	159
1293	„	C. G. Körner	161
1294	„	Rochlitz	162
1295	„	F. A. Wolf	164
1296	„	Cotta	166
1297	„	Passow	168
1298	„	Nicolovius	170
1299	„	C. G. v. Voigt	171
1300	„	Elisa v. d. Recke	172
1301	„	Hoftheater-Kommission	173
1302	„	Klinger	174
1303	„	B. G. Niebuhr	175
1304	„	Friederike Bethmann-Unzelmann	178
1305	„	Herzog Carl August	179
1306	„	Hoftheater-Kommission	181
1307	„	Caroline v. Wolzogen	185
1308	„	Rochlitz	186
1309	„	C. F. v. Reinhard	189
1310	„	Caroline Ulrich	192
1311	„	Cotta	193
1312	„	C. v. Knebel	194
1313	„	C. v. Knebel	195
1314	„	Friedrich Schlegel	197

		Seite
1315	An F. v. Müller	199
1316	„ C. G. Körner	200
1317	„ F. H. Jacobi	202
1318	„ Cotta	205
1319	„ C. G. Körner	206
1320	„ Zelter	207
1321	„ C. G. Körner	208
1322	„ C. v. Knebel	208
1323	„ Zelter	210
1324	„ Christiane v. Goethe	210
1325	„ C. F. v. Reinhard	212
1326	„ Christiane v. Goethe	216
1327	„ B. G. Niebuhr	217
1328	„ Gräfin Josephine O'Donell	221
1329	„ C. G. Körner	224
1330	„ T. J. Siebeck	227
1331	„ Zelter	230
1332	„ Zelter	235
1333	„ F. H. Jacobi	236
1334	„ Zelter	239
1335	„ C. F. v. Reinhard	242
1336	„ C. L. v. Woltmann	243
1337	„ Herzog Carl August	245
1338	„ W. v. Humboldt	246
1339	„ Christiane v. Goethe	247
1340	„ Zelter	260
1341	„ Christiane v. Goethe	261
1342	„ August v. Goethe	263
1343	„ Christiane v. Goethe	264
1344	„ Riemer	266
1345	„ C. G. v. Voigt	268
1346	„ Christiane v. Goethe	270
1347	„ Gräfin Josephine O'Donell	272
1348	„ Knebel	274
1349	„ Knebel	275
1350	„ Kirms	276
1351	„ Sara v. Grotthuß	276
1352	„ Herzog Carl August	277
1353	„ v. Trebra	278
1354	„ Arthur Schopenhauer	280
1355	„ August v. Goethe	280
1356	„ Eichstädt	282
1357	„ C. v. Knebel	283
1358	„ Gräfin Josephine O'Donell	284
1359	„ S. Boisserée	286
1360	„ F. B. v. Bucholtz	288
1361	„ J. J. Riese	291
1362	„ Sara v. Grotthuß	292

Seite
1363 An Zelter 294
1364 „ A. v. Arnim 297
1365 „ C. v. Knebel 299
1366 „ C. v. Knebel 299
1367 „ Zelter 300
1368 „ C. F. C. v. Wolfskeel 302
1369 „ Zelter 303
1370 „ Klinger 305
1371 „ C. G. v. Voigt 306
1372 „ Kirms 308
1373 „ Iffland 310
1374 „ Herzogin Luise 311
1375 „ Carl Liebich 311
1376 „ Christiane v. Goethe 313
1377 „ Christiane v. Goethe 313
1378 „ Christiane v. Goethe 314
1379 „ Christiane v. Goethe 315
1380 „ C. F. v. Reinhard 317
1381 „ Christiane v. Goethe 318
1382 „ F. A. Wolf 319
1383 „ C. v. Knebel 320
1384 „ C. H. Schlosser 322
1385 „ Cotta 324
1386 „ B. A. Weber 325
1387 „ Zelter 327
Register 329



1184.

An Bettina Brentano.[1]

Sie haben Sich, liebe Bettine, als ein wahrer kleiner Christgott erwiesen, wissend und mächtig, eines jeden Bedürfnisse kennend und ausfüllend. Ihre Schachtel kam kurz vor Tische, verdeckt trug ich sie dahin wo Sie auch einmal saßen und tranck zuerst Augusten aus dem schönen Glase zu. Wie verwundert war er als ich es ihm schenckte! Darauf wurde Riemer[2] mit Kreuz und Beutel beliehen. Niemand errieth woher. Auch zeigte ich das höchst künstliche und zierliche Besteck, da wurde die Hausfrau verdrieslich daß sie leer ausgehen sollte. Nach einer Pause um ihre Geduld zu prüfen zog ich endlich den Gewandstoff hervor, das Räthsel war aufgelöst und jedermann im Lob und Preise Bettines fröhlich.

Wenn ich also noch umwende; so habe ich immer nur Lob und Danck Da Capo vorzutragen. Das ausgesuchte zierliche der Gaben war überraschend. Kunstkenner wurden herbeygerufen die artigen Balgenden[3] zu bewundern, genug es entstand ein Fest als wenn Sie eben selbst wieder gekommen wären.

---

[1] Bd. V, S. 258. Es ist dies Goethes erster Brief an Bettina. Seine Mutter schrieb dann in bezug darauf am 15. Januar: „Bettina ist vor Freude außer sich über deinen Brief, Sie brachte mir ihn im Triumpf — auch über Herrn Riemers Verse — Weimar ist Ihr Himmel.“ Riemer hatte ihr in einem Sonett „Belohnt bin ich von Eurer Majestät“ gedankt.

[2] Bd. V, S. 148.

[3] Wohl Amoretten.

Und nun hoffe ich bald Nachricht wie Sie die gute Mutter gefunden haben, wie Sie ihrer pflegen und was für Unterhaltungen im Gange sind. Der lieben Meline[1] Mützchen kam früher. Ich darfs nicht laut sagen es steht aber niemand so gut als ihr. Herrn Stollens[2] Attention auf dem blauen Papier hat Ihnen doch Freude gemacht. Adieu mein artig Kind! Schreiben Sie bald daß ich wieder was zu übersetzen habe.[3]

W. d. 9. Jan. 1808. G.

1185.*

An F. H. Jacobi.

Ich habe von dir, mein lieber Freund, diese Zeit her so mancherley Gutes erhalten, daß ich dir schon lange dafür hätte danken sollen. Seit ein paar Monaten aber ist meine Communication nach aussen ganz unterbrochen. Ich habe mich in allerley Arbeiten versenkt, viel mit gegenwärtigen Freunden und durchreisenden Fremden gelebt; besonders hat Werner,[4] der Sohn des Thals, den du ja auch kennst, uns durch sein Wesen, so wie durch seine Werke unterhalten und aufgeregt. Es kommt mir, einem alten Heiden, ganz wunderlich vor, das Kreuz auf meinem eignen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehen, und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne daß es mir gerade zuwider ist.

---

[1] Bettinas Schwester spätere Frau v. Guaita; sie hatte schon am 27. Dezember durch Frau Aja ein „Käppgen" übersandt.

[2] Jos. Ludwig Stolle (1778–1815), Herausgeber des „Prometheus" in Wien. Von einem „blauen Umschlag" spricht Goethe auch in dem ziemlich gleichzeitigen zehnten Sonett „Sie kann nicht enden".

[3] Dieser Satz wird jetzt als zwingender Beweis dafür angesehen, daß Goethe wirklich Bettinasche Briefe zu Sonetten umgedichtet habe, wie es Löper schon aus Anlaß des vierten Sonetts „Das Mädchen spricht" behauptet hatte.

[4] Zacharias Werner; über ihn und sein Drama „Sohn des Thals", s. Bd. V, S. 303.

Wir sind dieses doch dem höheren Standpunct schuldig, auf den uns die Philosophie gehoben hat. Wir haben das Ideelle schätzen gelernt, es mag sich auch in den wunderlichsten Formen darstellen.

An Gästen hat es uns nicht gefehlt. Savigny's und zwey Brentano's waren eine Zeitlang bey uns. Ich habe mir viel von dir und deinen Umgebungen erzählen lassen. Schellings Rede[1] hat mir viel Freude gemacht. Sie schwebt in der Region in der wir auch gern verweilen. Für alles Übrige gleichfalls den besten Dank. Laß mich von Zeit zu Zeit etwas sehen und erfahren . . .

Weimar den 11. Januar 1808. G.

1186.

An Zelter.

Speise ging vom Gefreßnen und Stärke vom Aufgezehrten, also sagt' ich, indem Ihr Kraftgefüllter Kasten ausgepackt wurde. Alles ist glücklich angekommen und der Topf war so tüchtig eingedrängt daß nichts ausgelaufen war, ob er gleich einen Choc bekommen hatte. Die Hausfrau dankt, besonders aber August, der die größten Bissen der Gabe zu verschlingen im Stande ist. Wir andern nehmen geringere Portionen davon.

Die Musik ist schon der kleinen Schule übergeben worden. Ihre erste Sendung ist noch immer das beste was wir die Zeit her erhalten haben. Gestern wurde das meiste davon unsern Fürstinnen vorgetragen, welche viel Vergnügen daran fanden.

---

[1] „Ueber das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur". München 1807.

Sie sagten einmal von einem Stabat Mater. Verzeihen Sie daß ichs erinnre. Meine kleine Anstalt geht recht gut; nur schreiten die jungen Leute, wie Sie wohl wissen, gar gern aus dem Wege und jeder dünkt sich behaglicher, wenn er Solo irgend ein lamentables Grablied oder ein jammervolles Bedauern verlorner Liebe singt. Ich lasse ihnen dergleichen wohl zu, gegen das Ende jeder Session, und verwünsche dabey die Matthissons, Salis, Tiedgen, und die sämmtliche Clerisey, die uns schwerfällige Deutsche sogar in Liedern über die Welt hinaus weist, aus der wir ohnehin geschwind hinauskommen. Dabey tritt noch der Fall ein daß die Musiker selbst oft hypochondrisch sind und daß selbst die frohe Musik zur Schwermuth hinziehen kann. Ich lobe mir was von Ihnen, lieber Freund, entspringt. Auch gestern wieder bey dem „Niemals erscheinen die Götter allein“, beym „Lieben Freunde, es gab bessre Zeiten“ war es gleich als ob Jedermann den Staub und die Asche des Jahrhunderts vom Haupte schüttelte.

Soviel Gutes verdancke ich Ihnen! Vielleicht seh ich mich einmal im Falle Ihnen etwas dagegen zu erstatten. Das beste Lebewohl.

W. d. 22. Jan. 1808.

Goethe.

1187.*

An Nikolaus Meyer.

Weimar den 1. Febr. 1808.

... Der 30. Jan. ist bey uns ein Fest, das Sie oft mit gefeyert haben. Diesmal brachten wir ein neues Stück von Werner: Wanda, Königinn der Sarmaten, auf die

Bühne; wobey unser Personal, so wie unsere Decorateurs und Theatermeister zeigten was sie vermochten. Die Recitation des sehr abwechselnden Versmaßes gelang über alle Erwartung. Das Stück wird sich, seinen äußeren Forderungen nach, wohl auf allen Theatern geben lassen. Es verlangt kaum soviel Anstalten als die Jungfrau von Orleans. Die innern Forderungen sind desto schwerer zu erfüllen. Die Fabel ist zwar plan, die Situationen natürlich und deutlich; aber die Ausführung unendlich zart und an manchen Stellen ins Geheimnißreiche sich verbergend. Wir haben diesen merkwürdigen Mann seit 8 Wochen hier. Er findet durchaus vielen Beyfall, so wie auch das Stück mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. So viel für heute. Recht viele Grüße an Ihre liebe Frau. G.

1188.

An Heinrich v. Kleist.

Ew. Hochwohlgebornen

bin ich sehr dankbar für das übersendete Stück des Phöbus.[1] Die prosaischen Aufsätze, wovon mir einige bekannt waren, haben mir viel Vergnügen gemacht. Mit der Penthesilea kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region daß ich mir Zeit nehmen muß mich in beyde zu finden. Auch erlauben Sie mir zu sagen (denn wenn man nicht aufrichtig seyn sollte, so wäre es besser, man schwiege gar), daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll. Ein Jude der auf den

[1] Kleists Zeitschrift, die er mit Adam Müller herausgab.

Messias, ein Christ der aufs neue Jerusalem, und ein Portugiese der auf den Don Sebastian wartet, machen mir kein größeres Misbehagen. Vor jedem Brettergerüste möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: hic Rhodus, hic salta! Auf jedem Jahrmarkt getraue ich mir, auf Bohlen über Fässer geschichtet, mit Calderons Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen. Verzeihen Sie mir mein Geradezu: es zeugt von meinem aufrichtigen Wohlwollen. Dergleichen Dinge lassen sich freylich mit freundlichern Tournüren und gefälliger sagen. Ich bin jetzt schon zufrieden, wenn ich nur etwas vom Herzen habe. Nächstens mehr.

Weimar den 1. Februar 1808. Goethe.

1189.

An Bettina Brentano.

Weimar den 24. Februar 1808.

Sie haben, liebe kleine Freundinn, die sehr grandiose Manier uns Ihre Gaben immer recht in Masse zu senden. So hat mich Ihr letztes Packet[1] gewissermaßen erschreckt. Denn wenn ich nicht recht haushältisch mit dem Inhalt umgehe, so erwurgt meine kleine Hauscapelle eher daran als daß sie Vortheil davon ziehen und uns Freude dadurch machen sollte. Sie sehen also, meine Beste, wie man sich durch Großmuth selbst dem Vorwurf aussetzen könne. Lassen Sie sich aber nicht irre machen. Zunächst soll Ihre Gesundheit von der ganzen Gesellschaft recht ernstlich getrunken und darauf das Confirma hoc Deus von Jomelli angestimmt werden,[2]

---

[1] Mit Musikalien.

[2] Laut Tagebuch zum ersten Male am 6. März.

so herzlich und wohlgemeint als nur jemals ein salvum fac Regem.

Und nun gleich wieder eine kleine Bitte, damit wir nicht aus der Übung kommen. Senden Sie mir doch gelegentlich die jüdischen Broschüren. Ich möchte doch sehen wie sich die modernen Israeliten gegen die neue Städtigkeit gebehrden, in der man sie freylich als wahre Juden und ehemalige kaiserliche Kammerknechte tractirt.[1] Mögen Sie etwas von den christlichen Erziehungsplanen beylegen, so soll auch das unsern Dank vermehren. Ich sage nicht, wie es bey solchen Gelegenheiten gewöhnlich ist, daß ich zu allen gefälligen Gegendiensten bereit sey; doch wenn etwas bey uns einmal reif wird was Sie freuen könnte, so soll es auch zu Ihnen gelangen. Grüßen Sie Arnim vielmals und sagen ihm er möchte mir doch auch einmal wieder schreiben.

Goethe.

1190.

An F. H. Jacobi.

Da es zwischen Freunden doch manche Differenz geben kann; so ist es höchst erquicklich sich einmal zusammen ganz unbedingt an einer und derselben Sache zu freuen. Dieser Fall tritt ein, indem das Geschenk[2] vor mir liegt, das

[1] Goethes Mutter hatte ihm am 15. Januar geschrieben: „das Volck Israhel zu deusch die Juden sind an ihrem Mesias etwas irre geworden, Unser gnädigster Fürst Primas erlaubte ihnen zum Anfang Seiner Regirung die Spatzirgänge vor den Thoren mit Christen gemeinschaftlich zu gebrauchen — da bildeten sie sich nun ein das es immer weiter gehen würde und sie sahen die Thore des neuen Jerusalems sich öffnen — aber da kam bey Varrentrapp und Wenner etwas gedruckes heraus das dem neuen Jerusalem gar nicht ähnlete und sie stutzig machte — Neue Stättigkeit und Schutz-Ordnung der Franckfurther Judenschaft — ein wahres Meisterstück in seiner art."

[2] Strixners „Albrecht Dürers christlich-mythologische Handzeichnungen in lithographischer Manier gearbeitet". München 1808.

mir durch deine Hand zukommt. Die W. K. F.[1] werden sogleich in unserer Literaturzeitung ihren Jubel darüber vernehmen lassen, und ich sage deswegen gegenwärtig nichts weiter als dir und Herrn von Aretin[2] den besten Dank. Man hätte mir soviel Ducaten schenken können, als nöthig sind die Platten zuzudecken, und das Gold hätte mir nicht soviel Vergnügen gemacht als diese Werke: denn ich hätte es doch ausgeben müssen und es wäre mir dabey vielleicht nicht so wohl geworden, als bey Betrachtung des unschätzbaren Nachlasses.

Die wunderlichen beygefügten Hefte machen die Brust freylich nicht so frey. Wenn ich mich über Rottmanns Controvers[3] befragte, so fand ich bey mir, daß ich doch auch geneigter bin, von den sogenannten dunklen Jahrhunderten besser zu denken als du. In meines Vaters Hause, sage ich mir, sind viel Appartementer, und der dunkle Keller unten gehört so gut zum Pallast als der Altan auf dem Dache. Da ich jetzt meine Collectaneen zur Geschichte der Farbenlehre einigermaßen redigire und ordne; so muß ich in die Geschichte der Kunst, der Wissenschaft, der Welt überhaupt eingehen. Und da kommt mir denn doch vor, daß immer noch in denen Zeiten, die uns stumm und dumm scheinen, ein lauter Chorgesang der Menschheit erscholl, dem die Götter gern zuhören durften. Und für mich ist es immer ein herrlicher Anblick in das dunkle tiefe energische Wirken hineinzuschauen. Wie schön nehmen sich alsdann die einzelnen Völker und Geschlechter aus, die das heilige Flämmchen des Bewußtseyns bewahren und fortpflanzen! wie vortrefflich diejenigen Menschen, in denen die Flamme

[1] Die in der Jenaischen Literaturzeitung übliche Chiffre (Weimarer Kunstfreunde).

[2] Joh. Chr. Freiherr v. Aretin (1773–1824), Oberbibliothekar in München.

[3] Das Tagebuch verzeichnet am 1. März „Die Astische Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst, 1. Heft; ingl. Rottmann gegen Jacobi“.

wieder einmal aufschlägt. So habe ich eine unbedingte Verehrung für Roger Baco[1] gefaßt; dagegen mir sein Namensvetter, der Canzler,[2] wie ein Hercules vorkommt, der einen Stall von dialectischem Miste reinigt, um ihn mit Erfahrungsmist füllen zu lassen.

Nichts ist natürlicher, als daß mir bey diesem mythologischen Namen der neue Hercules Friedrich[3] einfällt, der statt mit einer Keule mit einem Schlegel einherschreitet. Es ist mir sehr angenehm zu sehen, daß ihn auch einmal das Loos trifft, in die Reihe der Cäsaren und Alleinherrscher aufgenommen zu werden, und bin nur neugierig, wem er im nächsten Quartal wird weichen müssen. Da mich die Geschichte in dieser Serie doch auch aufführen muß, so komm ich mir vor wie Diocletian in Spalatro, und sehe höchst geruhig zu, wie sich meine Nachfolger vertreiben und erwürgen.

Übrigens bin ich nur zu sehr geehrt von dem was die Herren von mir sagen. Ein solches Lob hatte ich wohl zu verdienen gewünscht aber nicht gehofft, und es soll mir nunmehr höchst angenehm seyn, als letzter Heide zu leben und zu sterben.

In wiefern ich von Schellings Rede, ihrer Anlage und Form nach, differire, weiß ich selbst nicht recht. Der Inhalt ist im Ganzen mit dem übereinstimmend, was die W. K. F., welche freylich keine Elohims sind, für wahr halten und auch oft genug ausgesprochen haben: wahr im productiven Sinne, nemlich, daß auf diesem Wege etwas entspringen und das Entsprungene einigermaßen begriffen werden kann.

Werner ist nun fast drey Monate bey uns. Wir haben alles gethan, um seine Wanda geltend zu machen.

---

[1] Roger Bacon (Baco), der gelehrte englische Mönch (»Doctor mirabilis«) 1214–1292.

[2] Francis Bacon, Baron von Verulam (1561–1626).

[3] Schlegel.

Es ist ein vorzügliches Talent. Daß er dem modernen Christenwesen anhängt, ist seinem Geburtsorte, seinem Bildungskreise und seiner Zeit gemäß. Daß die deutsche Dichtkunst diese Richtung nahm, war unaufhaltsam; und wenn etwas daran zu tadeln ist, so tragen die Philosophen auch ein Theil der Schuld. Die gemeinen Stoffe, die das Talent gewöhnlich ergreift, um sie zu behandeln, waren erschöpft, und verächtlich gemacht. Schiller hatte sich noch an das Edle gehalten; um ihn zu überbieten mußte man nach dem Heiligen greifen, das in der ideellen Philosophie gleich bey der Hand lag.

Bey den Alten, in ihrer besten Zeit, entsprang das Heilige aus dem sinnlich faßlichen Schönen. Zeus wurde erst durch das olympische Bild vollendet. Das Moderne ruht auf dem sittlich Schönen, dem, wenn man will, das sinnliche entgegensteht; und ich verarge dir's gar nicht wenn du das verkoppeln und verkuppeln des Heiligen mit dem Schönen oder vielmehr Angenehmen und Reizenden nicht vertragen magst: denn es entsteht daraus, wie uns selbst die Wernerschen Sachen den Beweis geben, eine lüsterne Redouten- und Halb Bordellwirthschaft, die nach und nach noch schlimmer werden wird.

Eben so folgerecht als das Vorhergehende ist auch die Sucht, daß ein Mann von Talent nicht allein sein Werk bewundert, sondern auch seine Person geliebt, verehrt haben will, und sich deshalb zu einer Art von Lehrer und Propheten aufwirft. Doch kann ich ihnen auch das keineswegs verargen. Der Schauspieler, Musicus, Maler, Dichter, ja der Gelehrte selbst erscheinen mit ihrem wunderlichen, halbideellen halbsinnlichen Wesen jener ganzen Masse der aus dem Reellen entsprungenen und an das Reelle gebundenen Weltmenschen wie eine Art von Narren, wo nicht gar wie Halbverbrecher, wie Menschen die an einer levis notae macula

laboriren. Sollen denn also unter dieser desavantagirten Caste nicht auch gescheute Leute entstehen, die begreifen, daß gar kein Weg ist, um aus dieser Verlegenheit zu kommen, als sich zum Braminen, wo nicht gar zum Brama aufzuwerfen?

So ist die Weihe der Kraft[1] eine der tollsten Performances die man je gesehen. Kann man aber Ifflanden verdenken, daß er, der soviele Schelmen und Narren spielen, und sich bey dem Publicum, das ewig nur den Stoff sieht, herabsetzen mußte, nun auch endlich in Versuchung geräth, als protestantischer Heiliger aufzutreten, und seine Fastnachtsbretter zum respectabeln Reichs[2] einzuweihen, eine feste Burg ist unser Gott herunter zu intoniren und am [3] an deutsche Kraft zu appelliren, die den 14. October zum Teufel ging, weil in den Deutschen kein Sinn vorhanden war.

Eben so macht mir Werner Spaß, wenn ich sehe, wie er die Weiblein mit leidlich ausgedachten und artig aufgestutzten Theorieen von Liebe, Vereinigung zweyer prädestinirten Hälften, Meisterschaft, Jüngerschaft, verastralisirten Mignons zu berücken weiß; die Männer mit ineinander geschachtelten Mönchs- und Rittergraden, mit nächtlichen Kirchen und Capellen, Särgen, Fallthüren, teuflischen Baffometesköpfen, Geheimnisse mehr versprechenden als verbergenden Vorhängen, so künstlich als listig anzuregen, ihre Neugierde zu zu hetzen, ihr eignes dunkles Geheimnißreiches noch mehr zu trüben und zu verwirren, und sie dadurch sämmtlich für sich zu interessiren versteht. Dem ich denn allem bestens Vorschub thue, um einen so vorzüglichen Mann zu fördern und die Menschen dabey glücklich zu machen. Was haben sie sich nicht von mir abgewendet und mich gescholten, als ich ihnen die platten Resultate, worauf das Cophtische Wesen zuletzt doch führen muß, in einer lustigen Comödie vor Augen

[1] Von Zacharias Werner.
[2] und [3] Auslassungen im Text.

stellte. Wie hätten sie mich dagegen nicht angefreundet und geliebt, wenn ich mir hätte die Mühe geben wollen, ein Schelm oder Halbschelm zu seyn und sie zum besten zu haben.

Vielleicht bring ich noch etwas von Wernern auf die Bühne, und hoffe überhaupt daß sein Aufenthalt bey uns ihm dazu dienen werde, daß er sein sehr schönes Talent mehr, es sey nun zu epischen oder dramatischen Zwecken, concentrire. Seine Tendenz möchte ich, wenn ich auch könnte, nicht ändern. Er ist ein Sohn der Zeit und muß mit ihr leben und untergehn; und was von ihm übrig bleibt, ist allenfalls auch nicht schlecht.

Zum Schlusse sage ich nur noch soviel. Wenn ich dir Jemanden empfehle, es sey von deinen Umgebungen, oder einen Ankömmling oder einen Reisenden; so versteht es sich immer, daß hiebey nichts dringendes gemeint ist und du alles nach deinem Können und Wollen einrichten magst.

Aus einer Stelle deines Briefes kann ich mir nunmehr erklären, warum ich von dir als Präsidenten so viel, und von deiner Academie, als Institut, so wenig Gutes vernehme. Da du aber einmal der *λόγος* derselben bist, so wirst du ja auch die *σὰρξ* nach deinem Ebenbilde organisiren.

Hiemit lebe wohl, habe Dank für das Übersendete und für den Brief durch den du mich zu einer weitläufigen Antwort ermuntert hast. Nach Carlsbad geh' ich im Frühjahre. Was der Sommer und Herbst über mich verfügen, will ich erwarten. Ich denke oft genug an euch, so daß der Wunsch nothwendig rege werden muß, euch einmal wieder zu sehen. Mein August geht auf Ostern nach Heidelberg. Wenn ich zwölf Söhne hätte, so schickte ich jeden an einen andern Ort, um an meinem eignen Fleisch und Bein zu erfahren, wie es überall aussieht.

Viele Grüße und ein herzliches Lebewohl.

W. d. 7. März 1808. Goethe.

1191.

An Bettina Brentano.

Die Documente philanthropischer Christen- und Judenschaft sind glücklich angekommen, und Ihnen soll dafür, liebe kleine Freundinn, der beste Dank werden. Es ist recht wunderlich, daß man eben zur Zeit, da so viele Menschen todtgeschlagen werden, die übrigen aufs beste und zierlichste auszuputzen sucht. Fahren Sie fort mir von diesen heilsamen Anstalten, als Beschützerinn derselben, von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben. Dem Braunschweigischen Juden Heiland[1] ziemt es wohl sein Volk anzusehen, wie es seyn und werden sollte; dem Fürsten Primas[2] ist aber auch nicht zu verdenken, daß er dieß Geschlecht behandelt wie es ist, und wie es noch eine Weile bleiben wird. Machen Sie mir doch eine Schilderung von Herrn Molitor.[3] Wenn der Mann so vernünftig wirkt, als er schreibt, so muß er viel Gutes erschaffen.

Ihrem eigenen philanthropischen Erziehungswesen aber wird Überbringer dieses, der schwarzaugige und braunlockige

---

[1] Israel Jacobson (1768—1828), Begründer der Jacobsonschule in Seesen. Nach der Einverleibung Braunschweigs in das Königreich Westfalen ging der Braunschweigische Judenheiland nach Kassel, wo er Präsident eines jüdischen Konsistoriums wurde.

[2] Dalberg, damals Großherzog von Frankfurt.

[3] Der Vorsteher des Frankfurter Philanthropins zur Hebung der Judenschaft, Jos. Franz Molitor (geb. 1779). Bettina schreibt über ihn an Goethe: „Molitor war gestern bei mir; ich las ihm die Worte über ihn aus Deinem Briefe vor, sie haben ihn sehr ergötzt; dieser Edle ist der Meinung, daß, da er einen Leib für die Juden zu opfern habe, und einen Geist ihnen zu widmen, beide auch recht nützlich anzuwenden; es geht ihm übrigens nicht sehr wohl, außer in seinem Vertrauen auf Gott, bei welchem er jedoch fest glaubt, daß die Welt nur durch Schwarzkunst wieder ins Gleichgewicht zu bringen ist. Er hat groß Vertrauen auf mich und glaubt, daß ich mit der Divinationskraft begabt bin brav ist er und will ernstlich das Gute; bekümmert sich deswegen nichts um die Welt und um sein eigen Fortkommen; ist mit einem Stuhl, einem Bett und mit fünf Büchern die er im Vermögen hat, sehr wohl zufrieden."

Jüngling[1] empfohlen. Lassen Sie seine väterliche Stadt auch ihm zur Vaterstadt werden, so daß er glaube sich mitten unter den Seinen zu befinden. Stellen Sie ihn Ihren lieben Geschwistern und Verwandten vor und gedenken Sie mein, wenn Sie ihn freundlich aufnehmen. Ihre Berg-Burg-Kletter- und Schaurelationen versetzen mich in eine schöne heitre Gegend und ich stehe nicht davor daß Sie nicht gelegentlich davon eine phantastische Abspieglung in einer fata morgagna zu sehn kriegen.

Da nun von August Abschied genommen ist, so richte ich mich ein von Haus und der hiesigen Gegend gleichfalls Abschied zu nehmen und bald möglichst nach den Carlsbader Gebirgen zu wandeln.

Heute um die 11. Stunde wird confirma hoc Deus gesungen, welches schon sehr gut geht und großen Beyfall erhält.

Weimar den 3. April 1808. G.

1192.

An Bettina Brentano.

Weimar den 20. April 1808.

Auch gestern[2] wieder, liebe Freundinn, hat sich aus Ihrem Füllhorn eine reichliche Gabe zu uns ergossen, gerade zur rechten Zeit und Stunde: denn die Frauenzimmer waren in großer Überlegung, was zu einem angesagten Fest angezogen werden sollte. Nichts wollte recht

---

[1] August v. Goethe.

[2] Im Tagebuch vom 19. April verzeichnet Goethe: „Kam ein Kleid von Bettina Brentano an mit verschiedenen Flugschriften. Gegenschrift gegen Jacobson."

passen; als eben das schöne Kleid[1] ankam, das denn sogleich nicht geschont wurde. Nehmen Sie recht vielen Dank von uns dafür. Da unter allen Seligkeiten, deren sich meine Frau vielleicht rühmen möchte, die Schreibseligkeit die allergeringste ist; so verzeihen Sie, wenn sie nicht selbst die Freude ausdrückt, die Sie ihr gemacht haben. Wie mager es bey uns aussieht fällt mir erst recht auf, wenn ich umherblicke und Ihnen doch auch einmal etwas freundliches zuschicken möchte. Darüber will ich mir nun also weiter kein Gewissen machen, und auch für die gedruckten Hefte danken.

Es war mir sehr angenehm zu sehen, daß man den Finanzgeheimräthlichen, Jacobinischen Israels Sohn[2] so tüchtig nach Hause geleuchtet hat. Können Sie mir den Verfasser der kleinen Schrift wohl nennen. Es sind treffliche einzelne Stellen drinn, die in einem Plaidoyé von Beaumarchais wohl hätten Platz finden können. Leider ist das ganze nicht rasch, kühn und lustig genug geschrieben, wie es hätte seyn müssen, um jenen Humanitätssalbader vor der ganzen Welt ein für allemal lächerlich zu machen. Nun bitte ich aber noch um die Judenstädtigkeit selbst, damit ich ja nicht zu bitten und zu verlangen aufhöre.

Was Sie mir von Molitor zu sagen gedenken, wird mir sehr angenehm seyn. Auch durch das letzte was Sie von ihm schicken wird er mir merkwürdig, besonders durch das was er von der Pestalozzischen Methode sagt. Leben Sie recht wohl! Haben Sie tausend Dank für die gute Aufnahme des Sohns und bleiben den Eltern günstig. G.

---

[1] Bettina hatte am 7. April an Christiane geschrieben: „Erinnern Sie sich noch des Abends, den wir bei Frau von Schopenhauer zubrachten, und man eine Wettung machte, ich könne keine Nähnadel führen? — Ein Beweis, daß ich damals nicht gelogen habe, ist beikommendes Röckelein; ich hab' es so schön gemacht, daß mein Talent für weibliche Handarbeit ohne Ungerechtigkeit doch nicht mehr in Zweifel gezogen werden kann."

[2] Israel Jacobson.

1193.

An Johanna Frommann.

Die Bedencklichkeit vertraute Briefe, besonders Gegenwärtiger, mitzutheilen, überwinde ich um Ihnen unsern Werner wieder einmal recht zu vergegenwärtigen. Dichtern sieht man ja überhaupt wohl nach, wenn sie das Vorrecht sagen zu können was sie fühlen, gegen den Freund, gegen die Geliebte vielleicht übermässig ausüben. Dunckle Stellen werden mündlich erläutert. Auch seine Sammlung Sonnette hab ich vollständig bey mir. Wir sollten ihm zu Lieb und Ehre einmal alle hintereinander hören und beherzigen. Da mir dieser wunderlich bedeutende Mann in Ihrem Kreise zuerst lieb und angehörig ward, so mag ich in seinem Namen gern jene schönen Tage zurückrufen. Gelegenheit hierzu wird sich um so eher finden als Minchens[1] häuslicher Genius die Oberhand zu behaupten scheint und die neuen Bekanntschaften im Freyen wohl noch einige Zeit ausgesetzt bleiben dürften, wir wollen uns indessen der alten schon erworbenen freuen. Bringen mir die Boten irgend etwas Bedeutendes, so komme ich, wenn auch noch spät.

27. April 1808. G.

1194.

An Christiane v. Goethe.

Hierbey kommt wieder eine Schachtel Pflanzen, wenn du noch mehr willst darffst du es nur schreiben, meine Liebe; der Sellery kommt später. Leider begünstigt mich das Wetter

---

[1] Minchen Herzlieb (Bd. V, S. 306).

nicht. Wir sitzen meist zu Hause, und gehen Abends bey den Freunden herum, wo meist etwas vorgelesen wird. An meiner Pandora[1] habe ich etwas gearbeitet und will sehen ob's möglich ist eh ich weggehe den Wienern eine Sendung auszufertigen, woran mir in mehr als Einem Sinne viel gelegen ist. Werner hat geschrieben und grüßt vielmal, der Brief ist ein völliger Abdruck seines wunderlichen Wesens.

Sogern ich einen Hecht geschickt hätte habe ich doch nicht dazu gelangen können. Es ist noch zu kalt, darum steigt keiner, auch ist das Wasser sehr gros und die Flöße geht starck, alles Hindernisse der Fischerey. Doch hat man mir sobald nur möglich einen zugesagt.

Ich will noch einige Tage zusehen wie es mit meiner Arbeit geht. Auf alle Fälle nehme ich hier einen Wagen und komme ohne weitre Anmeldung. Meyers Nähe macht mir viel Vergnügen, er ist gar so tüchtig, einsichtsvoll und brav.

Augusten[2] will ich von hieraus schreiben. Ich habe Zeit genug dazu. Ich wünsche daß er bald einige Freunde finde an die er sich anschließt, in Franckfurt war er mitten im Getümmel einsam.

Lebe wohl mein gutes Herz! Ich freue mich auf deinen wohlbepflanzten Garten. Wegen der Fuhre nach Carlsbad hab ich Abrede genommen.

J. d. 29. Apr. 1808. G.

1195.

An Zacharias Werner.

Ihren erfreulichen Brief, mein lieber Werner, erhielt ich in demselben Revier, wo ich zuerst Ihre Bekanntschaft

[1] „Pandoras Wiederkunft", ein Festspiel von Goethe, erschien 1808 in der Wiener Zeitschrift „Prometheus".

[2] Der die Universität Heidelberg bezogen hatte.

machte,[1] die mir nachher so lieb und werth geworden ist. Gleich ward an der Stelle, wo Sie das Kreuz gepflanzt hatten, ein Liebesmahl gehalten, die sämmtlichen Gedichte der Reihe nach vorgelesen und des wunderlichen Gesellen in allem Guten gedacht. Tausend Gegengrüße von Jena und nun auch von Weimar, wo ich mich wieder befinde, um bald nach Carlsbad abzugehen.

Die Abschrift des Attila ist heute nach Berlin abgegangen. Die Sonette sollen nach Wien[2] und vielleicht auch Ihre Autors Confession,[3] wenn ich sie vorher noch einmal in meiner Stille überlegt habe. Mich beleidigt die Art von Selbstlob nicht, welche diese Blätter enthalten, und freylich ist es auch kein Unglück, wenn man das Publicum beleidigt: denn vom Schmeicheln hat man auch keine Frucht.

Können Sie mir Ihre Schriften, ältere und neue, noch zuschicken, daß sie vor dem 10. May hier anlangen; so will ich sie mitnehmen und zwar nicht Ihr Evangelium aber doch Sie unterwegs predigen. Nach Carlsbad schicken Sie mir kein Paket, wohl aber einen Brief und sagen mir wie es Ihnen in Berlin ergangen.

Ihr Lied[4] wird auch nach der neuen Auflage mit guten Gesinnungen gesungen; doch verändern die schönen Kinder den letzten Vers folgendermaßen:

> Er wußte zu lieben, wir wissen es auch;
> Und wär' er nur treu der verwegene Gauch,
> So blieb' ihm wohl eine getreu.

Weimar den 2. May 1808. G.

---

[1] In Jena, Dezember 1807.

[2] An die Zeitschrift „Prometheus", wo im 5. und 6. Heft Werners „Sonette eines Reisenden" erschienen, ebenso wie

[3] des „Autors Confession", Werners anonymer Aufsatz „Ueber die Tendenz der Wernerschen Schriften".

[4] Des „Liebesgesellen Abschiedslied an die schönen Jenenserinnen im Dezember 1807"; der von den „schönen Kindern" variierte Vers lautet ursprünglich:

> Er war uns so lieb doch, der närrische Gauch,
> Er wußte zu lieben, wir wissen's wohl auch,
> Drum blieben dem Treu'n wir getreu.

Lassen Sie nur Niemanden merken, daß jener Aufsatz eine Confession von Ihnen ist. Wir wollen es verheimlichen, und als Aufsatz eines Dritten sind diese Blätter höchst bedeutend und ein seltsamer Bissen fürs Publicum.

1196.

An Zelter.

Den 12. May gehe ich von hier weg. Ich kann also auf den gegenwärtigen Brief hier keine Antwort mehr von Ihnen erwarten. Schicken Sie aber doch die Eberweinischen Gesänge, den Bogen von Faust, unter meiner Adresse hierher. Mein Haus Büreau besorgt das weitere. Einen Brief bitte ich mir nach Carlsbad zu senden, wo ich etwa den 15. anlange. Bey den drey Mohren ist mein Quartier.

Kommen auch die acht Bände meiner Werke nach meiner Abreise an, so ist doch bestellt, daß Sie solche gleich erhalten. Die wenige Aussicht, die Sie zu einem ruhigern Zustande haben, macht mich oft nachdenklich, ja confus. Man sieht wohl daß man nach und nach seine ganze Vorstellung verändern, die Hoffnung auf die Rückkehr des Alten völlig aufgeben, und sich für die übrige Zeit seines Lebens wo nicht erneuen, doch umwenden müßte. Schreiben Sie mir hübsch einen langen Brief, so sollen Sie auch von Carlsbad aus manches von mir hören.

Weimar den 3. May 1808. Goethe.

1197.*

An C. v. Knebel.

(3. oder 4. Mai.)

Herzlichen Dank, mein lieber Freund, für deinen Gruß und für die gute Neigung, die du fortdauernd zu mir hegen

magst. Ich will fleißig seyn um euch von Zeit zu Zeit eine geistige Freude zu machen, da es mit den leiblichen jetzt nicht weit her ist. Du erhältst hierbey den Prometheus,[1] theile ihn den Freunden mit, doch sorge, daß ich ihn gewiß heut über acht Tage wiederkriege: denn ich möchte ihn doch mit nach Carlsbad nehmen . . .

Durch die Tagesblätter cursiren schon Stellen von Faust. Hier hast du einen Bogen, den du behalten kannst. Ich freue mich, daß dieses Stückwerk bald nicht mehr so ganz zerstückt vor dir erscheinen wird.

Ich will sorgen, daß du das dritte Stück Prometheus auch nach meiner Abreise erhältst. Sende es nur gleich an Vulpius den Übersender zurück. Auch in diesem nimm die näher schreitende Pandora freundlich auf. Es ist ein herzliebes Kind, das ich gut auszustatten gedenke.

Mit den Dresdnern habe ich gleich gebrochen. Denn ob ich gleich Adam Müller sehr schätze und von Kleist kein gemeines Talent ist, so merkte ich doch nur allzu geschwind, daß ihr Phöbus in eine Art von Phébus übergehen würde; und es ist ein probates Sprichwort, das man nur nicht oft genug vor Augen hat: der erste Undank ist besser als der letzte . . .

Lebe recht wohl. Wir wollen suchen noch einige Zeit superstites[2] zu bleiben. Grüße die Deinigen von mir und meinem Hause zum schönsten. G.

1198.

An Frau v. Staël.

Wenn diesmal durch mancherley Zusammentreffendes mein Abschied von Hause mir empfindlicher ward als gewöhnlich;

---

[1] Die Wiener Zeitschrift.

[2] Ueberlebende (am Leben).

so hatte der Gedancke, daß ich Sie, verehrte Freundinn, auf Ihrer Durchreise nicht sehen sollte, keinen geringen Antheil an diesen Gefühlen.

Darein jedoch, wie in so manches, mußt ich mich ergeben und nun leb ich seit zehen Tagen in dem anmuthigsten Frühling, der hier durch Gegensätze noch schöner wird. Die Blüten, das junge Grün der Bäume, der Berg-Matten, zwischen finstern Felsen, duncklen Fichtenwäldern, um graue Holzgebäude, scheinen noch einmal so schön; wovon Sie auf Ihrem Wege gewiß manches Beyspiel gefunden haben. Und nun eben da ich mich wieder glücklich fühle, erneuen Sie jenen Kampf, indem Sie mich auf eine so freundliche Weise nach Dresden einladen.

Daß ich aufrichtig rede! Wenn Sie mich zu irgend einem einsamen Bergschloß beschieden hätten, wo ich hoffen könnte, Sie, von wenigen Vertrauten umgeben, in ruhiger Sammlung zu finden, und einige Tage mit Ihnen zu verleben; nichts sollte mich abhalten Sie aufzusuchen und jene glücklichen Stunden zu erneuern, die uns an Ihrer Seite früher geworden sind. Dencke ich mir aber die bedeutende Stadt, geziert mit köstlichen Kunstwercken, umgeben von einer herrlichen Natur, und Sie mitten in einer zudringenden Gesellschaft; so sehe ich schon zum Voraus den Zweck meiner Reise vereitelt, ich fühle die Hindernisse mich mittheilen zu können, die Anlässe zu Verstimmungen und ich scheide verdrieslich.

Lassen Sie mich also, beste Freundinn, in meiner Einsamkeit verharren, wo ich Ihrem Andencken so manche Stunde wiedme, wo ich eifrig wünsche, daß Sie in Dresden fröhlich, auf der ferneren Reise glücklich, und in Weimar auch meiner Eingedenck seyn mögen.

Geben Sie ja bald Ihre Bemerckungen über uns ehrliche Deutsche! Wir verdienen durch den guten Willen einer freundlichen Nachbarinn und Halb-Landsmännin auf-

geregt, ermuntert zu werden und uns in einem so lieben Spiegel zu beschauen. Erlauben Sie mir sodann, was ich so gern schon nach gelesner Corinna gethan hätte, meine lebhafte Theilnahme an Ihnen selbst und Ihren Arbeiten, meine Verehrung, meine Bewunderung auch einmal schriftlich und umständlich vorzulegen.

Ihrem Begleiter[1] und Ihrer Umgebung die besten Grüsse.

Carlsbad ce 26. May 1808. Goethe.

1199.

An Christiane v. Goethe.

Dein lieber frühzeitiger Brief hat mich sehr gefreut, es war der erste den ich hier erhielt. Nun wird auch was ich durch den Kutscher sendete wohl angekommen seyn. Dem Eger Wasser wünsche gute Wirckung.

Der Frühling ist auch hier auserordentlich schön, alles blüht und grünt neu auf zwischen den alten Felsen und Fichtenwäldern. Ich kann diesmal der Gegend besser genießen, ich befinde mich sehr wohl und besteige die Berge wie vor alters.

Noch ist es sehr einsam hier. Außer den bekannten Carlsbader Einwohnern habe ich fast mit niemand gesprochen; dagegen bin ich viele Stunden des Tags unter freyem Himmel theils mit Riemer theils allein und lasse mir wohl seyn.

Da hab ich denn Zeit allerley zu überdencken, und da fehlt es nicht, daß ich mich deiner und aller Liebe und Treue erinnre die du an mir thust und mir das Leben so bequem machst daß ich nach meiner Weise leben kann; dafür ich denn auch im Stillen immerfort für dich und den guten

---

[1] Benjamin Constant.

August sorge, der uns noch viel Freude machen wird. Was du von Heidelberg gehört hast, mag für den Anfang recht gut seyn; wenn er nur nicht des Guten zu viel thut und zunächst müde wird. Doch das wird sich alles geben und eins aus dem andern entwickeln.

Unsre kleine Wirthschaft geht sehr artig und ordentlich. Freylich muß man im Gleise bleiben, sich von willkührlichen Ausgaben enthalten und besonders der Kauf- und Schenck-lust widerstehen. Auf alle Fälle komme ich leidlicher weg als vor einem Jahre.

Mit den Theaterfreunden mache du's nur immer auf alte Weise, Anfangs nicht zu viel gethan damit man nicht zurück zu gehen braucht. Hast du denn Herrn Meusel und andern denen wir eine Artigkeit schuldig sind etwas erzeigt? Versäume es nicht.

Noch hab ich keine weitern Briefe. Lebe recht wohl. Das Wetter ist sehr schön und mir geht es auch sehr gut. Wenn sich meine Gedancken manchmal an die Gränze von Polen[1] verlieren; so kehren sie bald wieder über Weimar nach Heidelberg zurück und so besuch ich meine lieben Kinder eins nach dem andern. Lebe recht wohl. Liebe mich und laß uns immer zusammen verharren.

Carls Bad d. 29. May 1808. G.

1200.*

An August v. Goethe.

Carlsbad den 3. Juni 1808.

Deinen Brief vom 23. May überreichte mir der Post Secretär heute früh als ich nach dem Brunnen ging. Er

---

[1] Es ist wohl die Lektüre der Spittlerschen Staatengeschichte gemeint, von der das Tagebuch jetzt täglich meldet. Am 31. Mai heißt es: „Polen durchgelesen".

war mir um so angenehmer, als ich wirklich seit einigen Tagen briefdurstig bin: denn außer einem laconischen Blatt von der Mutter und einem Leipziger Brief von Cotta habe ich die ganze Zeit meines Hierseyns von Freunden nichts weiter vernommen. Seit dem 15. vorigen Monats sind wir hier. Ich befinde mich sehr wohl, besser als seit langer Zeit, und besteige die Berge wie ehedem. Der größte Theil der Wege und Promenaden ist schon durchgemacht, sogar habe ich den drey Kreuzberg erstiegen.

Du kannst dir denken daß der Frühling in Carlsbad besondre Reize haben muß, vorzüglich der dießjährige bey so gar schönem Wetter. Die blühenden Bäume und das junge Gelbgrün zwischen und vor den alten grauen Felsen, den finstern Fichtenwäldern, machten sich sehr gut, Nun aber ist alles abgeblüht und alles macht schon eine ernsthaftere Sommermiene ...

Mehrere Gäste kommen nach und nach an. Schon stehn 73 Partien in der Liste. Die Gesellschaft verspricht sehr zahlreich zu werden; auch sind schon einige Reitpferde hier die dir Lust machen würden.

Der Sprudel jedoch nimmt sich gegen die herbeyeilenden Gäste nicht zum höflichsten und macht im Gegentheil denen zu diesem Amte bestellten Bauherrn viele Händel; nicht allein daß er an der Stelle, wo du den Ausbruch vorm Jahre sahst, aus dem Flusse selbst noch stark hervorquillt, so hat er sich auch unter der Sprudelbrücke nach dem Gäßchen zu das auf den Markt führt, unter den freylich durch die Länge der Zeit verfaulten Brettern und Balken, gewaltsam hervorgewühlt und man ist mit Sandsäcken, Moos, Balken, Keilen, Steinen, Klammern und sonst beschäftigt ihn wieder zum schweigen zu bringen. An seiner eigenen Stelle sprudelt er gegenwärtig nicht hoch; doch giebt er immer noch Wasser genug.

Wir leben nach unserer alten Weise still und fleißig, in allem etwas mäßiger als vorm Jahre, besonders auch

was den Wein betrifft; wobey mir denn lieb ist, aus deinem Briefe zu sehen, daß du dich auch vor diesem so sehr zur Gewohnheit gewordenen Getränk in Acht nimmst, das mehr als man glaubt einem besonnenen heitern und thätigen Leben entgegen wirkt.

Eben so lobe ich, daß du nur wenige Stunden besuchst. Es kommt beym Studiren alles darauf an, daß man über das, was man sich zueignen will, Schritt vor Schritt Herr bleibe. Sobald einem das Überlieferte über den Kopf wächst; so wird man entweder dumpf oder verdrießlich, und kommt gar zu leicht in Versuchung alles abzuschütteln.

Daß auch deine Studien einen historischen Gang nehmen ist mir sehr angenehm. Zu erfahren wie die Zustände nach und nach auf eine irdisch menschliche Weise herangekommen, was verloren gegangen, was geblieben, was fortwirkt ist so belehrend als erfreulich, und die Jugend, die das Glück hat, das Vergangene auf diese Weise zu ergreifen, anticipirt das Alter und bereitet sich ein heiteres Leben. Das Allgemeine giebt sich auf diesem Wege von selbst: denn in dem irdischen Kreise ist denn doch alles wiederkehrend.

Daß du deiner eignen Natur nach auf diesem Wege bleiben wirst ist mir sehr erfreulich, da ich nicht zu befürchten habe, daß du dich auf die philosophischen und religiosen Fratzen einlassen möchtest, welche jetzt in Deutschland sogar manchen guten Kopf verwirren und doch zuletzt auf nichts als auf einen abstrusen Selbstdünkel hinausführen. Lebe besonnen und vergnügt auf dem Segmente der Erdkugel wo dich dein gutes Geschick hinführt. An Spiralen und noch wunderlichern Linien ist ohnehin kein Mangel.

Empfiehl mich Herrn Hofrath Thibaut[1] vielmals und danke ihm auf das beste in meinem Namen. Es gehört

---

[1] Der berühmte Rechtslehrer A. F. J. Thibaut (1772–1840), seit 1805 an der Universität Heidelberg.

auch mit unter die Wirkungen deines Glücksterns, daß du durch einen so gründlichen und angenehmen Lehrer in das academische Wesen eingeleitet wirst.

Hast du ihn noch nicht hören auf dem Pianoforte spielen, so siehe, daß du dazu gelangst. Du wirst ihn auch auf diesem Instrumente bewunderns- und liebenswürdig finden.

Frage doch nach ob etwa künftigen Winter über Spittlers Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten gelesen wird. Es ist dieses Werk neu abgedruckt und von unserm Sartorius gar trefflich bis auf die neusten Zeiten fortgesetzt worden. Ein solches Collegium würde dich in die neuere Weltgeschichte einführen, dir einen Begriff der verschiedenen Regierungsformen geben und die frühern wunderlichen und jetzt höchst seltsamen Verhältnisse der europäischen Staaten zu einander deutlich machen, und würde dir im Verfolg der alten Staatengeschichte recht nützlich seyn.

Auch ohne mein Ermahnen wirst du fortfahren in der Gegend Entdeckungswanderungen zu machen. Die guten academischen Jahre auch in einer herrlichen Gegend und merkwürdiger Nachbarschaft zuzubringen, ist ein Glück das ich nicht genossen habe, da ich drey Jahre in dem steinernen, auf der Fläche wo nicht im Sumpf doch am Sumpfe liegenden Leipzig zubrachte. Wenn die Früchte nun hinter einander reif werden; so wirst du auch dieser Segensfülle mit Dank genießen . . .

Außer mancherley Arbeiten, die wir schon vollbracht und angefangen, haben wir Cicero's Briefe, übersetzt von Wieland, Spittlers Geschichte der europäischen Staaten und Friedrich Schlegel über Sprache und Weisheit der Indier gelesen.

Frau von Stael hat mich nach Dresden eingeladen, wo sie sich in diesen Tagen aufhält; ich konnte aber aus mehrern Ursachen diesem Ruf nicht folgen. Nun weißt du so viel von uns als wenn du unmittelbar neben uns lebtest. Laß uns auch bald wieder von dir etwas vernehmen. G.

1201.

An Christiane v. Goethe.

Von allen Seiten her hatte ich Briefe, nur nicht von dir, wonach mich doch so sehr verlangte. Nun kommt auf einmal das Kästchen und das Paket, worin nichts als Gutes und Angenehmes enthalten ist und worüber ich mich so wie über dein Wohlseyn von Herzen freue. Mir geht es sehr gut, sowohl körperlich als geistig, und wird auch manches gearbeitet; doch fängt jetzt schon an die Gesellschaft größer zu werden und da giebt es viel Zerstreuung. Die Ankunft von der Ziegesarschen Familie[1] war mir sehr erfreulich. Ich sehe sie viel und gehe mit ihnen spazieren. Nun wird es von Tag zu Tag lebhafter; das Wetter ist aber seit einiger Zeit nicht so gut wie anfangs.

Ich lege ein paar Briefe bey, die dir viel Freude machen werden, von August und der Mutter. Wie es mit deinem Loos steht, wirst du schon wissen, oder auch aus der Mutter Brief ersehen. Nimm ja gleich wieder ein neues Loos: denn was du nun gewinnst, gehört von Gott und rechtswegen dein. Eberweinen gieb seine Gesänge zurück. In den einen hat Zelter hineincorrigirt und überhaupt ein recht umständliches Urtheil in einem Briefe über das Ganze gefällt, wovon ein Auszug nachfolgen soll. Auch sage ich heute nichts weiter. Und nun erwarte in Weimar keinen Brief weiter von mir. In Lauchstädt aber sollst du einen wo nicht finden doch bald erhalten. Ich wünsche dir recht viel Vergnügen und guten Fortgang in deinen kleinen geselligen Freuden, die uns künftigen Winter auch wieder Frucht tragen sollen. Grüße alles zum schönsten, und schicke Augustens Brief an Frau von Stein. Lebe recht wohl und schreibe mir von Lauchstädt gleich.

Carlsbad den 12. Juni 1808. G.

---

[1] Aus Drackendorf bei Jena.

1202.*

An Christiane v. Goethe.

Du hast mich zwar diesmal sehr lange auf einen Brief warten lassen; doch war es mir sehr lieb, und da ich zugleich einen so großen Transport von allerley erwartetem und unerwartetem Guten erhielt; so war es ein rechter Festabend als die Russen ankamen.

Da ich mich diesmal so wohl in CarlsBad befinde und überhaupt, mich hier sehr glücklich fühle; so freut es mich auserordentlich daß du auch etwas ähnliches an Lauchstädt hast. Genieße nur des Guten ungetrübt, indem du deiner Lebensweise treu bleibst und wie es die Gelegenheit giebt immer ein wenig vorwärts rückst so wirst du dich trefflich befinden. Schreibe mir nur bald von Lauchstädt und richte es ein daß ich wenigstens alle vierzehn Tage Brief und Nachricht erhalte. Auch Genast[1] soll mir berichten wie die Sachen stehn und gehn.

Daß ich hier in Gesellschaft der alten Äugelchen ein stilles Leben führe dagegen hast du wohl nichts einzuwenden, auf alle Fälle wirst du dich zu entschädigen wissen, wovon ich mir getreue Nachricht ausbitte. Recht schön wäre es aber wenn wir uns entschlössen auf den Herbst eine kleine Reise zusammen zu machen . . .

Augustens Briefe machen mir viel Freude. Es ist freylich was eignes so allein in der Welt zu stehen und alles baar bezahlen zu müssen, da man zu Hause so vielen Hinterhalt und Ausflüchte hat. Er mag sich noch ein wenig hinhelfen, damit er sieht was das Geld werth ist; dann kann man ihm ja wohl mit etwas auserordentlichen beyspringen.

---

[1] Der Regisseur Anton Genast.

Übrigens werden wir beyde selbst recht wohl thun wenn wir wieder zusammenkommen daß wir unsre Finanzplane die seit dem 14. Ocktober noch nicht recht wieder in die Ordnung wollten gemeinschaftlich bedencken und aufs neue einrichten.

Das Theater betreffend wirst du in dem bisherigen Gange fortfahren und alles bemercken damit mir nichts fremd sey wenn wir wieder zusammen kommen. Grüse sie sämtlich. Die musikalischen Übungen halte ja zusammen. Es ist diese Unterhaltung mehr werth als man denckt wenn man sie haben kann.

Nun lebe recht wohl. Ich habe einen sehr artigen Brief von der Bardua[1] aus Dresden, die sich dir schönstens empfielt. Zum Schlusse sag ich nur noch daß ich dir ein Paar köstliche Rindszungen gekauft habe und will sehen sie nach Leipzig zu bringen, von wo du sie leicht erhalten wirst. Ich freue mich auf Nachrichten von dir.

Carlsb. d. 15. Juni 1808. G.

1203.*

An Zelter.

Carlsbad den 22. Juni 1808.

. . . Das Exemplar meiner letzten acht Bände ist wohl noch nicht bey Ihnen angekommen. Auch bey seinem etwas späteren Erscheinen werden sie Ihnen hoffentlich willkommen seyn. Die Fragmente eines ganzen Lebens nehmen sich freylich wunderlich und incohärent genug neben einander aus; deswegen die Recensenten in einer gar eigenen Verlegenheit sind, wenn sie mit gutem oder bösem Willen das Zusammengedruckte als ein Zusammengehöriges betrachten wollen.

---

[1] Malerin (Bd. V, S. 249).

Der freundschaftliche Sinn weiß diese Bruchstücke am besten zu beleben.

Wenn Ihnen das Vossische Sonett zuwider ist, so stimmen wir auch in diesem Puncte völlig überein. Wir haben schon in Deutschland mehrmals den Fall gehabt, daß sehr schöne Talente sich zuletzt in den Pedantismus verloren. Und diesem geht's nun auch so. Für lauter Prosodie ist ihm die Poesie ganz entschwunden.

Und was soll es nun gar heißen eine einzelne rhythmische Form, das Sonett z. B., mit Haß und Wuth zu verfolgen, da sie ja nur ein Gefäß ist, in das jeder von Gehalt hineinlegen kann was er vermag. Wie lächerlich ist's, mein Sonett,[1] in dem ich einigermaßen zu Ungunsten der Sonette gesprochen, immer wiederkäuen, aus einer ästhetischen Sache eine Parteysache zu machen und mich auch als Parteygesellen heranzuziehen, ohne zu bedenken, daß man recht gut über eine Sache spaßen und spotten kann, ohne sie deswegen zu verachten und zu verwerfen.

Den beykommenden Gedichten dieser Art wünsche ich bey Ihnen eine desto bessere Aufnahme. Nur bitte ich inständig sie nicht aus Händen zu geben.

Von hier wüßte ich nun weiter nichts zu schreiben, als daß ich mich recht wohl befinde und auch fleißig bin wie es gehen will. Sind Ihnen die beyden ersten Hefte des Wiener Prometheus zur Hand gekommen; so haben Sie ja auch wohl meiner Pandora einen günstigen Blick geschenkt. Im fünften oder sechsten Stück werden Sie dieses hübsche Kind näher kennen lernen. Lesen Sie doch ja Friedrich Schlegel: Über die Sprache und Weisheit der Indier, und bewundern, wie er ein ganz crudes christ-katholisches Glaubens-

---

[1] Das zuerst im „Morgenblatt" 1807 erschienene Gedicht „Das Sonett" („Sich in erneutem Kunstgebrauch zu üben"), auf das sich Voß bei seinem Angriff gegen die Sonettendichter bezogen hatte.

bekenntniß mit den herrlichsten Ansichten über Welt- Menschen- und Culturgeschichte zu verweben gewußt hat. Man kann dieses Büchlein also auch für eine Declaration seines Übertritts zur alleinseligmachenden Kirche ansehen.[1] Alles dieses hocus-pocus, es mag nun wirken, wie es will, wird ihm aber doch im Ganzen nichts helfen. Die ächte Sinnesart ist zu weit verbreitet, und kann nicht mehr untergehen, sie mag sich auch durch Individualitäten soviel modificiren als sie will. G.

1204.

An C. F. v. Reinhard.[2]

Carlsbad den 22. Juni 1808.

Nachdem wir gestern den längsten Tag gefeyert haben, so will ich auf der andern Seite des Jahres nicht hinabsteigen, ohne Ihnen, verehrter Freund, für zwey Briefe zu danken, deren ersten ich noch in Weimar, den zweyten aber hier erhielt. Jenen hatte Herr Schlegel[3] in Frankfurt auf die Post gegeben und begrüßte mich nachher auf seiner Durchreise in Weimar persönlich.

Die Recension[4] meiner vier ersten Bände hatte ich kurz vorher gelesen, das erste was mir seit langer Zeit von ihm zu Gesicht gekommen war. Sie hatte mir viel Vergnügen gemacht: denn ob ich gleich selbst am besten wissen muß, wo in meinem Stall die Zäume hängen, so ist es doch immer

[1] Friedrich Schlegel war in Köln mit seiner Gattin Dorothea Veit, der Tochter Moses Mendelssohns, zur katholischen Kirche übergetreten.

[2] Bd. V, S. 269.

[3] Friedrich Schlegel.

[4] Schlegels in den Heidelberger Jahrbüchern für Literatur.

sehr interessant sich mit einem verständigen und einsichtsvollen Manne über sich selbst zu unterhalten, und ein scharfsichtiger Fremder, der in ein Haus tritt, bemerkt oft gleich, was der Hausherr aus Nachsicht, Gewohnheit oder Gutmüthigkeit übersieht oder ignorirt.

Allein, da ich nachher eine Recension von Müllers Vorlesungen durchgelesen, Schlegeln selbst gesprochen und sein Büchlein über Sprache und Geist der Indier näher angesehen; so ist meine Zufriedenheit einigermaßen gemindert worden, weil doch aus allem gar zu deutlich hervorgeht, daß die sämmtlichen Gegenstände, die er behandelt, eigentlich nur als Vehikel gebraucht werden, um gewisse Gesinnungen nach und nach ins Publicum zu bringen und sich mit einem gewissen ehrenvollen Schein als Apostel einer veralteten Lehre darzustellen.

Ich begriff nun erst die Recension meiner Arbeiten und sah wohl ein, warum manches so übermäßig ins Licht gehoben, anderes in den Schatten zurückgedrängt war; die Absichtlichkeit von jeder Zeile wurde klar, meine Einsicht aber ward vollkommen, als ich S. 97 des indischen Büchleins den leidigen Teufel und seine Großmutter mit allem ewigen Gestanksgefolge auf eine sehr geschickte Weise wieder in den Kreis der guten Gesellschaft hereingeschwärzt sah. Ich werde nun eine Zeitlang, was ich von ihm habhaft werden kann, mit Aufmerksamkeit lesen, um zu sehen, wie ein Mann dieser Art nach und nach immer derber auftritt, ja was sag' ich nach und nach! — er hat alles schon so vorbereitet, daß er nächstens in seinem Apostolat vor der Welt, die ohnehin niemals weiß, was sie sieht und was sie will, ganz ungescheut auftreten darf. Man schreibt mir von Wien, daß er dahin kommen werde.[1] Ich wünsche, daß er dort

---

[1] Schlegel erhielt eine Anstellung in der Hof- und Staatskanzlei.

einigen zeitlichen Vortheil finden möge. Übrigens ist in den österreichischen Staaten jetzt ein Proselyt[1] wenig geachtet. Die Verstandesgährung, welche Joseph der Zweyte hervorgebracht, wirkt noch immer im Stillen fort. Sich dem Protestantismus zu nähern ist die Tendenz aller derer, die sich vom Pöbel unterscheiden wollen; ja ich habe bemerkt, daß wenn man sich auf die protestantisch poetische Weise über die katholische Religion und Mythologie ausdrücken will, man sich lächerlich, ja in gewissem Sinne verhaßt machen kann. Und so giebt es denn, wie bey großen Festen, ein Gedräng an der Kirchthüre, wo die einen hinein und die andern hinaus wollen.

Durchaus ist aber diese Schlegelsche Conversion sehr der Mühe werth, daß man ihr Schritt vor Schritt folge, sowohl weil sie ein Zeichen der Zeit ist, als auch weil vielleicht in keiner Zeit ein so merkwürdiger Fall eintrat, daß im höchsten Lichte der Vernunft, des Verstandes, der Weltübersicht ein vorzügliches und höchstausgebildetes Talent verleitet wird sich zu verhüllen, den Popanz zu spielen, oder wenn Sie ein ander Gleichniß wollen, so viel wie möglich durch Läden und Vorhänge das Licht aus dem Gemeindehause auszuschließen, einen recht dunklen Raum hervorzubringen, um nachher durch das foramen minimum so viel Licht, als zum hocus pocus nöthig ist, hereinzulassen.

Da man über seine Absichten und seine Schleichwege nun schon deutlicher ist, so bin ich wirklich neugierig, wie er sich gebärdet, wenn er meine folgenden acht Bände recensiren sollte, und inwiefern er abermals Gelegenheit nehmen wird, die ästhetische Cultur, den Polytheismus und Pantheismus verdächtig zu machen.

Da ich von meinen letzten acht Bänden rede, so füge ich hinzu, daß ich diesen auch eine gute Aufnahme in

---

[1] Vergl. Anmerkung 1 zu Seite 31.

Falkenlust wünsche. Ich fürchte, dieser Brief kommt eher an als das Paket, indem ich es habe durch eine Unbehülflichkeit von Tübingen über Weimar gehen lassen.

Da Ihnen der Wiener Prometheus in die Hände kommt, so darf ich Ihnen wohl meine Pandora nicht empfehlen. Sie ist mir eine liebe Tochter, die ich wunderlich auszustatten gedrungen bin.

Bey dem schönen Wetter, das uns nach einer langen Pause hier wieder zu besuchen scheint, gedenke ich der schönen Gegend, in der Sie sich jetzt befinden, und freue mich Ihrer Zufriedenheit, deren Sie in Ihrem ländlichen Aufenthalte genießen. Wenn Sie eine neue Aufforderung zur Thätigkeit ablehnen konnten, so wird Ihnen die Abgeschiedenheit von der Welt gewiß auch ganz gemäß seyn. Wenn Sie dann im Stillen die letzten zwanzig Jahre der deutschen Literatur nachholen, wie Ihnen erst jetzt Herders Ideen zu Hand gekommen sind; so werden Sie den merkwürdigen Gang, den diese große Masse genommen hat, klarer einsehn, als diejenigen, die selbst mitwirkten. Lassen Sie mich ja von Zeit zu Zeit Ihre Gedanken erfahren: denn man hat immer mehr Ursache sich mit und an denen zu befestigen, die aus einer Bildung und Sinnesepoche mit uns übrig geblieben sind. Ihre Confession oder Digression vom 7. März ist mir auferbaulich, so oft ich sie wieder lese; und so fahren Sie fort, mich manchmal von sich hören zu lassen.

Was mich betrifft, so treib' ich mein Wesen vor wie nach, nur will der Fleiß bey mir keine rechte Folge haben; auch würde ich vielleicht, wenn nicht einige angefangene Sachen mich drängten und äußre Veranlassungen mich in Bewegung setzten, bald gar nichts mehr thun. Vielleicht gönnt mir der Himmel in den nächsten Jahren diesen wünschenswerthen Zustand.

Viel besser befinde ich mich, als die nächst vergangene Zeit.

Daß die Stanzen der Zueignung meines Faust vorläufig gut gewirkt, ist mir sehr angenehm zu hören; doch muß ich zur Steuer der Wahrheit und zu Ehren meines, wenn ich nicht irre, ziemlich verkannten Inneren, versichern, daß diese Strophen schon sehr alt sind und ihre Entstehung keineswegs den Tribulationen der Zeit verdanken, mit denen ich mich auf eine lustigere Weise abzufinden pflege. Soviel habe ich überhaupt bey meinem Lebensgange bemerken können, daß das Publicum nicht immer weiß wie es mit den Gedichten, sehr selten aber, wie es mit dem Dichter dran ist. Ja ich läugne nicht, daß, weil ich dieses sehr früh gewahr wurde, es mir von jeher Spaß gemacht hat, Versteckens zu spielen.

Seit gestern habe ich das Schlegelsche indische Werk wieder angesehen, und finde darin völlig dasselbige Benehmen, das Sie von seinem Umgange bemerken. Er verbirgt seine Gesinnungen nicht, ja er läßt sie nicht einmal errathen, sondern er spricht sie ganz deutlich aus; doch weiß er sie rhetorisch gewandt mit allgemeineren historischen, kritischen Ansichten und Überzeugungen zusammenzuflechten, daß man recht aufpassen muß, um genau zu unterscheiden, wo man mit ihm einig seyn kann, oder wo man ihn muß fahren lassen. Eben habe ich erst heute S. 201 die alleinseligmachende katholische Kirche entdeckt. Vielleicht schicke ich Ihnen nächstens die Confession dieses neuen Augustinus im Auszuge. G.

1205.*

An Johanna Frommann.

(22. Juni.)

Hätten Sie, theure Freundinn, in jener Stunde, als Sie uns Ihren lieben Brief zudachten und schrieben, empfinden

können, wie nachrichtsbedürftig wir damals waren, so hätte Sie unser lebhaftester Danck für diese Wohlthat schon im Voraus belohnt. Die ersten Wochen befanden wir uns hier ganz ohne Nachricht, bis uns denn endlich ein abwesender Freund nach dem andern und die Ziegesarische Familie[1] durch ihre Gegenwart wieder in ein heimisches Behagen versetzte. Nun geht es recht schön, die Gesellschaft mehrt sich und wenn wir auch nicht mit vielen umgehn, so gehn doch viele um uns herum.

Von Ihnen hoffen wir nun auch, daß Sie sich in dem Genusse befinden werden, den die Ankunft Ihrer Nächsten versprach. Geben Sie uns doch ja bald wieder nähere Kenntniß davon.

Besonders danckbar sind wir für die Versichrung, daß es unserm Minchen wohlgehe. Zwar konnte man voraussehn, daß ein so liebes Kind, das der Natur und Ihnen so viel verdanckt, überall zum besten aufgenommen seyn und lebhafte Freundschaft erwecken würde, doch ist es eine eigne Empfindung, wenn die Abwesenheit geliebter Personen uns verdrießlich fällt, so können wir uns sie und ihre Umgebungen niemals ganz heiter vorstellen. Desto erfreulicher ist die ausdrückliche Versicherung ihres Wohlbehagens. Mögen Sie meine besten Wünsche und Grüsse zu ihr gelangen lassen! . . .

Goethe.

---

[1] A. Fr. K. Ziegesar, Gothaischer Kanzler, geb. 1746. Im Hause der Ziegesarschen Familie zu Drachendorf bei Jena war Goethe häufiger Gast; in den „Tag- und Jahresheften“ 1808 erzählt Goethe: „Ich kannte Eltern und Nachkommen bis in alle Verzweigungen, für den Vater hatte ich immer Hochachtung, ich darf wohl sagen Verehrung empfunden. Die unverwüstbar besorgliche Thätigkeit der Mutter ließ in ihrer Umgebung niemand unbefriedigt; Kinder, bei meinem ersten Eintritt in Drachendorf noch nicht geboren, kamen mir stattlich und liebenswüdig herangewachsen hier entgegen: einiger und übereinstimmender wäre kein Zirkel zu finden.“

1206.*

An Bettina Brentano.

Carlsbad den 22. Juni 1808.

Ist es wahr, was die verliebten Poeten sagen, daß kein größeres Vergnügen sey, als das Geliebte zu schmücken; so haben Sie, vortreffliche kleine Freundinn, das größte Verdienst um mich, indem Sie mir so oft Gelegenheit geben, irgend Jemand, dem ich wohl will, mit Ihren Gaben auszuputzen, die so mannigfaltig sind, daß ich wirklich nicht einmal weiß, ob ich Ihnen schon für die chinesischen Früchte gedankt habe, die beynahe in meinem Kreise zu Zankäpfeln geworden wären ...

Ihr freundlicher Brief hat mich hier bey Zeiten aufgesucht und mich freylich in eine andre Gegend und unter einen andern Himmel versetzt. Auch ich erinnere mich am Fuße des Johannisbergs schöne Tage gelebt und vortrefflichen Wein getrunken zu haben. Auch ich bin den Rhein hinuntergeschwommen in einem kleinen lecken Kahn, und so habe ich also ein doppeltes Recht an Ihr Andenken.

Vielleicht ist Arnim bey Ihnen, wenn dieser Brief anlangt. Danken Sie ihm für das Heft,[1] das er mir geschickt hat. Ob ich gleich den Nifelheimischen Himmel nicht liebe, unter welchem sich der Einsiedler gefällt; so weiß ich doch recht gut, daß gewisse Climaten und Atmosphären nöthig sind, damit diese und jene Pflanze, die wir doch auch nicht entbehren mögen, zum Vorschein komme. So heilen wir uns durch Rennthiermoos, das an Orten wächst, wo wir nicht wohnen möchten; und um ein ehrsameres Gleichniß zu brauchen: so sind die Nebel von England nöthig um den schönen grünen Rasen hervorzubringen.

[1] Die „Zeitung für Einsiedler".

So haben auch mir gewisse Aufschößlinge dieser Flora recht wohl behagt. Wäre es dem Redacteur jederzeit möglich dergestalt auszuwählen, daß die Tiefe niemals hohl, und die Fläche niemals platt würde; so ließe sich gegen ein Unternehmen nichts sagen, dem man in mehr als einem Sinne Glück zu wünschen hat. Grüßen Sie Arnim zum schönsten und entschuldigen mich, wenn ich nicht direct schreibe.

Wie lange werden Sie noch im Rheinlande verweilen? Was werden Sie zur Zeit der Weinlese vornehmen? Mich findet ein Brief wohl noch einige Monate hier, zwischen den alten Felsen neben den heißen Quellen, die mir auch dießmal sehr wohlthätig sind.

Meinem August geht es bis jetzt in Heidelberg ganz wohl. Meine Frau besucht in Lauchstädt Theater und Tanzsaal. Schon haben mich manche entfernte Freunde hier brieflich besucht; mit andern bin ich ganz unvermuthet persönlich zusammengekommen.

Da ich so lange gezaudert habe will ich dieses Blatt gleich fortschicken. Ich schlage es an meine Mutter ein. Lassen Sie mich bald von sich hören. G.

1207.*

An Christiane v. Goethe.

Da ich überzeugt war daß es dich freuen würde einen Brief von mir in Lauchstedt zu finden; so eilte ich dorthin zu schreiben und dancke dir nun für die baldige Nachricht deiner Ankunft. Mir geht es noch immer recht wohl und ich wünsche nur auch daß du dich bald völlig wiederherstellst. Wenn ich dir rathen sollte; so machtest du bald möglichst eine Parthie nach Leipzig, besuchtest Herrn Docktor Kappe, brächtest viel Empfehlungen von mir und erzähltest

ihm deinen Fall. Er giebt dir gewiß einen tüchtigen Rath und du hast alsdann den ganzen schönen Sommer vor dir um ihn zu befolgen, anstatt daß du dich doch jetzt auf eine wunderliche Weise herumschleppst. Schreibe mir doch gleich deine Gedancken darüber, oder vielmehr führe es aus und schreibe mir von Leipzig . . .

Daß sie in Weimar gegen Frau v. Stael[1] übels von dir gesprochen mußt du dich nicht anfechten lassen. Das ist in der Welt nun einmal nicht anders, keiner gönnt dem andern seine Vorzüge, von welcher Art sie auch seyen, und da er sie ihm nicht nehmen kann; so verkleinert er, oder läugnet sie, oder sagt gar das Gegentheil. Genieße also was dir das Glück gegönnt hat und was du dir erworben hast und suche dir's zu erhalten. Wir wollen in unsrer Liebe verharren und uns immer knapper und besser einrichten, damit wir nach unserer Sinnesweise leben können ohne uns um andre zu bekümmern.

Von Thibaut habe ich einen Brief, auch von Voß beyde übereinstimmend unter sich und mit dem was wir von August wissen. Er macht seine Sachen ganz artig und selbst daß er nicht viel unter Leute mag, in einem kleinen Zirkel lebt, kann man nicht tadlen. Die Zeit die ihm von Studien übrig bleibt, mag er froh und gemüthlich zubringen.

Wenn das Theater im Ganzen gut geht bin ich wohl zufrieden; im Einzelnen wird es nie an Händeln fehlen. Wäre ich gegenwärtig gewesen; so würde ich mich sehr deutlich darüber erklärt haben inwiefern eine Schauspielerinn auch gegen ihren Mann von mir geschützt werden muß.

[1] Ueber Frau v. Staël selbst schreibt Goethe an Frau v. Stein: „Frau v. Staël in Weimar kann ich mir recht gut denken. Hier höre ich manches von ihrem Aufenthalte in Wien. Es ist eben immer dasselbe. Sie treibt ihr Wesen ohne viel nach andern zu fragen. Sie wirkt, erregt wo nicht Bewunderung, doch Verwunderung, mißfällt besonders den Frauen, und läßt einen üblen Leumund hinter sich, der ihr aber auch weiter nicht schadet: denn wenn sie wieder kommt, geht alles wieder von vorn an."

Halte was dich betrifft nur das Singechor zusammen. Wer weis was daraus entstehen kann wenn wir es einige Jahre fortsetzen. Und manche Unterhaltung verschafft uns diese kleine Anstalt für den Winter. Grüße die sämmtlichen Glieder auch die Elsermann. Für Eberwein lege ich ein Blättchen bey, er sendets an Herrn Hofkammerrath Kirms und bringt bey demselben auf eine anständige Weise sein Gesuch gleichfalls an. Das beste wäre er sendete das Blat seinem Vater daß dieser die Sache mündlich ausmacht, nämlich wann Eberwein weggehen kann und auf wie lange.

Mit einer Gelegenheit habe ich ein Packet in Wachstuch an dich bis Leipzig spedirt das du nun wohl erhalten hast. Es enthielt keine Kostbarkeiten; aber ein Paar geräucherte Zungen, von der besten Sorte.

Carlsbad fängt nun an sich zu füllen. Wie wunderlich es bisher aussah kannst du dir vorstellen wenn ich dir sage daß auf dem ersten Balle die Frauenzimmer mit einander tanzten. Auch ist bis jetzt Abends noch keine Gesellschaft in den Sälen. Die Schauspieler Truppe ist die vom vorigen Jahr.

Zum Schlusse muß ich noch melden daß auch Marianchen[1] angekommen ist artig und gescheidt wie immer. Nun lebe recht wohl, gedencke mein und schreibe bald.

Carlsbad d. 2. Juli 1808. G.

1208.

An Christiane v. Goethe.

Diese Abendstunden, da man wegen der großen Hitze nur in der Nacht ausgehen mag, will ich anwenden, dir, mein liebes Herz einiges zu schreiben; am Tage bin ich

---

[1] Marianne v. Eybenberg (Bd. IV, S. 61).

sehr fleißig. Bis eilf Uhr wird an dem Farbenwesen dicktirt, nachher kommt Kaas,[1] der Landschaftmahler und da geht es an ein Zeichnen und Pinseln, das nach Tische wieder von vorne anfängt, woran ich mich denn sehr ergötze.

Die Schachtel wird nun angekommen seyn, auch wirst du nach Kappes[2] Verordnung nunmehr verfahren und ich hoffe es soll besser werden, da denn doch das Übel von keiner Bedeutung zu seyn scheint. Wir wollen künftig uns aber nicht so lange mit Unglauben hinschleppen und besonders Kappen auch in Briefen fragen. Ich habe ihn erst recht kennen lernen was das für ein trefflicher Mann und Artzt ist. Wenn die gute Laune sich nicht einstellen will; so dencke nur über welche ungeheure Übel wir hinausgekommen sind und wie es uns vor Millionen Menschen gut geht. Ein recht trauriger Fall betrifft den trefflichen Kriegsrath v. Stein, seine junge, schöne, liebe Frau ist ihm gestorben, die einzige Tochter sehr reicher Eltern. Auch hier im Bade kann man erinnert werden wie es in der Welt aussieht, da von allen Enden Menschen zusammen kommen. Es ist ein Jammer nur hinzuhorchen.

Du thust wohl in Lauchstedt bis zu Ende zu bleiben und mir geschieht eine große Liebe. Denn ohne dich weißt du wohl könnte und möchte ich das Theaterwesen nicht weiter führen. Wenn wir wieder zusammen kommen machst du mich mit den Ereignissen des Sommers bekannt und über den Winter wollen wir auch schon hinauskommen. Auf die Music freue ich mich bey Eberweins Wiederkehr.

---

[1] K. Fr. Kaaz aus Dresden. In den Tag- und Jahresheften heißt es: „Die Gegenwart Kaazens brachte mir viel Freude und Belehrung, besonders da er meisterhaft meine dilettantischen Skizzen sogleich in ein wohl erscheinendes Bild zu verwandeln wußte. Indem er dabei eine Aquarell- und Deckfarben leicht verbindende Manier gebrauchte, rief er auch mich aus meinem phantastischen Kritzeln zu einer reineren Behandlung."

[2] Goethe hatte Dr. Kappe (Dresden) über Christianens Krankheit berichtet und ihr Kappes Gutachten und Vorschriften übersandt.

Dein Geburtstag ist doch glücklich und fröhlich gefeyert worden?

Solltest du nicht auf einige Tage nach Dessau gehen? Ich wünsche daß du diese Sachen in der schönen Jahrzeit sähest. Wir finden in der Erinnerung auch wieder eine neue Unterhaltung. Daß du nicht nach Carlsbad kamst war wohlgethan, ich habe mich an den Gegenden schon so abgelaufen, daß sie kein Interesse mehr für mich haben. Übers Jahr müßtest du gleich Anfangs mit mir her, nach deinen Zuständen taugt dir zwar der hiesige Brunnen nichts; aber es wäre dich umzusehen und wir könnten am Eger Brunnen länger verweilen, der dir doch wohlthätig ist.

Was mich betrifft; so mag ich noch von hier nicht fort; ich komme sobald nicht wieder in die Arbeit wie ich jetzt im Zug bin, in Weimar bin ich nicht nötig; ja der Herzog hat mir von Töpliz sehr freundlich geschrieben, ich solle mir nach Möglichkeit wohl seyn lassen. Also will ich es noch eine Weile so forttreiben, biß es unvermeidlich ist von Wöchnern und Austheilungen zu hören.

Meine Hauswirthschaft geht so ziemlich ihren alten Gang und seit ich wieder von Eger zurückbin wieder im Gleise. Einiges zu kaufen bin ich doch verführt worden. Du wirst aber mich nicht tadeln wenn ich dir sage daß ein sehr schönes Toilettenkästchen, mit allem Zubehör dabey ist, für dich bestimmt, das ich dir gern geschickt hätte, man kann aber dies Jahr gar nichts mit Gelegenheit wegbringen und auf der Post werfen sie die Sachen so herum daß zerbrechliches nicht gut auf diesem Wege transportirt wird. Einige geschnittne Steine habe ich gekauft die mir auserordentliche Freude machen.

Ich bin nun fast ganz ohne Gesellschaft, gehe meist allein spaziren; doch nur die Abende, die du wohl auch

genießen wirst. Und nun lebe recht wohl mein liebstes Kind! Es wird dunckel und mein Papier geht zu Ende. Liebe mich und gedencke mein.

Carlsbad d. 7. Aug. 1808. G.

1209.*

An Charlotte v. Stein.

Der Schluß Ihres Briefes, theuerste Freundinn, stach freylich gegen den wohlwollenden Anfang desselben nur allzusehr ab. Mit herzlichem Bedauern vernehm' ich den Unfall, der unsern lieben[1] abermals betrifft. Es ist manchmal als wenn das was wir Schicksal nennen gerade an guten und verständigen Menschen seine Tücken ausübte, da es so viele Narren und Bösewichter ganz bequem hinschlendern läßt. Fromme Leute mögen das auslegen wie sie wollen und dadrinn eine prüfende Weisheit finden; uns andern kann es nur verdrüßlich und ärgerlich seyn. Grüßen Sie ihn schönstens und versichern ihn meiner aufrichtigsten Theilnahme.

Haben Sie Dank, daß Sie meine scheidende Pandora so gut aufgenommen. Ich wünsche der Wiederkehrenden zu seiner Zeit dasselbe Glück. Daß Sie einzelne Stellen ausgezeichnet hat mir viel Vergnügen gemacht. Das Ganze kann nur auf den Leser gleichsam geheimnißvoll wirken. Er fühlt diese Wirkung im Ganzen, ohne sie deutlich aussprechen zu können, aber sein Behagen und Missbehagen, seine Theilnahme oder Abneigung entspringt daher. Das Einzelne hingegen was er sich auswählen mag, gehört eigentlich sein und ist dasjenige was ihm persönlich conveniert. Daher

[1] Fritz v. Stein; vergl. Seite 41.

der Künstler, dem freylich um die Form und um den Sinn des Ganzen zu thun seyn muß, doch auch sehr zufrieden seyn kann, wenn die einzelnen Theile, auf die er eigentlich den Fleiß verwendet, mit Bequemlichkeit und Vergnügen aufgenommen werden . . .

Carlsbad d. 16. August 1808. G.

1210.*

An Christiane v. Goethe.

Carlsbad den 19. August 1808.

Ich muß dich nun auch in Weimar begrüßen, da du wieder daselbst angelangt bist. Ich bin noch immer hier und kann nicht loskommen. Von allem was ich zu thun habe, wird immer was gefördert und dann kommt wieder etwas neues hinzu . . .

Auch ein hübsches Seiden Kleid habe ich dir angeschafft, ein Zeug, den sie Levantine nennen, königsblau, eine Farbe, die jetzt viel getragen wird. Es werden Kleider draus gemacht, ohne Schleppe, wie eine Art Pekesche, womit man aber überall hingeht, wenn man sich nicht ausdrücklich putzen will.

Mit den Krausen will ich bis nach Franzensbrunn warten. Die Frau bey der ich das Häubchen gekauft hatte sehr schöne Sachen von dieser Art . . .

Möchtest du nun, meine liebe, indem du in dein Haus zurückgekommen auch deinen guten Humor wieder gefunden haben. Ich wünsche recht schönes Wetter zum Vogelschießen und gute Unterhaltung.

Wenn die Leute dir deinen guten Zustand nicht gönnen, und dir ihn zu verkümmern suchen; so dencke nur daß das

die Art der Welt ist, der wir nicht entgehen. Bekümmre dich nur nichts drum; so heißts auch nichts. Wie mancher Schuft macht sich jetzt ein Geschäft daraus meine Wercke zu verkleinern, ich achte nicht drauf und arbeite fort. Ich habe die wunderbarsten Anträge die wir zusammen überlegen wollen.

G.

1211.

An J. Stock.[1]

Nur die Überzeugung daß unsre theure Mutter[2] von trefflichen und theilnehmenden Freunden umgeben sey, konnte uns in der letzten Zeit beruhigen, in der wir menschlicher Weise bey ihrem hohen Alter ein herannahendes Ende befürchten mußten. Nehmen Sie deshalb den aufrichtigsten Dank, daß Sie unsre Stelle vertreten und eine liebevolle Vorsorge für die Abgeschiedene bis ans Ende fortsetzen wollen. Tragen Sie diese Gesinnungen auf uns über und haben Sie die Güte bey den vorkommenden Angelegenheiten uns zu leiten. Sobald wir erfahren, daß es Zeit sey, wird meine Frau sich auf den Weg machen und bey diesem traurigen Anlaß des Vergnügens und Trostes so werthe Freunde wiederzusehen, genießen.

---

[1] Schöffe in Frankfurt a. M.

[2] Am 13. September 1808 um die Mittagszeit war Frau Aja, 77 Jahre alt, gestorben. „Ihre Besonnenheit und der feste ruhige Mut, den wir in ihrem Leben bewunderten, verließ sie auch vor und bei ihrem Tode nicht.“ (Fritz Schlosser an Goethe 13. September 1808.) Goethe nennt sie in einem Briefe an Zelter (9. Januar 1824) eine Frau, „die, in alttestamentlicher Gottesfurcht, ein tüchtiges Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte und als sie ihren Tod selbst ankündigte, ihr Leichenbegängniß so pünctlich anordnete, daß die Weinsorte und die Größe der Bretzeln, womit die Begleiter erquickt werden sollten, genau bestimmt war.“

Herr Dr. Schlosser schreibt mir, daß meine Mutter vor ihrem Ableben einiges gegen ihn geäußert, weshalb mit demselben gefällige Rücksprache zu nehmen bitte. Dankbar für das bisherige thätige Wohlwollen empfehle ich mich und die Meinigen zu fortdauernder Freundschaft.

Ew. Wohlgeboren

Weimar den 19. September 1808. ganz ergebenster Diener J. W. v. Goethe.

1212.

An J. F. H. Schlosser.[1]

(19. September.)

Mit lebhaftem Dank erkenne ich, werthester Herr Doctor, die freundschaftliche Theilnahme, die Sie uns bey dem traurigen Ereignisse erwiesen, sowie den Beystand, den Sie meiner guten Mutter in ihrer letzten Zeit geleistet, indem wir dadurch beruhigt werden, daß unsre Pflicht von treugesinnten Freunden und Verwandten erfüllt worden. Haben Sie die Güte, diese Gesinnungen auch gegen uns fortzusetzen und uns bey den vorkommenden Angelegenheiten gefällig beyzustehen. Daß alles in einem engern Kreise abgethan werden möge ist auch unser Wunsch. Sobald wir Nachricht erhalten, daß es die rechte Zeit sey, so wird meine Frau sogleich die Reise nach Frankfurt machen.

Herr Schöff Stock hat in unserm Namen den ersten nothwendigen Schritt gethan. Ich bitte mit diesem würdigen Manne und werthen Freunde die Sache zu besprechen und meiner Frau bey ihrer Ankunft nach Überzeugung zu assistiren. Der ich mich bestens empfehle und beyliegenden Brief Ihrem Herrn Bruder zuzusenden bitte.

[1] Advokat in Frankfurt (1780–1851).

1213.

An Christiane v. Goethe.

Eh ich von Erfurt abgehe muß ich dir ein Wort sagen und dir dancken daß du mich herübergetrieben[1] hast. Zum Schauspiel kam ich nicht; aber nachher fügte sich alles zum Besten. Ich habe dem Kayser aufgewartet, der sich auf die gnädigste Weise lange mit mir unterhielt. Nun gehts zu den Weimarischen Festen, wobey ich dich wünschte. Manchmal ist mir's verdrieslich daß du so eigensinnig auf deiner Reise[2] bestandest. Dann denck ich wieder: Es wird wohl gut ausfallen, da so vieles gut ausfällt. Lebe recht wohl. Grüse deine Gesellschafterinn[3] und alle Freunde.

Dienstag d. 4. Octbr. 1808. G.

1214.

An Christiane v. Goethe.

Da ich dir heute, mein liebstes Kind, die Vollmacht nicht schicken kann, weil Schuhmann nicht hier ist der sie aufsetzen würde; so will ich dir wenigstens schreiben und dir sagen daß es mir recht gut geht.

Hofrath Sartorius und Frau sind bey mir eingekehrt und bedauern gar sehr dich nicht zu finden; ich will sehen wie ich meiner Strohwittwerschaft Ehre mache.

---

[1] Goethe hatte sich am 29. September zu der Fürstenversammlung nach Erfurt begeben, wo sich außer Kaiser Napoleon und dem Zaren noch vier Könige, vierunddreißig Fürsten und Prinzen und zahlreiche Diplomaten und Hofleute zusammengefunden hatten. Am 1. Oktober wurde Goethe von Napoleon zur Audienz befohlen. Die Unterhaltung der beiden großen Geister ist wiederholt geschildert worden. Interessante Einzelheiten geben weitere Briefe. (Vergl. Register „Napoleon".)

[2] Nach Frankfurt zur Ordnung des Nachlasses von Goethes Mutter.

[3] Caroline Ulrich, später die Gattin Riemers.

Geh in allem vorsichtig und sachte zu Wercke, daß du Freunde erwerbest und erhaltest. Wenn die Vertheilung geschehen ist, schreibe mir laß nichts verkaufen. Es könnte nichts schaden wenn man ein klein Quartier, auf der Bockenheimer Gasse, oder unter der Allee, nicht weit vom Schauspielhause nähme und es meublirte. Man muß auf allerley dencken. Du hättest einen angenehmen Aufenthalt eine Zeit des Jahres, wir wären eine Zeitlang zusammen. Denn für mich wird Carlsbad, für dich Lauchstedt am Ende doch auch nicht erfreulich. Mehr nicht für heute. Grüße August und pflege ihn wohl.

d. 12. Octbr. 1808. G.

1215.

An Christiane v. Goethe.

Endlich, mein liebes Kind, erhältst du die Vollmacht. Schuhmann war nicht hier, ich mußte sie von Scheibe aufsetzen lassen, dann gab es Aufenthalt bey der Regierung. Du wirst mich darinn als Ritter des St. Annen Ordens aufgeführt sehen. Der Kayser von Franckreich hat mir auch den Orden der Ehrenlegion gegeben und so wirst du mich besternt und bebändert wiederfinden und mich hoffentlich wie immer lieb haben und behalten. Ich habe bey dieser Gelegenheit gesehen daß ich viel Freunde habe, denn viele Menschen freuten sich darüber. Die schönen Kinder bey Hofe waren die artigsten, versicherten, es stünde sehr gut und die Äugelchen waren unendlich. Sartorius und Frau sind heute nach Jena. Mittewoch gehen Sie fort, ich dencke auch alsdann nach Jena zu gehen, um nur des Gastirens überhoben zu seyn, das kein Ende nimmt, denn von allen Weltgegenden kamen hier Fremde zusammen. Jetzt verläuft es sich so

ziemlich. Oft habe ich gewünscht du möchtest hier seyn. Nun wünsche ich dir in deinen Angelegenheiten guten Successs, mache alles nach dem Rath der Freunde und nach deiner Überzeugung. Alsdann besuch Heidelberg gehe über Würzburg und Bamberg nach Hause damit du ein wenig Welt siehst; ich will dir schreiben wen du an gedachten Orten besuchen mußt. Pflege indessen den guten August aufs beste und dancke in Heidelberg allen und jeden Freunden schönstens.

Hiermit schließe ich denn es fehlt nicht an Anlauf und Störung. Lebe recht wohl. Liebe mich und komme gesund wieder.

W. d. 16. Octbr. 1808. Goethe.

Eben da ich siegeln will kommen Briefe Tagebuch u. s. w. an. Taufscheine, Vollmacht wegen des Bürgerrechtes und was sonst verlangt wird soll folgen. Noch schwirrt alles von Fremden um mich her. Lebet wohl und vergnügt.

Da mir noch einige Zeit übrig bleibt; so will ich noch ein Paar Worte hinzufügen. Benehme dich im Ganzen in Franckfurt als wenn du wiederkommen wolltest. Empfange freundliches und Gutes von jedermann und bemercke nur womit du wieder dienen kannst. Herrn Schmidt dancke in meinem Nahmen für die gefällige Aufnahme im Theater. Biete ihm die Manuscripte von Götz, Egmont Stella an, sie hätten sie längst gern gehabt. Wie sehr wünscht ich daß du für den nächsten Sommer dir dort ein erfreuliches Plätzchen bereitetest. Ich mag hingehen wohin ich will, in Weimar werde ich schwerlich seyn. Lauchstedt ist nichts mehr für dich und das Theater wird sich schon halten und finden.

Was die Aufträge betrifft so muß man sich an wenige halten. Schlosser ist uns der nächste. Lehnt dieser ab künftig unsre Geldsachen zu besorgen; so hab ich zu Nicolaus Schmidt das größte Zutrauen.

Seyd aufmercksam gegen jedermann. Herrn Mylius vernachlässiget nicht, ich halte viel auf ihn.

Wegen des Taufscheines[1] werde ich die größte Vorsicht brauchen. Es ist wahr du hast mich zum lachen gebracht. Was aber doch noch merckwürdiger ist Kayser Napoleon hat mich in der Unterredung mit ihm zum Lachen gebracht. Er war überhaupt, auf eine zwar sehr eigne Weise, geneigt und wohlwollend gegen mich. Laß dir nur die Zeitungen geben damit du das äussere siehst was bey uns vorgegangen ist. Gar manches vom Innern sollst du beym Wiedersehn erfahren.

Übereile und verspäte dich nicht. Es wird dir alles gelingen. Was ihr von Papieren, Vollmachten, Briefen, verlangt soll folgen. Heute früh kommt ein alter Freund[2] den ich in 36 Jahren nicht gesehen. Der ehmahlige iuristische Hufland zu Jena, jetzt Burgemeister in Danzig ist auch hier. Viele andre Bekannte. Den Fürsten Primas habe ich auch hier gesprochen. Adieu. Fahrt in eurem Tagebuch fleißig fort. Grüße Carolinen,[3] ich wünsche ihr einen reichen Franckfurter.

August soll seine Stammbücher nur immer bereichern.

1216.*

An Christiane v. Goethe.

Jena d. 25. Octbr. 1808.

In Erwartung unsrer verehrten Herzoginn, welche heut herüberkommt, schreibe ich dir mein geliebtes Weibchen und

---

[1] Christianens, vergl. S. 52.

[2] Tagebuch vom 17. Oktober: „Der alte Freund Schöneberg".

[3] Caroline Ulrich.

freue mich daß es dir wohlgeht. Diesmal freylich ist es sehr angenehm daß ich soviel von dir erfahre, dancke deiner Gefährtinn dafür, und wünsche ihr einen recht hübschen gradgliedrichen Verehrer zum Schluß, damit sie von Franckfurt ungern scheide. Viel werth ist mir daß du schon fühlst für dich und mich finde sich dort kein Heil. Lass uns in Thüringen auf unserer alten Stelle verharren und unsre Gesellschaft nicht erweitern sondern ausbilden.

Einigemal hab ich Gesang gehabt. Die Göttingischen Freunde waren darüber sehr vergnügt. Eberwein[1] ist noch nicht wieder zurück. Er fühlte den großen Vortheil jenes Aufenthalts und hat alles in Bewegung gesetzt, so daß der Hofkammerath[2] mich selbst ersuchte ihn dort zu lassen. Um so nöthiger wirst du seyn daß nicht alles in Stocken geräth. Laß dich aber dadurch und durch anderes in deiner Gemüthsruhe und deinen Franckfurter Geschäften nicht stören. Bringe alles schönstens zur Ordnung besuche August in Heidelberg, dancke seinen Freunden und Gewogenen und kehre über Würzburg und Bamberg zurück. Wenn du gut Wetter hast wird dir diese Tour viele Freude machen.

Wegen des Bürgerwerdens habe ich mich anders bedacht. Es war ja eigentlich nur ein Wunsch, eine Grille von mir und gegenwärtig ist es gar nicht nötig daß du und August euch besonders darum bewerbest. Ich dachte da Franckfurt jetzt einen Souverain hat; so könnte man über verschiedne Umständlichkeiten hinauskommen, wenigstens bey uns wäre alles mit Einem Federstrich der Herzogs abgethan, so aber setzt man dort die alten Reichsstädtischen Förmlichkeiten fort, die uns diesmal inkommodiren. Lassen wir also die Sache hinhängen, biß ich vielleicht einmal persönlich den Fürsten darum ersuche. Was sollen wir

[1] Franz Karl Eberwein (1786—1868), Violinist.
[2] Kirms.

Taufscheine produciren die von einer Seite das große Geheimniß Frauenzimmerlicher Jahre verrathen und von der andern mit den Trauscheinen nicht zusammenstimmen. Was sollen wir Gelder bezeugen die niemals da waren u. s. w. Herrn Landrath Schlosser schreibe ich beyliegend in gleichem Sinne. Er wird es ja auch wohl so gut finden. Man muß auch der Zukunft etwas überlassen.

d. 26ten.

Durchl. die Herzoginn mit der Prinzess und sämtlichen Damen ihrer Umgebung war gestern bey schönem Wetter hier und alle ganz heiter und vergnügt. Wenn der obere Theil des Schlosses wird eingerichtet seyn kommen sie wohl öfter hierher. Kayser Napoleon hat manches für Jena bestimmt. Eine Summe zu Aufbauung der Häuser, zu Einrichtung einer katholischen Kirche und so weiter. Glücklicherweise sind dagegen alle Feste die man bey uns gegeben sehr anständig und erfreulich ausgefallen. Auf dem Napoleonsberge ist ein sehr artiger Saal mit einer Säulen Vorhalle, wie am römischen Hause, gebaut. Leider siehst du das nicht denn er wird abgetragen.

. . . Schicke deine Briefe nur vor wie nach. Diese Tage geh ich zurück. Lebe wohl. Liebe mich recht schön und sey versichert daß ich mich recht ungeduldig nach den Schlender- und Hätschelstündchen sehne. August schreib ich nächstens. G.

1217.*

An Zelter.

Nehmen Sie den besten Dank, lieber Freund, für das was Sie an dem jungen Eberwein thun wollen und können.

Die Kunstwelt liegt freylich zu sehr im Argen, als daß ein junger Mensch so leicht gewahr werden sollte worauf es ankommt. Sie suchen es immer wo anders als da wo es entspringt, und wenn sie die Quelle ja einmal erblicken, so können sie den Weg dazu nicht finden.

Deswegen bringen mich auch ein halb Dutzend jüngere poetische Talente zur Verzweiflung, die bey außerordentlichen Naturanlagen schwerlich viel machen werden was mich erfreuen kann. Werner, Öhlenschläger, Arnim, Brentano und andere arbeiten und treibens immerfort; aber alles geht durchaus ins form- und charakterlose. Kein Mensch will begreifen, daß die höchste und einzige Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sey, und in der Gestalt die Specification, damit jedes ein besonderes bedeutendes werde, sey und bleibe. Es ist keine Kunst sein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoristisch walten zu lassen; etwas muß immer daraus entstehen, wie aus dem verschütteten Samen Vulcans ein wundersamer Schlangenbube entsprang.

Sehr schlimm ist es dabey, daß das humoristische, weil es keinen Halt und kein Gesetz in sich selbst hat, doch zuletzt früher oder später in Trübsinn und üble Laune ausartet, wie wir davon die schrecklichsten Beyspiele an Jean Paul (Siehe dessen letzte Production im Damenkalender) und an Görres (Siehe dessen Schriftproben) erleben müssen. Übrigens giebt es noch immer Menschen genug die dergleichen Dinge anstaunen und verehren, weil das Publicum es jedem Dank weiß, der ihm den Kopf verrücken will . . .

Durch die Zeitungen sind Sie diesen Monat über genugsam an uns erinnert worden. Bey diesen Begebenheiten persönlich gegenwärtig zu seyn, war viel werth. Von einer so seltsamen Constellation habe ich auch günstigen Einfluß erfahren. Der Kaiser von Frankreich hat sich sehr geneigt gegen mich erwiesen. Beyde Kaiser haben mich mit

Sternen und Bändern beehrt, welches wir denn in aller Bescheidenheit dankbar anerkennen wollen . . .

Für heute nicht mehr. Ich habe so viele Briefschulden, daß ich nicht weiß wo ich anfangen soll sie abzutragen.

Weimar den 30. October 1808. G.

1218.*

An Christiane v. Goethe.

. . . Kommst du nach Heidelberg so gehe nach deiner Art sachte zu Wercke. Was August wohlgethan ist dir das nächste, denen dancke, sey freundlich und wohlgemuth mit Ihnen. Was sich sonst zeigt lehne nicht ab, und schaue ringsumher. Sie hassen und verfolgen sich alle einander, wie man merckt um nichts und wieder nichts, denn keiner will den andern leiden, ob sie gleich alle sehr bequem leben könnten wenn alle was wären und gölten. Adieu lieb Kind. Riemer legt etwas bey. Wenn unser Franckfurter Wesen befestigt ist wollen wir an hiesiges dencken. Mehr nicht.

d. 31. Octbr. 1808. G.

1219.*

An Christiane v. Goethe.

Weimar den 7. November 1808.

Da du nun Anstalt machst von Frankfurt abzugehen, will ich versuchen und hoffen mit diesem Brief dich noch zu erreichen. Leider gehen die Briefe hinwärts so langsam, daß ich noch nicht einmal weiß, ob du den meinigen, der dir das Bürgerwerden für den Augenblick abrieth und vom 27. October

war und eigenhändig, erhalten hast. Doch ist das von keiner Bedeutung: denn wenn man auseinander ist, muß Jedes nach seiner Überzeugung und nach den Umständen handeln, das Übrige giebt sich alles.

Dein Eingemachtes und die Kastanien sind glücklich angekommen. Die Kasten und was du sonst schickst, sollen nicht eröffnet werden bis du selbst dabey präsidirst. Alles geht auf die gewohnte Weise, d. h. zwischen dem Guten kommt einmal was Abgeschmacktes und gelegentlich was sehr Abgeschmacktes vor. Da muß man denn nur suchen, es wieder ins Gleiche zu bringen und nicht aufs äußerste zu gerathen. So sind z. B. beym Theater Dinge vorgekommen[1] die viel gelinder abgegangen wären, wenn du dagewesen wärest. Doch hoffe ich die Sache noch so zu halten, daß der Riß wieder zu heilen ist. In die Länge geht's freylich nicht; doch will ich, so lange ich noch einen Zug thun kann, mich nicht ungeschickter Weise gefangen geben.

Allen Freunden, ehe du von Frankfurt weggehst, wirst du die besten und verbindlichsten Sachen sagen. Bist du einmal zurück, so will ich allen denjenigen schreiben, wie du es für gut und nothwendig hältst.

Wegen deiner Herreise von Heidelberg weiß ich weiter nichts zu sagen. Von Würzburg aus erkundige dich selbst.

---

[1] Es handelt sich um einen durch die Jagemann (Frau v. Heygendorf) herbeigeführten Konflikt. Am 5. November sollte die zweite Aufführung der Oper „Sargeno oder der Zögling der Liebe“ von Paer stattfinden. Der Tenorist Morhard hatte aber am 3. ein ärztliches Attest eingereicht, daß er durch Heiserkeit am Singen gehindert sei. Die Jagemann wünschte aber durchaus die Vorstellung und auf ihre Veranlassung bestrafte der Herzog den Sänger mit Hausarrest und forderte Goethe auf, Morhard bei Beginn der nächsten Woche zu entlassen und zu sorgen, daß er innerhalb der nächsten vierzehn Tage die Grenzen des Herzogtums überschritten habe. Goethe setzte es durch, daß Morhard bis zum 1. Januar bleiben durfte, bat aber am 10. November, ihn selbst von einem Geschäft zu entbinden, das seinen sonst so wünschenswerten und dankenswerten Zustand zur Hölle mache (Brief 1222.) Die Krisis zog sich bis Ende des Jahres hin; der Konflikt, der auch auswärts peinliches Aufsehen erregte, wurde bis auf weiteres beigelegt.

Ich glaube nicht, daß es gut ist über Bamberg zu gehen, sondern auf Meiningen. Kömmst du nach Bamberg so sind Paulus da. Von Meiningen laß dir auch eben am Orte rathen. Du kannst auf Eisenach, auf Gotha, auf Erfurt deinen Weg richten. Bey allem ist ein Für und Wider, je nachdem die Jahrszeit sich findet und die Wege. An August habe ich nach Heidelberg geschrieben und was ich dort von euch wünsche; besonders daß ihr nach Mannheim fahrt und Herrn und Frau von Luck besucht.[1] Es ist mein Wunsch; du weißt, daß ich nicht gern sage mein Wille. August drückt sich von solchen Verhältnissen weg, das nehm' ich ihm nicht übel. Aber du mußt diese Personen mit ihm sehen. Du fühlst warum, und die ganze Sache ist ja nur eine Spazierfahrt. Lebe recht wohl.

1220.*

An A. v. Goethe.

Da du in einigen Tagen deine Mutter erwarten kannst, so will ich dir auch von väterlicher Seite erscheinen. Daß du ganz leidlich wieder hergestellt von Frankfurt abgereist bist, hat mir viel Vergnügen gemacht: denn die Nachricht von deinem Übelbefinden hatte mich sehr beunruhigt. Ich wünsche, daß du diesen Winter in deinen guten Vorsätzen nicht mögest gestört werden. Denjenigen Freunden die dir in diesem üblen Falle beygestanden wirst du, sowie auch die Mutter, in meinem Namen den besten Dank sagen. Laß mich ein Wort hören wenn ihr beysammen seyd; ich wünsche nur, daß die Mutter gut Wetter finde, damit sie auch der Gegend froh werde.

---

[1] Major v. Luck; einmal schickt Goethe an Knebel „sehr seltsame Gedichte des wunderlichen Luck".

Wenn deine Collegien angegangen sind, so schreibe mir was du genommen hast und wie du dich darein findest. Was du mir vorläufig anzeigtest, hat meine vollkommene Billigung. Nenne mir doch auch einige von deinen nächsten Gesellen und ob du einen wiedergefunden hast, der dir Boie einigermaßen ersetzt. Freylich sind alle früheren und älteren Verhältnisse immer die erfreulichsten, weil die neuen auch immer erst ein gewisses Alter erreichen müssen, um jenen ähnlich zu werden.

Bey uns ist es wieder stille; doch giebt es keine Ruhe; Fremde sind immer da, und das Theater läßt seine Mucken nicht. Sage der Mutter, daß ich allerley hinhalte bis sie kommt, damit wir auch in diesen Dingen, besonders insofern sie unser Haus wegen der Singstunden berühren, mit einander Abrede nehmen können . . .

Lebe recht wohl und mache den freundlichen und thätigen Wirth gegen die Mutter und Carolinchen. Ich möchte wohl bey euch seyn und einige schöne Stunden auf dem alten Schlosse zubringen.

Vielleicht sehen wir einander übers Jahr dort zusammen. Möge dir es wohl ergehen.

Weimar den 7. November 1808. G.

1221.

An C. G. v. Voigt.

Ihro des Herrn Erbprinzen Durchl. haben über die angelangten Müllerischen[1] Papiere und deren Inhalt auch des Unterzeichneten Gesinnungen zu vernehmen verlangt, welche hiermit schuldigst an den Tag gelegt werden.

So sehr uns die durch p. Müllern eingesandten Nachrichten abermals an dasjenige erinnern, was wir unsrer regierenden

[1] Friedrich v. Müller (Bd. V, S 220), der spätere Kanzler (1779—1849).

Herzogin Durchl. schuldig geworden, so erfreulich muß es uns seyn, auch die Wünsche unsres gnädigsten Herrn des Herzogs, der ganzen fürstl. Familie und aller Getreuen der Erfüllung so nahe zu sehen.

Die Gunst Ihro Majestät des französischen Kaisers in dem gegenwärtigen Augenblick, so ausgezeichnet zu Erhaltung, ja zu Erhöhung der Existenz des fürstlichen Hauses wirksam zu sehen, ist ein so glückliches Ereigniß, daß man sich die Ungeduld nicht erwehren kann, die geschehenen Äußerungen auf eine bestimmte und würdige Weise acceptirt und dadurch gesichert und völlig außer Zweifel gesetzt zu wissen.

Die von RegierungsRath Müller so sehr gewünschte Reise unsers gnädigsten Erbprinzen nach Berlin[1] scheint gerade dasjenige Mittel zu seyn, wodurch dem ganzen Ereigniß die Entscheidung zugesichert wird. Jene Bedenklichkeiten, welche dagegen entstehen konnten, sind in dem einsichtsvollen Votum des Herrn Geh. Rath Voigt, wie mich dünkt, hinreichend beseitigt, und ich glaube nur noch zu den bejahenden Argumenten hinzufügen zu dürfen, daß ein solcher Schritt auch Serenissimo deshalb sehr angenehm seyn werde, weil dadurch ein Eingang gemacht und dasjenige, was Höchstdieselben in eigner Person zu thun etwa geneigt seyn möchten, vorbereitet und alles künftige erleichtert wird.

Schließlich kann ich nicht verschweigen, daß Privatbriefe von dorther für diese wichtige Angelegenheit noch immer sehr günstig lauten, daß aber zugleich eine Annäherung der männlichen Glieder des fürstl. Hauses als eine unerläßliche Bedingung eines glücklichen Fortschrittes theilnehmend und dringend gewünscht und gleichsam gefordert wird.

d. 9. Nov. 1808. S. M.

J. W. v. Goethe.

---

[1] Zu Napoleon.

1222.

An den Herzog Carl August.

Gnädigster Herr,

Indem Ew. Durchl. ich auf das lebhafteste zu dancken habe, daß Sie so gelind die unangenehme Morhardsche Sache[1] beendigen wollen — wie er denn zu Ostern recht gut entlassen werden kann — so befinde ich mich in der von allen Seiten gedrängten Lage, nicht den Fürsten, sondern den Wohlwollenden inständigst bitten zu müssen, mich von einem Geschäft zu entbinden das meinen sonst so wünschenswerthen und danckenswerthen Zustand zur Hölle macht.

Was mir außerdem obliegt werde ich mit alter Treue und frischer Lust zu fördern suchen.

Gnädige Verzeihung hofft, Huld und Gnade erbittet sich

Ew. Durchl.
unterthänigster
Goethe.

Weimar den 10. Nov. 1808.

1223.*

An C. v. Knebel.

Vielen Dank, lieber Freund, für deinen guten und freundlichen Zuruf. Meine Absichten dich zu besuchen sind durch mehr als einen Anlaß vereitelt worden. Nach der Abreise der Kaiser und andrer hohen Herrschaften bemerkte ist erst daß ich einen ganzen Sommer abwesend gewesen war und fand gar manche Lücken in Geschäften und Unternehmungen, wo nicht alle Fäden so leicht anzuknüpfen waren. In Hauptsachen hab ich auch noch wenig vor mich gebracht.

---

[1] Siehe S. 55, Anmerkung.

Die Mittwoche[1] sind wieder im Gang. Ich lese die Nibelungen vor; allein dabey geht es mir auch wie einem jungen Professor, oder wie einem Koch, der sein ganzes Leben zubringt um einige Stunden etwas Genießbares aufzutischen. Indessen ist es mir selbst von großem Werth und Nutzen: denn ich hätte das Gedicht für mich vielleicht niemals durchgelesen, und noch viel weniger soviel darüber nachgedacht, als ich gegenwärtig thun muß, um durch Reflexionen und Parallelen die Sache anschaulicher und erfreulicher zu machen. Der Werth des Gedichts erhöht sich, je länger man es betrachtet, und es ist wohl der Mühe werth, daß man sich bemühe, sein Verdienst aufs Trockne zu bringen und ins Klare zu setzen: denn wahrlich die modernen Liebhaber desselben, die Herren Görres und Consorten, ziehen noch dichtere Nebel über die Nibelungen, und wie man von andern sagt, daß sie das Wasser trüben um Fische zu fangen, so trüben diese Land und Berg um alle gute kritische Jagd zu verhindern. Mir sind dabey recht artige Aperçüs vorgekommen und wenn man ihnen hier und da leugnen möchte, daß sie ganz genau zum Gegenstand passen, so sind sie doch schon lustig für sich selbst. Z. B. so hab' ich, im Sinn der Voßischen Karten zu Homer, Hesiodus und Aeschylus, eine Karte zu den Nibelungen gezeichnet, die auf sehr hübsche Reflexionen führt. Auch habe ich nächst genauer Betrachtung des Süjets, der Motive, der Ausführung, auch aufs Costüm und andre Nebenvorkommenheiten, als äußere Kennzeichen, wohl aufgepaßt, wodurch man dem Alter und dem Ursprung des Gedichts näher beykommen kann. Das alles, wenn ich es mehr im Reinen habe, theile ich dir, an einem hübschen traulichen Winterabende, dereinst mit.

Überhaupt lasse ich mich nicht irre machen, daß unsre modernen, religiosen Mittelältler mancherley Ungenießbares

[1] Mittwochs-Gesellschaft.

fördern und befördern. Es kommt durch ihre Liebhaberey und Bemühung manches Unschätzbare ans Tageslicht, das der allerneusten Mittelmäßigkeit doch einigermaßen die Wage hält.

Deine Bemerkung zu Ehren der Naturstudien gilt nicht für Jena und für diesen Moment allein; es liegt ein viel allgemeineres dahinter und daran. Schon fast seit einem Jahrhundert wirken Humaniora nicht mehr auf das Gemüth dessen der sie treibt und es ist ein rechtes Glück, daß die Natur dazwischen getreten ist, das Interesse an sich gezogen und uns von ihrer Seite den Weg zur Humanität geöffnet hat . . .

Meine Frau ist von Frankfurt zurückgekommen, wo sie mir die Liebe erzeigt hat, die Erbschaftsangelegenheiten nach dem Tode meiner guten Mutter auf eine glatte und noble Weise abzuthun. Sie grüßt dich und die Deinigen vielmals und wünscht euch gelegentlich zu bewirthen, da sie diesen Winter wohl schwerlich nach Jena kommen möchte.

Übrigens ist es bey uns sonderbar genug. Die Abreise des Erbprinzen, das vermuthliche Außenbleiben der Hoheit und anderes haben das Gefühl der Geselligkeit bey uns äußerst angeregt und die Woche könnte mehr Tage haben und immer doch noch genugsame Unterhaltung darbieten.

Bey Frau Hofrath Schopenhauer[1] sind der Donnerstag und der Sonntag jeder auf seine Art interessant: der erste wegen vieler Societät, wo man eine sehr mannigfaltige Unterhaltung findet; der zweyte, wo man wegen kleinerer Societät genöthigt ist, auf eine concentrirte und concentrirende Unterhaltung zu denken; und was du dir kaum vorstellen könntest, in kurzem wird unser geselliges Wesen eine Art von Kunstform kriegen, an der du dich gelegentlich selbst ergetzen sollst . . .

---

[1] Joh. Henriette Schopenhauer (1770—1838) Bd. V, S. 249.

Wenn das Papier noch mehr Raum darböte, so möchte ich noch manches mittheilen. Nimm indessen mit dem Gegenwärtigen vorlieb. Laß mich bald von dir hören und reize uns von Zeit zu Zeit zu Mittheilungen.

Weimar den 25. November 1808. Goethe.

1224.*

An Cotta.

(2. December.)

Da mir bisher alles so glücklich gegangen ist, so sah ich den Verlust der ersten Lieferung auf Velin als eine kleine Revanche an, die das Geschick an mir nehmen wollen, indem der Fall mir wie Ihnen sehr unangenehm war. Doch ließ ich nach Ihrer letzten positiven Antwort nochmals alles durchsuchen und sie fanden sich wirklich. Es möchte mir nun beynahe wie dem Polykrates bange werden; doch hoffe ich es soll nichts zu sagen haben, da mein Zustand nicht auf Tyranney gegründet ist.

Von so vielen Freunden, und vorzüglich von Ihnen, war ich überzeugt daß Sie lebhaften Antheil nehmen würden an dem, was mir Gutes widerfahren, und ich will gerne gestehen, daß mir in meinem Leben nichts Höheres und Erfreulicheres begegnen konnte, als vor dem französischen Kaiser und zwar auf eine solche Weise zu stehen.

Ohne mich auf das Detail der Unterredung einzulassen, so kann ich sagen, daß mich noch niemals ein Höherer dergestalt aufgenommen, indem er mit besonderem Zutrauen mich, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, gleichsam gelten ließ, und nicht undeutlich ausdruckte, daß mein Wesen ihm gemäß sey; wie er mich denn auch mit besondrer Gewogenheit entließ, und das zweytemal in Weimar die Unterhaltung

in gleichem Sinne fortsetzte, so daß ich in diesen seltsamen Zeitläuften wenigstens die persönliche Beruhigung habe, daß wo ich ihm auch irgend wieder begegne, ich ihn als meinen freundlichen und gnädigen Herren finden werde. Wie werth muß mir in dieser Betrachtung das hinterlassene Zeichen seyn, und wie höchst vergnüglich das demselben zugefügte Russische: denn wer möchte nicht gern ein Denkmal jener wichtigen Epoche besitzen, ein Zeichen der Vereinigung zweyer so großen als entfernten Mächte, wenn es auch weniger schmeichelhaft wäre. Daß alle litterarischen Arbeiten zugleich mit allen andern Geschäften durch diese Begebenheiten unterbrochen worden ist leider zu vermuthen. Ich versuche dieses und jenes wieder anzuknüpfen; noch aber will es nicht fließen. So ist indeß von der Farbenlehre leider nur ein Bogen zu Stande gekommen . . .

Diese Tage ist bey uns eine höchst merkwürdige Erscheinung vorübergegangen. Mr. Lemarquand, an dem wir schon, als er französischer Kommissär in Erfurt war, einen uneigennützigen, ehrliebenden und geistreichen Mann kennen lernen, hat sich die letzte Zeit in Berlin aufgehalten und ohne sonderliche Kenntniß des Deutschen sich an den Faust dergestalt attachirt, daß er mir ihn theilsweise, das Buch vor sich habend, sehr frey und anmuthig in Prosa übersetzte. Die dunklen Stellen fühlt und kennt er auch alle und hat über manche Erklärung verlangt und erhalten. Einige Stellen hatte er schon poetisch übersetzt, sehr heiter und glücklich. Ich kannte schon früher kleinere poetische Sachen von ihm die sehr gelenk und elegant sind. Den Sinn des ganzen sowohl als der einzelnen Charaktere und Situationen hat er vollkommen durchdrungen. Ich wünschte mir viel solche deutsche Leser. Nun arbeitet er das Einzelne durch und will nicht ruhen bis er das Ganze zu einer genießbaren französischen Production umgearbeitet hat. Er wird während

seiner Arbeit mit uns beständig conferiren und das Resultat wird immer höchst merkwürdig seyn, weil der französische und deutsche Geist vielleicht noch niemals einen so wunderbaren Wettstreit eingegangen haben . . .

1225.*

An C. F. v. Reinhard.

Seyn Sie mir also, verehrter Freund, in der Nachbarschaft willkommen! Vielen Dank daß Sie mich aus meiner Ungewißheit gezogen. Wären Sie doch einige Tage früher nach Frankfurt gekommen, so hätten Sie meine Frau angetroffen, die sich sehr glücklich gefunden hätte, Ihnen und Ihrer Frau Gemahlinn wieder zu begegnen. Lassen Sie uns nun wegen unserer Zusammenkunft nähere Abrede nehmen. In diesen letzten Tagen war unsre kleine Theaterwelt in einer starken Krise, woran sogar das Publicum Theil nahm. Es wird zwar nicht schwer seyn alles wieder in die rechten Fugen zu rücken; doch kann ich mich in der ersten Zeit nicht entfernen, auch steht es zwar mit meiner Gesundheit ganz leidlich, doch möchte ich mich gerade in dem Augenblick nicht auf den Weg machen . . .

Also ist das wunderbare Wort[1] des Kaisers womit er mich empfangen hat, auch bis zu Ihnen gedrungen? Sie sehen daraus, daß ich ein recht ausgemachter Heide bin, indem das Ecce homo im umgekehrten Sinne auf mich angewendet worden. Übrigens habe ich alle Ursache mit dieser Naivetät des Herrn der Welt zufrieden zu seyn . . .

Weimar den 2. December 1808. Goethe.

---

[1] »Voilà un homme!« (Riemer, Briefe von und an Goethe S. 325). Nach Goethes späterer Niederschrift lautet der Ausspruch »Vous êtes un homme« Ausführliches über Goethes Audienz bei Napoleon in Geiger „Aus Alt-Weimar“ und bei Suphan, Goethe-Jahrbuch XV, S. 20 ff.

1226.

An Marianne v. Eybenberg.

Weimar den 4. December 1808.

Nun sollten wir, theure Freundin, unsern Brief eigentlich mit Scheltungen anfangen. Denn wie ist es möglich, daß eine im diplomatischen Wesen gewandte Dame sechs Wochen in Dresden bettlägrig seyn kann, ohne durch einen Arzt, einen Freund, ja etwa durch einen gewandten Kellner selbst die ihr so sehr Verbundenen zu benachrichtigen, daß es ihr nicht zum Besten gehe, daß ein theilnehmendes Wort, (oder) es muß heißen und irgend sonst eine interessante Mittheilung ihr Vergnügen machen würde. Was für wunderliche Künste brauchen die Gefangenen, sich nach außen mitzutheilen, und Ihnen ist keine davon in der Freyheit eingefallen. Haben wir doch immer allerley Curiosa, die von einer oder der anderen Seite reizend seyn möchten . . .

Vor allen Dingen haben wir Nachricht zu geben, daß wir wirklich, nachdem die Fluth der Kaiser und Könige sich von unseren Bergeshöhen zurückgezogen hat, wieder einigermaßen bey Sinnen sind und daß gegenwärtig der Gescheuteste sich blos dadurch von dem Albernen unterscheidet, daß er weiß, nach so capitalseltsamen Begebenheiten sey er etwas weniger verrückt als die übrigen. Untersucht man die Grade der Verrücktheit, so findet man die für die tollsten, die sich einbilden, sie hätten wirklich eine Art von Urtheil über das, was sie gesehen haben.

Wer jedoch Alles gesehen hätte, was auch nur öffentlich in diesen Zeiträumen bey uns sich ereignet, der könnte schon sagen, daß ihm das Bunteste und Wunderlichste vor den Augen vorüber gegangen wäre. Ich selbst war nicht so

glücklich; denn da ich mich körperlich und geistig zu menagiren Ursache habe, so konnte ich in diesen Tagen eigentlich nur gegenwärtig seyn, wo ich gefordert war und wo ich was zu leisten hatte.

Die französischen Schauspieler sind mit ihrer wundersamen, obgleich in der Verirrung tüchtig begriffenen Kunst bis nach Weimar gelangt[1] und haben in dem Hause gespielt, durch dessen Dach zwey Jahre vorher eine französische Kugel durchflog. Es ist nun darüber eine gewaltige Bewegung, die mich nichts angeht. Ich wollte nur, ich könnte durch ein ungeheures Wunder aus diesem französischen Tragödienspiel das Falsche durch einen Blitzstrahl herausbrennen; so hätte die Welt noch immer Ursache zu erstaunen über das Rechte, was übrig bliebe.

Talma ist ein köstlicher Mensch, der aber auch, wie wir Alle, von dem Elemente leidet, in dem er schwimmt, der, indem er mit Wind und Wetter kämpft, gar wunderliche Richtungen nehmen muß, wissend oder unwissend — was geht mich das an! — die ihn von dem Ziele, nach dem er ernstlich strebt, zu entfernen scheinen. Das Blatt geht zu Ende und ich könnte nun erst anfangen zu erzählen, was von jener Epoche an sich bey uns ereignet. Humboldt von Rom ist angekommen und hat sein Hauptquartier in Erfurt aufgeschlagen. Mathematiker, Baumeister und anmuthige Künstler sind unsre Nachbarn und Tischgesellen geworden. Wir erwarten Wernern, Oehlenschlägern, Baggesen, Arnim, Brentano, Gerning, Kügelgen, und wenn das Glück will, so muß uns von den zwölf großen und den zwölf kleinen Göttern diesen Winter keiner fehlen. Nun da es an den Schluß geht, merke ich erst, daß ich in's Großthun und Aufschneiden

---

[1] Am 6. Oktober, anläßlich der Anwesenheit Napoleons, spielte das Théâtre français im Weimarer Theater Voltaires „Tod Caesars".

gekommen bin. So fatal das in der Politik ist, so lustig ist es in der Societät. Nehmen Sie also, daß an alle dem, was ich bisher gesagt, kein wahres Wort sey, und lachen Sie darüber. Dafür soll das letzte desto wahrer seyn, daß ich Ihnen herzlich ergeben bin, und daß ich mich Ihrer schönen Wirthin und Freundin recht ernstlich empfohlen wünsche.

Goethe.

1227.*

An A. v. Goethe.

(5. December.)

Dadurch daß deine liebe Mutter dich in Frankfurt gesehen und nachher in Heidelberg besucht hat, fühle ich mich beynahe eben so als wenn wir selbst wieder zusammen gewesen wären. Deine Krankheit erfuhr ich zugleich mit deiner Genesung und so ward mir diese Nachricht erträglicher. Leider daß sich durch das Übel, welches du erduldet, die alte Wahrheit bestätigt, kein Ort auf der ganzen Erde sey eigentlich für einen gesunden Aufenthalt anzusprechen. Jedes Clima, jede Lage, haben ihre Tücken; nimm dich vor den Heidelbergischen ja so gut in Acht als es gehen will. Mich freut es, daß du an dem Vossischen und Thibautschen Hause so gute Freunde gefunden hast. Lasse dich ja nicht durch Kleinigkeiten empfindlich oder gar mißtrauisch machen und lerne bey Zeiten, daß man in der Welt, was nur irgend möglich ist, vermitteln soll. Es giebt Verhältnisse genug mit denen das nicht angeht.

Ich freue mich deines Fleißes, und es ist recht wohl gedacht und gethan, daß du dir die besondern halbjährigen Zeugnisse von deinen Lehrern erbittest. Du nimmst dadurch das löbliche stillschweigende Engagement, daß du immer so

fortfahren wollest und werdest. Insofern dergleichen Zeugnisse zu deiner künftigen Legitimation dienen sind sie auch höchst schätzenswerth: denn in einer Zeit, wo alles so wunderlich und willkürlich durcheinandergeht, ist es nicht genug sich mit innerm Verdienst zu rüsten; man thut auch wohl, wenn man sich nach außen bepanzert und ausputzt.

Mir ist es im Ganzen recht wohl gegangen, nur haben mir die Händel beym Theater schon mehrere Wochen eine Störung in die vorgenommenen Arbeiten gebracht. Es geht mit dieser Krise, wie mit Krisen in einem Körper, der sich mit allerley heimlichen Mängeln hinschleppt die vielleicht gar selbst einander die Wage halten, und eine Art von kranker Gesundheit ausmachen; wird dann aber auch zufällig hier einmal das Gleichgewicht aufgehoben, dann geht es bunt her und es wird schwer den völligen Untergang zu verhüten. Noch habe ich nicht alle Hoffnung aufgegeben, und wenigstens die Sache theils für mich, theils mit Wohlgesinnten genugsam durchgedacht, um eine Radicalkur dem Patienten vorschlagen zu können . . .

Ich vernehme von der Mutter, daß du wegen deiner rothen Backen Anfechtungen hast, und daß es Leute giebt, die behaupten solche Farbe sey eben nicht grade ein Anzeichen guter Gesundheit. Ich hoffe du wirst selbst von dieser Gunst der Natur, womit sie dich bezeichnen wollen, einen bessern Begriff haben, und immer so fort leben, wie bisher, daß du sie nicht verscherzest.

Deine übrigen weimarschen Correspondenten, deren du wie ich weiß nicht wenige hast, werden dir von dem was vorgeht schon umständliche Nachricht geben.

Über die Erfurter Zusammenkunft der Kaiser und Könige ist eine Art von höchst abgeschmacktem Tagebuch[1] zum Vorschein

---

[1] „Erfurt in seinem größten Glanze während der Monate September und Oktober 1808.“ (Erfurt bei Fried. Aug. Knick 1808.)

gekommen. Vielleicht lege ich es dir bey, wenn die Weyhnachts-sendung abgeht, welche soeben von der Mutter vorbereitet wird. Nun lebe recht wohl und schreibe mir von Zeit zu Zeit, wie du dich befindest und wie du in dem ernsten Gebäude der Pandecten herumwanderst. G.

1228.

An J. J. Willemer.[1]

Noch ehe ich Ihnen, theurer alter Freund, ein Wort des gefühltesten Dankes zu sagen mich entschließen konnte, erscheint schon ein Brief von Ihnen an meine gute Frau, der mich so sehr erfreut als das was sie mir mündlich und schriftlich mitbrachte. Nehmen Sie den aufrichtigsten Dank für das viele Gute, das Sie den Meinigen erzeigt, und für jeden Antheil, den Sie an uns nehmen. Wie sehr wünschte ich einige Zeit mit Ihnen zu verleben, theils um mich früherer Jahre zu erinnern, theils um mich über manche Resultate des Lebens mit Ihnen zu besprechen. Ich begreife recht wohl, daß Sie bey allen Gütern, womit das Glück Sie begünstigt hat, sich doch manchmal in einer peinlichen Lage befinden, die aber nach meiner Einsicht blos von einem unvollendeten Streben herkommt. Diejenigen Menschen die nichts weiter verlangen als dasjenige, was Welt und Natur gleichsam von selbst geben, sind am besten dran und gewinnen meistens den Vorsprung vor denen, welche Forderungen einer höhern Bildung an sich und andere machen, und welchen der Vorschmack höherer Genüsse in ihr Inneres eingepflanzt ist. Dergleichen Anlagen völlig fertig auszubilden, zu wissen was wir selbst sollen und vermögen, und was wir von unsern

[1] Bd. V, S. 81.

Umgebungen erwarten können, darüber geht meistentheils das Leben hin und man darf wohl sagen, daß der isolirte Mensch hier niemals zum Ziele gelangt; ja sogar wenn er auch so glücklich wäre mit gleichgesinnten zu wirken, so wird er sich doch nur dem Unerreichbaren immer mehr und mehr anzunähern scheinen. Doch wie mag man über solche Hauptpunkte schreiben, da Gespräche darüber allein erquicklich und fördernd seyn können. Leben Sie recht wohl und gedenken unsrer mit den lieben Ihrigen.

Weimar, den 5. December 1808.

J. W. v. Goethe.

1229.*

An C. G. v. Voigt.

... Betracht' ich nun Vorstehendes,[1] wegen dessen Weitläufigkeit ich mich zu entschuldigen habe, obgleich nicht der tausendste Theil von dem was zu sagen wäre, gesagt ist, so bin ich doch eigentlich dem Zwecke nicht näher gelangt; denn wollte man auf meine, blos das detail betreffende Erinnerungen achtend, eine Constitution entwerfen, so würde sie doch nur scheinbar, aber keineswegs dauerhaft seyn, und ich bin, eingedenk so vieler Erfahrungen, auf das innigste überzeugt, daß in 14 Tagen bis vier Wochen dennoch die größten verderblichsten Händel und Extreme abermals hervorbrechen würden und die Sache noch schlimmer als gegenwärtig stehen würde. Soll ich deswegen aufrichtig seyn, so weiß ich kein Heilmittel für den gegenwärtig sehr verletzten Zustand des Weimarischen Theaterwesens als die Separation des Schauspiels von der Oper, gleich soviel wie möglich, und zunächst völlig.

---

[1] Goethes eingehende Antwort auf die „Mittheilung einer projektirten Constitution einer Hoftheater-Direktions-Commission."

Sollte dieser Vorschlag nicht ganz verwerflich gefunden werden, so erbiete ich mich einen Aufsatz über die Nothwendigkeit, Thunlichkeit und Schicklichkeit einer solchen Trennung ungesäumt einzureichen, indem ich mich erbiete bey einer neuen Einrichtung die Stelle eines Intendanten und Chefs der Theater-Commission im Allgemeinen zu übernehmen, mich dem Schauspiel insbesondere zu widmen und, nach Serenissimi mir bekannten Intentionen, nicht allein das bisher übliche fortzusetzen sondern auch bey hinwegzuräumenden Hindernissen mit neuer Lust und Energie der Zeit und ihren Forderungen gemäß fortzuschreiten.

Wobey ich nur noch bemerken will, daß baldige Resolutionen nöthig sind, weil ein ohnehin schwankendes Geschäft höchlich periclitirt, wenn eine Anzahl dabey nothwendiger Menschen auch nur für einige Zeit wegen ihres künftigen Schicksals in Furcht und Sorge gesetzt werden.

Mein guter Wille und meine redlichen Absichten, so wie der Drang des Augenblicks, mögen vorstehendes entschuldigen und suppliren. Weit besser würden solche Dinge mündlich verhandelt, wenn mündliche Verhandlungen nicht andere Nachtheile hätten.

Weimar den 7. Decbr. 1808.

J. W. v. Goethe.

1230.

An Eichstädt.

Ew. Wohlgeboren

übersende die mitgetheilten Manuscripte[1] mit vielem Dank. Meine Meinung darüber ist kürzlich folgende:

---

[1] Für die Literatur-Zeitung.

1. Der Aufsatz gegen Schlegel ist eine jammervolle Salbaderey, wodurch die Fragen um nichts weiter ins Klare kommen. Man könnte sich erbieten ihn einzurücken, wenn ihn ein bekannter Mann unterschreiben wollte. Mich däucht dieß kann man in dem gegenwärtigen Falle verlangen. Warum sollte sich der Verfasser nicht nennen, da ein genannter Künstler gegen einen genannten Schriftsteller vertheidigt wird?

2. Der Aufsatz über den ersten Band meiner Werke hat mir viel Vergnügen gemacht. Ich erkenne darin den Mann, der von jeher mit Wohlwollen meinen Arbeiten seine Aufmerksamkeit schenkte und der ein Interesse fand sich meine Art und Weise zu vergegenwärtigen. Er hat Gedichte und Stellen, auf die ich selbst einen besonderen Werth lege und die lange unbemerkt geblieben sind, hervorgezogen und sich überhaupt, wie mich dünkt, mit Offenheit und Redlichkeit betragen.

3. Die auf altdeutsche Poesie sich beziehenden Aufsätze haben mir desto weniger Freude gemacht. Dem Verfasser fehlt es gar sehr an historischen Kenntnissen. Das habe ich desto lebhafter gefühlt, da ich selbst von ihm etwas zu lernen gewünscht hätte. Was soll man zu der großen Lücke zwischen Bodmer und Tieck sagen? Warum ist denn von Herdern einmal gar nicht, und das andere Mal nur im Vorbeygehn die Rede? Wer diese vierzig Jahre mitgelebt und mitgewirkt hat, der weiß besser, wem man diese Ärnten schuldig ist, welche die jungen Herren mit soviel Dünkel abmähen. Das Wunderhorn,[1] das ich schätze, ist keineswegs unmittelbar und augenblicklich aus dem Boden entsprungen. Es geziemte denen, die sich mit solchen Dingen abgeben, die Geschichte solcher Erscheinungen zu erforschen. Ferner gehört der Ver-

[1] „Des Knaben Wunderhorn" von Arnim und Brentano.

fasser zu den eingebildeten Neulingen, die gegen das was sie Ästhetik nennen sich auflehnen, damit nur ihre Orakelsprüche als etwas erscheinen sollen. Nicht daß ich alles verwerfe, was die neue Zeit lebhafter als die ältere treibt, aber wie verdrießlich ist es erprobte Maximen des Urtheils von solchen verworfen zu sehen, die in jeder Äußerung zeigen, daß sie weder von Gehalt noch von Behandlung eines Kunstwerks den wahren Begriff haben. Ich will gerne glauben, daß ich dem Verfasser einigermaßen Unrecht thue: denn ich muß gestehen, daß ich nur den geringsten Theil der Blätter gelesen habe; aber ich sehe gar nicht ein, warum man gegen Ungerechte gerecht seyn soll. Ich war schon einigemal in Versuchung bey gegebenem Anlaß mich in Ihrer Zeitung[1] einmal derb und deutlich über dieses Unwesen vernehmen zu lassen; doch wer behielte die Lust einen Mohren zu waschen? und ich habe in meinem Leben genug erfahren, daß die Thoren von vernünftigen Menschen grade nur soviel lernen und annehmen, als sie brauchen um noch närrischer zu seyn.

Für ein Neujahrsprogramm wird gesorgt. Das Kupfer wird hoff' ich etwas angenehmes darstellen.

Der ich recht wohl zu leben wünsche und mich zu geneigtem Andenken empfehle.

Weimar den 8. December 1808.

Goethe.

Lassen Sie sich jedoch durch obenstehendes nicht abhalten Aufsatz und Recension abdrucken zu lassen. Dergleichen Gesinnungen müssen doch nun einmal ins Publicum und es ist gut, daß es je eher je lieber geschehe. Der Widerstreit wird erregt und die Sichtung geschieht. Über die Recension des Attila[2] nächstens.

---

[1] Der Jenaer Literatur-Zeitung.

[2] Von Zacharias Werner.

1231.

An C. G. v. Voigt.

Wenn ich in meinem vorgestrigen Aufsatz den Vorschlag that, daß man beym Weimarischen Theater das Schauspiel von der Oper trennen möchte; so habe ich nur einen Gedanken, einen Wunsch geäußert, den ich schon längst gehegt. Ich erlaube mir, ehe ich unsern besondern Fall ausspreche, einige allgemeine Betrachtungen.

Die Oper ist ihrer Natur nach von dem Schauspiel durchaus unterschieden; sie ist es auch bey den Nationen geblieben, die, indem sie etwas Vollkommnes Auffallendes auf ihrem Theater sehen wollen, die verschiedenen Arten der Kunstwerke auf strengste sondern. In Deutschland ist die Oper nach und nach und man möchte sagen zufällig mit dem Schauspiel verknüpft worden. Um nicht allzuweit vorwärts zu gehen, so bringe ich in Erinnerung, daß vor vierzig bis funfzig Jahren die Oper:[1] der Teufel ist los, zuerst große Sensation erregte worauf die Hillerschen Opern folgten, bey denen es gar keine Sänger brauchte, um sie ganz leidlich vorzutragen. Die Französischen kleinen Operetten, das Milchmädchen[2] und dgl., kamen im südlichen Deutschland zuerst auf die Bühne durch Marchand, einen Director, der selbst leidlich sang und sich mit Versemachen abgab. Hier hatte die Epoche der Handwerksopern ihren Anfang; die Schmiede, Böttcher, Töpfer erschienen hintereinander; die Action des gemeinsten Schauspiels ward durch Musik und Tact etwas veredelt; die ersten schmucklosen italiänischen Opern: das gute Mädchen, Robert und Caliste, die eingebildeten Philosophen,[3] schlossen sich an und die Directoren

[1] Von Weiße.
[2] Von Duni.
[3] Sämtlich von Paesiello.

fanden es sehr bequem, mit sehr wenigem Aufwand von Naturell und Talent das Publicum zu unterhalten, ja zu entzücken. Man erinnere sich der Zeit, in welcher ein Ackermann lange auf dem Weimarischen Theater für den ersten Buffo und seine Frau wenigstens als zweyte Sängerinn gelten mußte. Man erinnere sich der Gattinn des Director Belluomo, die, mit einer leidlichen Stimme, einem völlig oberdeutschen Dialect und einem unscheinbaren Äußeren, mehrere Jahre die ersten Liebhaberinnen vortrug.

Dieser Art auf eine genügsame Weise sich zu vergnügen, gab Dittersdorf neue Nahrung. Personen aus dem gemeinen Leben, lebhafte Intriguen, allgemein faßlicher Gesang, verschafften seinen auf einem Privat-Theater entstandenen Opern einen allgemeinen Umlauf, und wer in Weimar mag sich nicht gerne des rothen Käppchens[1] erinnern, mit dessen heiterer Erscheinung das jetzige Hoftheater eröffnet wurde.

In einem ganz entgegengesetzten höheren Sinne hatte Mozart durch die Entführung aus dem Serail Epoche gemacht. Diese Oper, noch mehr aber die Zauberflöte, die eigentlich nur den Theatermeistern Mühe machte, wurde unzähligemal wiederholt und beyde brachten das darauf verwendete reichlich ein, weniger die folgenden Zauberopern, die auch nach und nach alle von der Bühne verschwunden sind.

Indessen hatten sich bey Aufführung solcher Singstücke bessere Stimmen nötig gemacht, eigentliche Sänger wurden engagirt und je besser sie wurden, je mehr traten sie mit dem Schauspiel außer Verhältniß. Auch unser Theater war glücklich genug manche zu besitzen, bis wir endlich in der letzten Zeit das Singspiel auf einem Gipfel sahen, wo es wohl verdiente, eine Anstalt für sich zu heißen. Ich brauche

---

[1] „Das rote Käppchen" zweiaktige Oper von Dittersdorf, bearbeitet von Vulpius; Erstaufführung 7. Juni 1791. Die Eröffnungsvorstellung des Theaters hatte am 7. Mai stattgefunden mit Goethes Prolog Ifflands „Jäger".

nur einiger Aufführungen: der Müllerinn, der Camilla, der Wegelagerer[1] zu gedenken, und man wird mich alles andern Beweises überheben.

Indessen hatte aber auch in Rücksicht auf die innere Einrichtung, besonders was Vorbereitung und Proben betrifft, die Oper das Übergewicht über das Schauspiel genommen. Jene braucht ihrer Natur nach mehr Proben als dieses, aber bey uns waren sie ganz außer allem Verhältniß. Man unternahm, es ist wahr, schwere Opern, aber man brachte sie meiner Überzeugung nach viel zu langsam zu Stande, und wenn auch dieß nicht zu ändern gewesen wäre, so wiederholte man eine, endlich mit so viel Mühe und Aufopferung zu Stand gekommene Oper nicht oft genug, nicht einmal so oft, daß das Publicum hätte damit bekannt werden und ihr Geschmack abgewinnen können. Singspiele welche lange gelegen bedurften gleichfalls vieler Proben, und weil es meist solche waren in welchen Chöre und Statisten nöthig sind, so wurden die Schauspieler dabey gleichfalls fatigirt, und es war bey uns zuletzt fast herkömmlich, daß weil der Sonnabend brillant seyn sollte, Montag und Mittwoch vernachlässigt, ja oft dem Zufall überlassen wurden: denn indem man bedeutende Stücke an diesen Tagen nicht geben wollte, um sie einen Sonnabend zu bringen, wenn die Oper ebenfalls fehlte, indem man Personen, welche zugleich im Schauspiel und in der Oper bedeutend sind, des Mittwochs nicht zumuthen konnte eine starke Rolle vorzutragen; so kam in die monatlichen, ja wöchentlichen Austheilungen, wobey man unmöglich alle und jede wechselseitigen Verhältnisse stets vor Augen haben konnte, ein solches Schwanken, das der Direction höchst verdrießlich seyn mußte und von Hof und Publicum oft genug unangenehm empfunden ward.

[1] Von Paesiello und Paer.

Der Vorschlag Schauspiel und Oper zu trennen hat daher den Hauptzweck beyde Gattungen auf sich selbst zu weisen, um jede separat zu ihrer Pflicht anhalten zu können. Sobald der Schauspieler ohne Zerstreuung seine Zeit der Erlernung neuer Stücke, der Repetition älterer widmen kann, sobald man festsetzt, daß Sonnabends gewiß Oper seyn werde, so hat der Schauspieler den Donnerstag, Freytag, Sonnabend und Sonntag vor sich, um Montag und Mittwochs ehrenvoll und zur Freude der Zuschauer zu erscheinen. Austheilungen können auf einen Monat gemacht werden und müssen gehalten werden. Von Zeit zu Zeit eintretende Unmöglichkeiten sind von keiner Bedeutung, wenn nur nicht jeden Augenblick die Willkür waltet.

Man bedenke hier vor allen Dingen, daß der Hauptzweck unsers Theaters sey, dreymal die Woche bedeutende, gefällige Vorstellungen zu geben. Darauf muß man losgehen, alles andere sind Nebensachen.

Durch die Trennung des Schauspiels von der Oper kann bey uns dieser Zweck ganz allein erreicht werden. Die Hauptursachen sind oben schon angedeutet; es liegen aber noch andre im Hintergrund, welche sich zu künftiger, vielleicht nur mündlicher Mittheilung qualificiren. Wollte man eine solche Scheidung im Augenblicke streng machen, so würde sich finden, daß das Schauspiel wohl ohne die Oper, die Oper aber nicht ohne das Schauspiel bestehen könnte. Man lasse daher vorerst diejenigen die eigentlich als Schauspieler anzusehen sind, wie Unzelmann und Deny, bey der Oper mitwirken; nur gehe man aufs schärfste zu Rathe, wie die Proben vermindert und das Einstudiren einer Oper beschleunigt werden könne, damit solche Personen nicht mehr als billig von ihrer Obliegenheit beym Schauspiel abgehalten werden.

Das zweyte was einer Trennung entgegen zu stehen scheint, ist, daß man bey Oper und Schauspiel wechselseitig Statisten und respective Choristen gemacht hat. Dieses alte Recht der Directionen die besten Schauspieler und Sänger zu den geringsten Functionen zu beordern, ist für einen Entrepreneur, besonders für einen herumziehenden, von Bedeutung, und man hat sich es bisher bey der Commission, welche in jene Stelle eintrat, ganz wohl gefallen lassen. Untersucht man aber genau wie viel man davon nachgelassen, wie mancher, wo nicht ausdrücklich, doch stillschweigend, wo nicht für immer, doch öfter, dispensirt und freigelassen; so zeigt sich, daß es in der Ausübung keineswegs so viel als man glaubt, relevire.

Das Schauspiel so wie die Oper würden künftig noch immer in sich selbst Statisten machen. Bey der Oper sind die Chorschüler gegenwärtig, und wenn man zu den subalternen Sängerinnen, die anfangs noch bey der Oper mitwirken möchten, einige Mädchen aus der Stadt heranzieht, so würde nichts verloren und viel gewonnen seyn.

Überhaupt müßte es leichter seyn als jemals, sich ein stehendes Chor zu bilden, da durch den Einfluß der großen Berliner Singacademie sich überall Privatgesellschaften bilden, die eine Freude darin finden mehrstimmige Gesänge auszuführen. In Berlin selbst haben sich mehrere solche Privatchöre gebildet, in Halle, Leipzig, Jena, Weimar sind sie auch schon entstanden und es bedürfte bey uns nur ein geringes, um eine solche Neigung weiter zu verbreiten. Noch nie ist ein Zeitpunkt günstiger gewesen als der gegenwärtige.

Es möchte unfreundlich aussehen, wenn ich hier umständlich ausführen wollte, wie vorzüglichere Sänger, wenn man sie zum Chorgesange fordert, zwar erscheinen, um nicht gestraft zu werden, aber keinen Laut von sich geben; welches man nicht eben so gut als eine Abwesenheit beweisen konnte.

Daß noch manches bey einer neuen Einrichtung wird zu bedenken, daß noch manches wird zu thun seyn, bis die beyden getrennten Abtheilungen des Theaters sich in sich selbst runden und consolidiren, liegt in der Natur der Sache. Was wegen Lauchstädt zu thun sey, wird gefragt werden, worauf sich aber auch recht gut wird antworten lassen.

Führt man aber die Oper wieder mehr zum Gesang, das Schauspiel mehr zur Recitation und Declamation zurück, entäußert man sich nach und nach alles unnöthigen Prunks und Lärms, so wird die Anstalt nach innen und nach außen gewinnen und die Casse gewiß nichts verlieren. Schon wenn die Montage und Mittwoche bedeutender werden; so muß eine erhöhte Einnahme an diesen Tagen schon manchen Sonnabend-Statisten bezahlen. Es giebt noch andere Vorschläge zu Erhöhung der Einnahme, und gewiß wenn mehr Einheit und Einigkeit in die verschiedenen Gliederungen der neuen Einrichtung gebracht werden, so lassen sich manche faux-frais vermeiden, deswegen mir selbst höchst angenehm ist, daß jemand mit frischem Blick zu den Cassegeschäften hinzutritt.

Ganz unschätzbar aber für den raschern Gang der Geschäfte, für bessere Disciplin und so vieles andere, ist bey der neuen Maßregel, daß die Wöchnerschaft[1] aufgehoben werde. Genast würde allein bey dem Schauspiel, Becker allein bey der Oper angestellt, und man wüßte genau was man von Jedem zu erwarten und zu fordern hätte; und jeder könnte sich mit dem was er leistet, besonders und persönlich, Ehre machen.

So viel zur allgemeinen Einleitung des Vorschlags. Zu weiterer Aufklärung und näherer Bestimmung desselben würde ich unterthänigst bitten, Durchlaucht geruhten auf Unterzeichneten, auf den Hofcammerrath Kirms und den

---

[1] Die Einrichtung der Wochenregisseure.

Rath Kruse ein Commissorium zu stellen blos zu dem Zwecke die Sache von allen Seiten durchzudenken und zu bearbeiten, wobey die bekannt gewordenen gnädigsten Intentionen im Auge behalten, und die übrigen Einrichtungen so weit als möglich ins Detail verfolgt würden. Ein Aufsatz deshalb würde baldmöglichst mit unterthänigstem Bericht einzureichen und Serenissimi höchste Entschließung abzuwarten seyn.

Weimar den 9. Decemb. 1808. Goethe.

1232.

An C. G. v. Voigt.

(11. December.)

Unter uns wenigstens ein aufrichtiges Wort! in einer Sache die eigentlich blos hinter dem Mantel gespielt wird. Ich übersende mein Ultimatum. Hier tritt freylich ein neuer Hauptpunckt ans Licht sub No. 5.[1] Ich glaube nicht daß man jenseits nachgeben wird und ich werde kein Haarbreit weichen. Es ließ sich voraussehen daß die Sache hier scheitern würde. Mündlich mehr. Bitte alles schriftliche abzulehnen.

G.

1233.

An C. G. v. Voigt.

(Mitte December.)

Ew. Excell.

habe ein eilig Blättchen geschrieben mit Bitte zu verhindern daß nicht etwa ein Rescript erlassen werde, welches die

[1] Nr. 5 von Goethe am gleichen Tage übersandter „Punktation" lautet: „Der Geheimerath von Goethe besorgt das Kunstfach beym Schauspiel allein und unbeschränkt."

Commission als schon formirt ansieht, ich würde es nicht eröffnen. Als Diener will ich mit zwey andern Dienern gern die Sache in die größte Klarheit setzen; aber wenn zuletzt nach dem was meine völlige Überzeugung ist nicht gehandelt werden soll, wenn Serenissimus diesen unmittelbaren Einwirckungen, wie leider Sonnabends eine geschehen, nicht rein entsagen; so muß ich aus der Sache scheiden. Dies unter uns. In der Maaße bitte das Commissorium zu stellen, daß der Auftrag nach erstattetem Bericht expirirt. Verzeihung!

G.

1234.

An Silvie v. Ziegesar.[1]

Wenn Sie, liebste Silvie, lange nichts von mir vernommen und auch heute nur wenig Zeilen sehen; so rechnen Sie es auf die Düsterheit der kurzen Tage, die mir durch mancherley hin und widersinnen und reden noch trüber geworden. Schon dachte ich von der theatralischen Welt abgeschieden zu seyn, durch den Ruf und Willen unsrer theuren Herzoginn aber kehre ich in ein Leben zurück das wenig Reitze mehr für mich hat. Wie gern flüchteten sich meine Gedancken manchmal zu Ihnen, und leider auch Sie weiß ich in einer Lage die höchst peinlich ist und gegen die ich die meinige als glücklich preisen kann. Lassen Sie mir doch recht bald wieder von Sich und dem Befinden Ihrer theuren Mutter etwas erfahren.

Da ich die ganze Zeit her von Gästen, lieben und gleichgültigen, heimgesucht worden, so kam das herrliche Wildpret das Ihr Herr Bruder mir schickte der Küche sehr zustatten. Ersuchen Sie ihn auf's schönste von Zeit zu Zeit

---

[1] Ziegesars jüngste, 1785 geborene Tochter.

meiner zu gedencken. Was an den Jenaischen Schloßvoigt gelangt sendet mir dieser gleich herüber. Meine Schuld deshalb will ich danckbar abtragen.

Auch heute seh ich wieder Jenenser. Die Frommannischen und Steffens. Was ich dabey dencke und wünsche können Sie Sich wohl vorstellen. Möge mich das neue Jahr bald zu Ihnen führen! Sagen Sie mir indessen einige Worte. Viele Grüße den theuren Ihrigen.

W. Sylvester 1808. G.

1235.

An A. v. Goethe.

Du hast von mir, mein lieber August, lange nichts gehört. Indessen wirst du von deiner Mutter verschiedenes vernommen und nun auch die 50 Thaler erhalten haben, die du verlangtest. Mache damit deine Haushaltung rein; ich will dir künftig vierteljährlich von hieraus 25 Thaler schicken. Siehe zu, wie du Haus hältst.

Ich habe vor einiger Zeit an Herrn Hofrath Thibaut geschrieben und ihm gedankt, daß er sich deiner in guten und bösen Tagen so treulich annehmen wollen. Halte dich ja an diesen trefflichen Mann und Lehrer, so wird dir in jedem Falle geholfen seyn. Auch alle übrigen Freunde grüße schönstens und suche sobald als möglich kleine Misverständnisse die vorkommen, wieder ins Gleiche zu bringen. Schreibe mir von Zeit zu Zeit; besonders auch sage mir, wie es denn mit den Pandecten geht.

An Herrn Hofrath Thibaut habe ich schon geschrieben, daß du künftigen Sommer die Pandecten nicht wieder zu hören brauchst. Es ist besser daß einige Zeit verstreicht, ehe man sich wieder zu einer so wichtigen Arbeit kehrt. Indessen

erholt sich der Geist, bildet sich an andern Gegenständen und kommt frischer und getroster auf die vorige Stelle zurück.

Mutter und Freunde werden dir umständliche Nachricht von der letzten Redoute gegeben haben. Soviel kann ich dir versichern, daß deiner oft gedacht worden ist und daß man dich mehr als einmal herbeygewünscht hat.

Schreibe mir doch auch etwas von der Witterung. Wir haben in der Nacht vom 30. auf den 31. einen gewaltigen Sturm gehabt. Hat sich etwas Ähnliches etwa bey euch eingefunden? Leider hat diese himmlische Gewalt auch uns einen Schaden gethan, der dich betrüben wird. Der alte Wachholderbaum im untern Garten ist umgestürzt worden. Wir haben ihn gestern gemessen: er hat die Höhe von 43 Fuß erreicht. Das brauchbare Holz davon will ich ausschneiden lassen, damit wir sein Andenken in irgend einem Hausrath bewahren. Eine nähere Beschreibung dieses merkwürdigen Baumes und wie wir ihn bey seiner Section gefunden haben, steht zu Diensten, wenn du irgend einen botanischen Freund hast, den sie interessiren kann. Aus dem obern Theile, etwa 35 Fuß über der Erde, will ich einige Dosen drehen lassen und eine an Blumenbach schicken dem so etwas Spaß macht.

Und so will ich für dießmal schließen und dir wohl zu leben wünschen.

Weimar den 5. Februar 1809. G.

1236.

An Christiane v. Goethe.

Jena d. 12. May 1809.

Da Riemer wegen eines starcken Schnupfens heut in seinem Quartiere bleibt; so sage ich dir nur kürzlich und

eigenhändig daß es mir ganz wohl geht. Freylich muß ich mich in Acht nehmen. Indessen geht mir was ich arbeite gut von Statten und mehr bedarf ich nicht. Wenn ich noch einige Zeit hier bin soll der Roman[1] hoffe ich zum Druck befördert seyn. Denn ich lasse ihn hier drucken und es soll damit, wie mit einigen andern Dingen rasch gehen. Worüber du dich erfreuen wirst. Sage mir wie dirs geht. Grüße alles und insofern du es vermagst; so trage dazu bey daß ich ruhig hier bleiben kann. Lebe recht wohl. G.

1237.

An Pauline Gotter.[2]

Mit einigen Widersprüchen des menschlichen Herzens, liebe Pauline, sind Sie bekannt, und lassen Sich nicht irren, Ihre Veilchen und Mayblumen, die Sie in der Nähe gewiß vortheilhafter anbringen könnten, an einen entfernten Freund zu wenden; und dieser richtet seine Rhythmen und Reime nach einem abgeschiedenen guten Mädchen, demselben im Namen der edleren Menschheit zu danken, indeß er den Dank zu vergessen scheint, den er seinen wohlbehaltenen freundlichen Nachbarinnen schuldig ist. Mit diesen Betrachtungen empfangen Sie gegenwärtiges Gedicht[3], das eigentlich recht gut gelesen seyn will, wenn es Wirkung thun soll. Deßwegen lege ich es in Ihre Hände und an Ihr Herz. Lassen Sie den Verfasser nicht fern seyn!

Jena, den 29. May 1809. Goethe.

---

[1] Die Wahlverwandtschaften.

[2] Tochter des 1797 gestorbenen Dichters Fr. Wilh. Gotter. Sie wurde später die zweite Gattin Schellings.

[3] „Johanna Sebus", entstanden am 11. und 12. Mai. Das Tagebuch verzeichnet an diesem Tage „Schön Suschen".

1238.

An Christiane v. Goethe.

Du wirst nun wohl Herrn Kaaz[1] bey dir einlogirt haben und was das häusliche Behagen betrifft, wird er meine Abwesenheit nicht bemerken. Ich schreibe ihm selbst und Hofrath Meyern zu gleicher Zeit und ich bin überzeugt, daß seine Ausstellung und, was er sonst wünscht, gleichfalls gut gerathen werde. Ich werde mit Vergnügen davon durch die rückkehrenden Boten, und mehr noch künftigen Sonnabend belehrt werden. Wende alles was du kannst die nächsten acht Tage von mir ab: denn ich bin gerade jetzt in der Arbeit so begriffen wie ich sie seit einem Jahre nicht habe anfassen können. Würde ich jetzo gestört, so wäre alles für mich verloren was ich ganz nahe vor mir sehe und was in kurzer Zeit zu erreichen ist. Wie gesagt, mein Kind, laß nur die nächsten acht Tage nichts an mich heran was abzuhalten ist. Alle Geschäfte sind ja ohnehin im Gange. Dagegen wollen wir auch an euch denken und euch von Zeit zu Zeit einen Fisch und ein gut Stück Wildpret schicken, damit ihr es in gutem Frieden genießet und euch weiter nichts anfechten lasset.

Solltest du noch etwas von Pflanzen brauchen, so schreibe es mir. Grüße die kleine Gesellschaft die dich neulich begleitete. So viel ich merken kann haben sie einen guten Eindruck zurückgelassen. Weiter wüßte ich nichts zu sagen, als daß ich dir wohl zu leben wünsche.

Jena den 30. May 1809.

Goethe.

---

[1] Dresdener Landschaftsmaler, den Goethe 1808 in Karlsbad kennen gelernt.

1239.

An Charlotte v. Stein.

Zwar vernehm' ich von Knebeln, theuerste Freundinn, daß wir Sie den Donnerstag hier sehen sollen; darauf wollen wir uns nun möglichst vorbereiten und Ihnen hoffentlich leidenlos entgegen kommen, aber doch will ich den heutigen Boten nicht ohne ein lange versäumtes Wort abgehen lassen. Von mir war bisher leider nicht viel zu sagen. An die physische Existenz habe ich keine großen Anforderungen; wenn mir es aber auch nicht einmal gelingt geistig thätig zu seyn, indem ich mich in die Wüste begebe; so wäre mir eine gewisse Ungeduld wohl zu verzeihn. Indeß nun habe ich's auf die alte Art doch wieder durchgesetzt und es ist mir in diesen Tagen gelungen, an dem Roman[1] fortzuarbeiten der mir durch die gute Aufnahme seiner ersten Hälfte erst wieder werth geworden. Mögen Sie unsrer verehrten Fürstinn sagen, daß ich, indem ich mir jene Wirkungen zurückrief, die dasjenige hervorgebracht hatten, was schon auf dem Papier fixirt war, mir den Muth und die Freude geben konnte das übrige was noch zwischen Seyn und Nichtseyn schwebte, hervorzurufen und festzuhalten. So viel habe ich mir fest vorgesetzt: ich will alles abweisen und vermeiden was mich hindern könnte das angefangene zu Stand zu bringen, verzeihen Sie, wenn ich Sie von dem ausschließlich unterhalte was mich jetzt interessirt. Ein künftiges Interesse hängt vom gegenwärtigen ab. Wenn Sie herüberkommen, sollen Sie dafür blos mannigfaltig grünende Thäler sehen. Die wenigen Blüthen dieses Jahrs sind vorüber. Gestern mit einer Gelegenheit schickte ich Ihnen ein Gedicht,[2] gedruckt,

---

[1] „Wahlverwandtschaften".

[2] „Johanna Sebus".

das Sie früher wohl schon geschrieben kannten. Ich will keine Reflexion hinzufügen, daß die Poesie zu einer Zeit, wo so ungeheure Thaten geschehen, sich gegen die naivgroße Handlung eines Bauernmädchens flüchtet — und da die Seite herunter ist, will ich mich auf Wiedersehen zum besten empfohlen haben.

Jena den 30. May 1809.

Goethe.

1240.*

An Zelter.

Von Ihnen, theuerster Freund, wieder einmal einige Worte zu sehen, war mir höchst erquicklich. Ich denke tausendmal an Sie und bedaure, daß diese verworrene Zeit uns noch mehr als sonst von einander trennt. Selbst zum Schreiben fühlt man wenig Lust. Man entwöhnt sich des Correspondirens, wie man sich in Staaten, wo scharfe Censur ist, das Lesen abgewöhnt . . .

Da es noch nicht räthlich war nach Carlsbad zu gehen; so befind' ich mich in Jena, wo ich einen Roman fertig zu schreiben suche, den ich vorm Jahre in den böhmischen Gebirgen concipirt und angefangen hatte. Wahrscheinlich kann ich ihn noch in diesem Jahre herausgeben und ich eile um so mehr damit, weil es ein Mittel ist mich mit meinen auswärtigen Freunden wieder einmal vollständig zu unterhalten. Ich hoffe Sie sollen meine alte Art und Weise darin finden. Ich habe viel hineingelegt, manches hinein versteckt. Möge auch Ihnen dieß offenbare Geheimniß zur Freude gereichen.

Seit Eberweins Abschied und allerley theatralischen Händeln bin ich von der Musik ziemlich abgeschnitten. Ich

hoffe künftig durch ihn desto froheren Genuß. Wiederklänge aus Ihrem Himmel zu dem ich selbst leider niemals gelangen sollte; worüber ich denn doch manchmal verdrießlich bin. Jetzt in kriegerischen Zeiten sieht man erst wie unbehülflich und ungeschickt man sich im Frieden betragen hat. Der kleinen Ballade,[1] wenn sie componirt ist, geben Sie eine Publicität welche Sie wollen und lassen mich nicht gar zu lange ohne ein aufmunterndes theilnehmendes Wort. Leider ist mir dieser Winter sehr ungenutzt und unerfreulich hingegangen. Seit dem Frühjahre habe ich wieder angefangen, an der Farbenlehre zu redigiren und drucken zu lassen, bin in der Geschichte bis zu Ende des 17. Jahrhunderts und im Ganzen bald am 60. Bogen. Es sieht wunderlich aus wenn eine so große Masse eigenen und fremden Lebens auf dem Papier steht und doch immer nicht nach was rechts aussehen will. Das Geschriebene wie das Gethane schrumpft zusammen und wird immer erst wieder was, wenn es aufs neue ins Leben aufgenommen, wieder empfunden, gedacht und gehandelt wird . . .

Leben Sie recht wohl und gedenken Sie mein.

Jena den 1. Juni 1809. G.

1241.*

An C. F. v. Reinhard.

Sie sind recht lieb und gut, verehrter Freund, daß Sie mich mein Stillschweigen nicht entgelten lassen und mir die traurige Nachricht[2] selbst überschreiben: denn was kann uns bey einem solchen Verluste besser trösten, als die Empfindung wie viel uns noch übrig bleibt.

---

[1] „Johanna Sebus“.

[2] Von dem am 29. Mai erfolgten Tode von Johannes v. Müller.

Der Gewinn Ihrer Neigung und Freundschaft, der mir so spät geworden ist, bleibt mir um so unschätzbarer als eigentlich lange leben nichts heißt als andere überleben Je länger das Leben dauert, desto mehr gehen die frühern Verhältnisse ins Enge und die neuern sind um desto höher zu achten, weil sie sich seltner fügen.

Unser abgeschiedener Freund war einer von den seltsamsten Individualitäten, die ich gekannt habe. Es würde schwer seyn, ihn als Menschen, als Talent, als Schriftsteller, Geschäfts- und Lebens Mann in einem Bilde darzustellen. Wer ihn nicht näher gekannt hat, wird sich nicht leicht einen Begriff von ihm machen können.

Es war ein Glück für ihn, daß er Ihnen noch zuletzt begegnete: denn er muß sich doch an seinem Platze sehr isolirt und peinlich befunden haben. Nehmen Sie auch Dank von mir, daß Sie ihm bis an sein Ende beygestanden.

Ich habe die Zeit Besuche aus Göttingen gehabt und mich dabey nur allzu lebhaft erinnert, wie ich mir vor Ostern Hoffnung machte, Sie mit dem nunmehr abgeschiedenen Freund an dem bedeutenden Orte zu sehen . . .

Jena den 9. Juni 1809.

Goethe.

1242.

An August v. Goethe.

Deinen Brief vom 30. Juni, den ich durch den Courier erhalten sollte, empfange ich heute durch die Post und antworte sogleich.

Es ist mir sehr angenehm zu hören, daß du wohl bist und dich in Heidelberg der schönen Jahrszeit erfreust. Auch wird mir ganz lieb seyn, wenn du in den Ferien eine Rhein

Reise anstellst, wozu ich dir die Auslagen gerne vergüten will. Sieh dich nur dabey in Kleidung und sonst einigermaßen vor: denn so lustig diese Wasserfahrten sind, so trägt man doch ehe man sich's versieht, etwas davon. Was du übrigens auf diesem Wege siehst und erlebst, das wird dir für alle Zukunft zu großem Nutzen und Freude gereichen. Nur wünschte ich, daß du wohl als ein fleißiger Heftschreiber auch ein Reiseheft schriebst, nicht um die Gegenden zu beschreiben, sondern nur von manchen Localitäten, Menschen, Gasthöfen, Preisen, gegenwärtigen Zuständen, Gesinnungen u. s. w. eine feste Notiz zu behalten. Dergleichen Aufsätze sind für uns und andre sehr belehrend, und in der Folge, wenn wir wieder an solchen Ort kommen, unschätzbar. Schreibe mir unterwegs ein Wort: denn Posten gehen überall.

Ebenso wünsche ich, daß dir deine Rückreise durch Franken möge Vergnügen schaffen. Ich bin diesen Sommer zwischen Jena und Weimar geblieben. Deine Mutter hat eben eine Lustpartie nach Jena gemacht. Lebe recht wohl und grüße alle Freunde.

Weimar den 10. Juli 1809. G.

1243.

An Witzel.

Die mir von unserm Theater gegebenen Nachrichten, mein lieber Herr Commissions Secretär, habe ich mit Vergnügen erhalten.

Wäre ein kleines Stück nöthig, so findet sich ja wohl eins im Repertorium, worin etwa nur eine Rolle einzulernen wäre. Zu einem neuen würde ich aus mehreren Ursachen nicht rathen.

Beyliegendes Schreiben der Demoiselle Engels wäre Fürstl. Commission zu übergeben, und Herr Röpke über das Anbringen zu vernehmen. Man sollte mit diesem Manne, der noch immer den Comödianten fortspielt, und nicht begreifen will was ein weimarischer Hofschauspieler sey, einmal Ernst machen und ihn ohne viel Umstände auf die Hauptwache setzen. Denn nach der bisherigen Weise hat seine Frau die Prügel und Demoiselle Engels die Grobheiten weg und Fürstl. Commission ist als wenn sie nicht dawäre.

Bringt uns ein gutes Geschick nächsten Herbst zusammen, so wird, will's Gott, keine Unart ungeahndet hingehen. Denn bey unserm Theater kommt es mir oft wie bei der hiesigen Akademie vor: es ist als wenn die Welt nur für die Groben und Impertinenten da wäre, und die Ruhigen und Vernünftigen sich nur ein Plätzchen um Gotteswillen erbitten müßten.

Haben Sie die Gefälligkeit, das Geschäft mit Antheil und Aufmerksamkeit weiter zu begleiten. Empfehlen Sie mich meinen Herrn Mit Commissarien aufs beste und lassen mich von Zeit zu Zeit hören was sich ereignet.

Jena den 11. August 1809.

Goethe.

1244.

An Christiane v. Goethe.

Da du einmal kommen willst; so sage ich dir lieber gleich daß es mir recht angenehm seyn wird, denn es giebt doch mehr zu besprechen als man glaubt.

Da ist zum Exempel der alte Handel zwischen Riemer und der Nachbarinn, von dem du mir schon früher erzähltest ausgebrochen. Ich bin überzeugt daß es nichts ist als eine

lüsterne Liebeley die weiter nichts hinter sich hat. Aber die Frau ist kranck geworden und hat dem Mann gott weis was erzählt. Du weist das alles wohl schon besser. Auf alle Fälle wünschte ich du ließest die Premsler kommen, die eine Art Vertraute gemacht hat und hörtest wie alles steht. Sprächst allenfalls Hirschfelden selber, damit womöglich das Aufsehen nicht ärger wird. Denn der Mann droht mit Scheidung und was sonst noch alles vorgeht. Du wirst durch deine Klugheit und Thätigkeit alles zu vermitteln suchen.

Jetzt sage ich weiter nichts als daß ich dich herzlich liebe und mich freue für dich und das Bübchen zu leben und fleißig zu seyn.

Inliegendes bitte gleich zu bestellen.

Jena d. 10. Sept. 1809. G.

1245.

An Christiane v. Goethe.

Zuerst danke ich dir und deiner schönen Begleiterinn[1] für den angenehmen Besuch; sodann schicke ich ein Bändchen,[2] aber nur unter folgenden Bedingungen:

1.) Daß ihr es bey verschloßenen Thüren leset.
2.) Daß es Niemand erfährt, daß ihr's gelesen habt.
3.) Daß ich es künftigen Mittwoch wieder erhalte.
4.) Daß mir alsdann zugleich etwas geschrieben werde, von dem was unter euch beym Lesen vorgegangen.

Weiter weiß ich gerade jetzt nichts zu sagen, auch nichts zu verlangen, weil übrigens alles unter uns abgeredet worden. Schreibe mir übrigens wenn irgend etwas vorkommen sollte, und vergiß nicht in der Schublade, der mittelsten, rechts an

[1] Caroline Ulrich.
[2] Die Wahlverwandtschaften.

meinem Schreibtisch, mir das Paket Manuscript zu schicken, welches mit einem braunen schmalen Bändchen zugebunden ist. Lebe recht wohl und bereite uns eine leidliche Winterexistenz vor.

Jena den 15. September 1809. G.

1246.

An C. v. Knebel.

Uns sind zwar hinter die Loderischen Pappeln einige wunderliche Seefische zugekommen; aber wir haben denselben keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen können. Es scheint daß die Kartoffeln vom Neuthor die wahre Base, und die Schrittschuh- und Wasserenmer-Oden[1] das ächte Gewürz bleiben, wodurch dergleichen Natur- und Handelsprodukte ergötzlich werden können. Drum senden wir dir dieselbigen, mit Vorausverkündigung eines Besuches aus dem Stegreife zwischen heut und dem Vollmond. Die besten Wünsche beyfügend

Jena den 19. September 1809. G.

1247.*

An C. G. v. Voigt.

Ew. Excellenz

früher für die letzten freundlichen Zuschriften zu danken, bin ich abgehalten worden durch den Zuspruch meiner alten Übel, die mir meine diesjährige Versäumniß des Carlsbades schon vor Winters empfindlich machen wollen. Ich habe

---

[1] Von Klopstock. Das Tagebuch verzeichnet am 16. und 18. September, daß Knebel „Klopstockische Oden“ vorgelesen.

bey dieser Gelegenheit die Nähe unsres Starke[1] gesegnet, der mir geschwinder über die schlimmen Augenblicke hinausgeholfen hat; aber das Böse bleibt immer dabey, daß viele Tage dazu gehören, wenn die gewaltsame Wirkung weniger schmerzlicher Augenblicke wieder ins Gleichgewicht soll gebracht werden.

Das unternommene Geschäft[2] ist indessen zu Stande gekommen und es wird sich Ihnen ein wunderliches Gebilde in 14 Tagen bis 3 Wochen präsentiren, dem ich eine freundliche Aufnahme wünsche. Selten wird in der Welt etwas genommen, wie es gegeben wird: es müßte denn das tägliche Brod vom Bäckerladen seyn. Bey dieser meiner neuen Arbeit wünschte ich, daß Sie sich mancher schöner Momente unseres für mich einzig frohen Zusammenwirkens erinnerten . . .

Mein August, wie ich höre, ist zu Hause angelangt, von Würzburg aus zu Fuße mit einem Jagdtäschchen. Das ist denn für diese Jugend ganz artig. Indessen kommen seine Kleider erst nach und er wird, sobald er sich produciren kann, aufwarten. Möchten Sie ihm einige Augenblicke der Prüfung gönnen.

Es ist eine eigene Sache, wenn der Sohn ein Metier ergreift, das eigentlich das Metier des Vaters nicht ist. Doch mag es auch sein Gutes haben; wenn einerseits eine Trennung zu entstehen scheint, so entsteht von der andern eine Vereinigung, weil denn doch zuletzt alles Vernünftige und Verständige zusammentreffen muß.

So habe ich diese Tage eine recht angenehme Unterhaltung mit Schömann[3] gehabt und ich bin sehr verlangend,

---

[1] Hofrat Stark Bd. V, S. 1.
[2] „Die Wahlverwandtschaften".
[3] F. Jos. Constantin Schoemann (1781—1813), Professor der Jurisprudenz in Jena.

ihn öfter und näher zu sehen; denn im Grunde bin ich von Jugend her der Rechtsgelahrtheit näher verwandt als der Farbenlehre, und wenn man es genau besieht, so ist es ganz einerley, an welchen Gegenständen man seine Thätigkeit üben, an welchen man seinen Scharfsinn versuchen mag. Ich schließe mit dem Blatt. Mich bestens empfehlend und das Beste wünschend

Jena den 26. Sept. 1809. G.

1248.

An Caroline von Humboldt.[1]

(30. September.)

Die Entfernung, vortreffliche Freundinn, die uns trennt, wird durch die Zeitläufe noch größer, indem man sich immer mehr des Briefschreibens entwöhnt. Ich ergreife jedoch mit Freuden eine Gelegenheit die sich mir darbietet Ihnen eine kleine Sendung zu machen, indem Herr und Frau Dufour-Feronce[2] von Leipzig eine Tour nach Italien vorhaben. Diese würdigen Personen empfehle ich Ihnen nicht; Sie werden gewiß viel Freude an einer solchen Bekanntschaft haben.

Ihr Herr Gemahl war auf seiner Durchreise mehrere Tage bey uns. Wir haben uns ziemlich wiedergefunden wie wir uns verlassen haben,[3] und auch gleich wieder unsre Unterhaltung angeknüpft, als wenn sie erst gestern wäre

---

[1] Frau v. Humboldt war mit ihren Töchtern noch in Bern geblieben während ihr Gatte Wilhelm mit seinem Sohn Theodor sich wieder nach Deutschland begeben hatte.

[2] Angesehener Handelsherr in Leipzig.

[3] Vor sieben Jahren.

abgebrochen worden. Er ließ einige kleine Gedichte von mir für Sie abschreiben; ich weiß nicht ob sie zu Ihnen gekommen sind. In Königsberg ist er wohl und thätig. Unmittelbar habe ich nichts von ihm gehört, aber theils durch Freunde, theils durch den öffentlichen Ruf.

Daß unser guter Wolzogen[1] gegenwärtig in Wiesbaden sehr krank und sein Übel wahrscheinlich ohne Hoffnung ist, können Sie nicht wissen. Ich gebe Ihnen diese unerfreuliche Nachricht, weil sie denn doch einmal zu Ihnen kommen muß. Frau von Wolzogen benimmt sich in ausdauernder Vorsorge für ihren Gemahl in diesem traurigen Falle höchst musterhaft.

Frau von Schiller ist wohl und hat einen Theil des Sommers in Rudolstadt zugebracht. Bey Hofe und in dem Ihnen bekannten und interessanten Cirkel ist, soviel mir jetzt vorschwebt, gerade keine Veränderung vorgegangen.

Ihr Söhnlein befand sich bey uns ganz lustig und wohl, und bey allen militärischen Gesinnungen machte es ihm sehr großen Spaß seinen Sepiahandel bey uns durchzusetzen und gute Procente von uns zu nehmen.

Mein August ist vor kurzem von Heidelberg zurückgekommen, wo er sich einige Jahre aufgehalten hat.

Soeben verläßt ein Roman[2] von mir die Presse. Ich will suchen durch Herrn Dufour Ihnen ein Exemplar zu überschicken. So ein nordisches Product muß unter römischer Umgebung einen ganz eignen Eindruck machen, und ich habe es daher doppelt Ihrer Nachsicht zu empfehlen. Sie wissen ja schon, daß jeder Ultramontane eine eigne Tournüre mitbringt. Leben Sie recht wohl, gedenken Sie mein freundlich und lassen mich durch Herrn Dufour etwas von sich erfahren.

---

[1] Wilhelm v. Wolzogen, Schillers Schwager.

[2] Wahlverwandtschaften.

1249.*

An Cotta.

(1. October.)

... Die Aushängebogen des Romans werden nun bald in Ihren Händen seyn; und ich wünsche, daß diese beiden Bändchen zuerst Ihnen und dann dem Publicum Vergnügen machen. Es ist so manches hineingelegt, das wie ich hoffe den Leser zu wiederholter Betrachtung auffordern wird.

Mit Recht beklagen Sie sich, daß das Nachdrucks-Unwesen mit der lieben Preßfreyheit im östreichischen erst recht überhand nimmt. Ich darf Ihnen wohl im Vertrauen eröffnen, daß diese Materie bey dem großen Erfurter Zusammentreffen so vieler bedeutender Männer zur Sprache kam. Ich hatte zwei Hauptpersonen, den Fürsten Primas und den Grafen Bose, für meine Ansichten gewonnen, oder vielmehr es waren die ihrigen nur daß ich sie entschiedener aussprach. Schon hatte ich ein Promemoria verfaßt, Einleitung und Beystimmung war zugesagt, als mich glücklicher oder unglücklicher Weise ein Dämon beym Ärmel zupfte und mich bedenken ließ, daß es die Zeit nicht sey, sich in öffentliche Angelegenheiten zu mischen und daß man nur wohl lebe, indem man verborgen lebt. Denn aufrichtig gesagt: wer könnte es denn wohl den lieben Deutschen recht machen, die noch immer in ihren anarchischen Wust verliebt sind. So blieb die Sache liegen und ich fürchte nur, daß sie bey einzelnen Fällen zur Sprache kommt und alsdann etwas tumultuarisch behandelt werden wird.

Es ist mir sehr angenehm, daß ein Beytrag zu dem Damen Calender Ihnen willkommen gewesen. Ich will sehen ob ich Ihnen für den nächsten etwas ähnliches bereiten kann.

Es thut mir leid, daß wir soweit aus einander wohnen, daß ich bey dieser und andern ähnlichen Ihrer Anstalten nicht beythätig sein kann: denn beyräthig zu seyn will in solchen Fällen nicht viel heißen. Was ich an dem Damen Calender vermisse, ist der geistreiche und heitre Teil, der doch eigentlich das Leben schmückt, und der in der großen wie in der kleinen Welt höchst gute Aufnahme findet. Ich will der Pichler, Lafontaines und Reinbecks Arbeiten nicht schelten, weil sie Verdienste haben: aber es geht doch durch alle etwas Tristes hindurch, das einen gewissen gedrückten Zustand andeutet und den Leser wo nicht niederzieht, doch gewiß nicht erhebt.

Jean Paul's Einfall[1] ist recht gut, aber in der Ausführung spürt man wenig Geistreiches und der gute Geschmack möchte manches dabey zu erinnern haben. Auch die Gedichte scheinen mir zum größten Theil viel zu ernst und trocken.

Solche artige kleine Dinge, die sich auf das gesellige Leben galant beziehen in Prosa und Versen, wie Ihr Almanach des Dames enthält, sucht man hier vergebens, und doch machen dergleichen, ohne eigentlichen poetischen Werth, immer eine anmuthige Wirkung.

1250.*

An C. F. v. Reinhard.

Ihre beyden lieben Briefe, mein verehrter Freund, habe ich in Jena erhalten und also die Fürstinn Repnin leider nicht gesehen, der ich in Ihrem Namen gern recht freundlich gewesen wäre.

---

[1] „Dämmerungen für Deutschland".

Ich befinde mich seit länger als sieben Wochen hier und komme mir vor wie jene Schwangere, die weiter nichts wünscht, als daß das Kind zur Welt komme, es sey übrigens und entstehe was will. Diese Geburt wird sich etwa in der Hälfte Octobers bey Ihnen präsentiren. Ich bitte um gute Aufnahme.

Was Ihren Wunsch betrifft, einen Hauslehrer für Ihre Kinder zu haben, darüber weiß ich noch wenig tröstliches zu sagen. Selbst Freunde in der Nähe von mir behelfen sich gewissermaßen nur in diesem Puncte. Vor kurzem hat sich Herr von Humboldt bey seiner Durchreise, so wie Kanzler Niemeyer nach ähnlichen Subjecten erkundigt. Sie sehen daraus, wie selten die Erfordernisse zu solchen Stellen gefunden werden. Man hat mir von einem jungen Menschen gesagt, der sich hier befindet und nicht übel seyn soll, der aber wenigstens noch ein Jahr braucht, um sich zu einer solchen Stelle fähig zu machen.

Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, darüber nachzudenken, wo auf einmal ein Mangel herkommt wo sonst ein Überfluß war. Es scheint mir aber an den Schulen zu liegen, die theils einen philanthropinischen, theils einen andern modischen Einfluß erleiden, so daß die jungen Männer nicht genug mit auf Akademien bringen und dort wieder Richtungen nehmen, die sie von der Bahn abführen, worauf sie sich selbst und andern nutzen könnten.

Ich will mich zwar nach einigen Seiten hin erkundigen; aber ich wollte doch rathen, nach Göttingen, allenfalls an Sartorius, zu schreiben: denn dort sollte doch am ersten noch eine solche Pflanzschule seyn, in der sich eine Person nach unsern Wünschen fände . . .[1]

---

[1] Im Konzept des Briefes folgt hier noch Folgendes: „Dabey mache ich noch eine Bemerkung: Das was Sie ausdrücklich verlangen und was sich außer dem Verlangten von selbst versteht, scheint zwar wenig und wäre wirklich auch wenig,

1251.*

An Zacharias Werner.

(1. October.)

Sie sollen, mein lieber Werner, für Ihren langen und interessanten Brief den schönsten Dank und eine kurze Gegenantwort haben. Ich befinde mich noch in Jena auf dem Platze wo Sie mich verlassen. Der Roman ist indessen gedruckt worden, den ich Ihnen hiermit zur freundlichen Aufnahme empfehlen will.

Es war mir selbst höchst angenehm, daß wir in Frieden und Freude an derselben Stätte wieder geschieden sind,[1] wo wir zuerst mit gutem Muth und Willen uns zusammengefunden hatten. Es kommt nur auf Sie an, daß es immer so bleibe. Sie kennen mich genug, um zu wissen, daß wir immer einmal wieder eine Strecke Wegs mit Lust zusammen fortwandern

---

wenn wir noch in unserm alten Haushalt fortlebten. Der ist aber so um und umgekehrt, nachdem er schon früher untergraben war, daß an das was sich sonst von selbst verstand nicht mehr zu denken ist. Leider habe ich, bey Gelegenheit Ihres zutrauenvollen Briefes, die Augen wieder einmal dahin gewendet, wo ich sonst selten hinblicke: denn warum soll man nach dem Untröstlichen hinsehen. Ich habe mir die schon gut placirten jungen Leute ins Gedächtniß gerufen, und mich gefragt, ob ich Ihnen einen davon empfehlen möchte, wenn er noch frey wäre, und ich habe mir mit Nein geantwortet. Ein ungeheurer Dünkel, mit der Tinctur von allen Temperamenten, wo immer nur die Fehler am Platze wechseln wo sie stehen, eine ins Allgemeine gehende Narrheit, wo jeder unter der Formel des Patriotismus nur seine eigenen Absurditäten gern unbedingt möchte geltend machen, und wo die Hoffnung an ein wahres Familienattachement schwerlich erfüllt werden würde.

Und so erhalten Sie, damit ich nur nicht gar still schweige, wie es mir so oft geschieht, ein vielleicht hypochondrisches Blatt, das noch viel schlimmer werden würde, wenn ich ausführlicher seyn wollte. Lassen Sie die Akademien noch mehr zusammengehen als jetzt, lassen Sie die Hoffnung, wo nicht auf Anstellung bey denselben, doch auf Nahrung an denselben, wie bisher so unzählige Privatdocenten existirten, immer schmäler werden; so werden so mäßige und so fromme Wünsche wie die Ihrigen noch immer unerfüllt bleiben. Verzeihen Sie mir meinen Brief um des Briefs willen und sagen mir ein Wort, wenn Sie, von einer andern Seite her, eine bessere Aussicht finden."

[1] Werner schreibt über diesen in Jena genommenen Abschied in seinem Tagebuch: „Rührender Abschied von ihm. In seinem großen göttlichen Auge sagt eine stille Thräne und ein Händedruck ohne Worte Versöhnung."

können, wo wir uns auch treffen mögen; nur enthalten Sie sich ja, mir Fußangeln aus der Dornenkrone vor meine Schritte hinzustreuen. Lassen Sie mich den Pfad, den ich mir selbst gebahnt und gekehrt, ruhig hin und wieder spazieren und begleiten mich insofern es die Gelegenheit giebt.

Sollte Sie dieser Brief bey Frau von Stael treffen, so empfehlen Sie mich ihr und auch Herrn Schlegel,[1] an dessen Vorlesungen ich sehr viel Freude gehabt habe.

In einigen Tagen gehe ich nach Weimar, wo ein gewisses Stück: Der 24. Februar,[2] sogleich bey verschlossenen Thüren aufgeführt werden wird. Der Schauspieler Haide hat das Ganze auswendig gelernt und wird also im Einzelnen schwerlich aus dem Ton fallen. Er setzt sich vor, Wunder zu thun, woran ich keinen Zweifel habe. Dieser tragische Tell ist ihm ganz angemessen. Finde ich bey der Vorstellung das Stück wie ich mir's denke, lobenswürdig und gut; so soll mir Niemand nichts dagegen sagen, ohne sich Händel auf den Hals zu ziehen, und wenn es der Verfasser selbst wäre ...

1252.

An Zelter.

Statt eines sehr mannigfachen Dankes, sende ich Ihnen heute nur einen freundlichen Gruß durch einen Abreisenden, durch Herrn Lorzing, einen Bruder unseres Schauspielers. Ich bin Ihnen mit meinen Gedanken und Wünschen nach Königsberg gefolgt, die sich freylich nur immer auf Ihr eignes Wohl beziehen konnten. Die Narren von Deutschen schreyen noch immer gegen den Egoismus, und wollte Gott, man hätte seit langer Zeit für sich und die seinigen redlich,

[1] Wilhelm Schlegel.

[2] Die erste Aufführung des Wernerschen Schauspiels erfolgte am 24. Febr. 1810.

und dann für die Nächsten und immer wieder Nächsten redlich gesorgt; so sähe vielleicht alles anders aus. Jetzt wollen wir uns nicht irre machen lassen und im alten Wesen verharren.

Ich wenigstens treibe mein Wesen noch immer in Weimar und Jena, ein paar Örtchen die Gott immer noch erhalten hat, ob sie gleich die edlen Preußen auf mehr als eine Weise vorlängst gerne zerstört hätten. Haben Sie tausend Dank, daß Sie uns wieder zur Auferbauung einen hübschen Mann,[1] soweit es gehen wollte, gebildet und als einen fördernden Mitbürger zurückgeschickt haben.

Ob ich gleich wenig von Detail weiß, so sehe ich doch auch, nach meiner Art, in Ihr Ganzes hinein, d. h. Ihres Staats und seiner Aussichten und Hoffnungen; und da wünschte ich denn freylich einen so edlen theuren Freund, nach so manchen Prüfungen, wenigstens mit bessern Aussichten beglückt. Wäre mir Ihr Thätigkeits Kreis, wäre mir ganz deutlich was Sie thun und leisten; so könnte ich auch über Ihre Zustände beruhigter seyn: denn in der Ferne sieht man gewöhnlich nur was fehlt und abgeht; die Hoffnung wie die Furcht sind zwey leere Wesen.

Mit diesen wenigen Worten erhalten Sie meinen Roman. Thun Sie als wenn der größte Theil Ihnen zugeschrieben wäre, und verzeihen mir mein übriges Schweigen und Stocken. Es wird beynahe jetzt unmöglich mit dem Einzelnen von einzelnen Dingen zu sprechen; faßt man aber breitere Verhältnisse ins Auge, so mag man wohl noch manches darstellend aussprechen.

Heute nicht mehr! Die Rübchen sind glücklich angekommen. Der Dank dafür soll bey jeder frischen Schüssel erneuert werden.

Weimar den 30. October 1809. G.

---

[1] Eberwein.

1253.

An Bettina Brentano.

Man kann sich mit dir, liebe Bettine, in keinen Wettstreit einlassen, du übertriffst die Freunde mit Wort und That, mit Gefälligkeiten und Gaben mit Liebe und Unterhaltung; das muß man sich denn also gefallen lassen und dir dagegen soviel Liebe zusenden als möglich und wenn es auch im Stillen wäre.

Deine Briefe sind mir sehr erfreulich sie erinnern mich an die Zeit wo ich vielleicht so närrisch war wie du, aber gewiß glücklicher und besser als jetzt.

Dein hinzugefügtes Bild[1] ward gleich von jedermann erkannt und gebührend begrüst. Es ist sehr natürlich und kunstreich dabey, ernst und lieblich. Sage dem Künstler etwas freundliches darüber und zugleich: er möge ja fortfahren sich im Radiren nach der Natur zu üben. Das Unmittelbare fühlt sich gleich. Daß er seine Kunstmaximen dabey immer im Auge habe versteht sich von selbst. Ein solches Talent müßte sogar lucrativ werden, es sey nun daß der Künstler in einer großen Stadt wohnte; oder darauf reiste. In Paris hatte man schon etwas ähnliches. Veranlaße ihn doch noch jemand vorzunehmen den ich kenne und schreibe seinen Nahmen. Vielleicht gelingt ihm nicht alles wie das interessante Bettinchen. Fürwahr sie sitzt so traulich und herzlich da, daß man den etwas korpulenten Wintergarten,[2] der übrigens im Bilde recht gut komponirt, seine Stelle beneiden muß. Das zerknillte Blättchen habe sogleich auf-

---

[1] Von Ludwig Grimm. In „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" erzählt Bettina: „Ludwig Grimm, der Zeichner, machte schon vor zwei Jahren, da er noch gar wenig Uebung hatte, aber viel stillen vergrabenen Sinn, ein Bildchen von mir."

[2] Arnims Novellenband „Der Wintergarten".

gezogen, mit einem braunen Rahmen umstrichen und so steht es vor mir indem ich dies schreibe. Sende ja bald bessere Abdrücke.

Albrecht Dürer wäre ganz glücklich angekommen, wenn man nicht die unselige Vorsicht gehabt hätte feines Papier oben auf zu packen, das denn im Kleide an einigen Stellen gerieben hat, die jetzt restaurirt werden. Die Kopie verdient alle Achtung; sie ist mit großem Fleis und mit einer ernsten, redlichen Absicht verfertigt das Original möglichst wieder zu geben. Sage dem Künstler meinen Danck, dir sage ich ihn täglich wenn ich das Bild erblicke. Ich möchte von diesem Pinsel wohl einmal ein Portrait nach der Natur sehen.

Da ich das Wort Natur abermals niederschreibe; so fühle ich mich gedrungen dir zu sagen: daß du doch dein Naturevangelium das du den Künstlern predigst in etwas bedingen möchtest. Denn wer ließe sich nicht von so einer holden Pythonisse gern in jeden Irrthum führen. Schreibe mir ob dir der Geist sagt was ich meyne. Ich bin am Ende des Blats und bitte dich nur noch durch Übersendung Durantischer und Marcellischer Compositionen abermals lieblich in meinem Hause zu spucken.

W. d. 3. Nov. 1809.

Goethe.

1254.

An Rochlitz.

Das Vertrauen womit ich mir ein Urtheil über mein Neuestes[1] von Ihnen erbat ist durch Ihren liebenswürdigen

[1] „Die Wahlverwandtschaften".

Brief gar schön belohnt worden; ich dancke Ihnen dafür auf das herzlichste. Billig ist es wohl daß die Freunde des Schönen und Guten mir ein tröstliches Wort über diese Production sagen, die wenigstens ein fortgesetztes redliches Streben andeutet und die mich in manchem Sinne theuer zu stehen kommt; ja, wenn ich die Umstände bedencke unter denen das Werckchen fertig geworden; so scheint es mir ein Wunder daß es auf dem Papier steht.

Seitdem es abgedruckt ist habe ich es nicht in der Folge gelesen, eine solche Prüfung pflege ich gewöhnlich zu verspäten. Ein gedrucktes Werck gleicht einem aufgetrockneten Fresko Gemälde an dem sich nichts mehr thun läßt. Soviel es mir noch im Sinne schwebt und wie es sich mir durch Ihre Bemerckungen vergegenwärtigt, möchte ich wohl noch einige Schraffuren anbringen der Verknüpfung und Harmonie willen. Weil aber das nicht angeht; so tröste ich mich damit daß der gewöhnliche Leser dergleichen Mängel nicht gewahr wird, und der Kunstgebildete, eben indem er die Forderungen macht, für sich selbst das Werck ergänzt und vollendet.

Daß Sie ein solcher Leser und Schauer sind wußt ich wohl und erfahre es auch diesmal. Haben Sie doppelten Danck für die Theilnahme und für die Mittheilung; haben Sie dreyfachen daß Sie es in einer Zeit thun in welcher mancher andre, mit Fug und Recht, seinen Freunden schwiege und sich mit seinem eigenen Glück beschäftigte. Möge das Gute das Ihnen bereitet ist so klar zu Ihnen treten als Sie Welt und Kunst erblicken und so beständig bey Ihnen verweilen als Sie Ihren Freunden zuverlässig sind. Meines fortdaurenden Antheils bleiben Sie gewiß.

Weimar d. 15. Nov. 1809.

Goethe.

1255.

An Marianne v. Eybenberg.

Wie sehr wir verlangten zu erfahren, wo und wie Sie sich befänden, können Sie selbst denken, da unser Antheil an Ihnen immer derselbige bleibt. Daß Sie in Berlin, wenigstens auf einige Weise, geborgen sind, machte uns große Freude, und was die Lebenshändel betrifft, so müssen wir hoffen, daß sich solche vor wie nach zu Ihrem Vortheile leiten und führen werden. Sagen sie uns manchmal etwas aus dieser, wenigstens zu einem Drittel, wüsten Hauptstadt, der wir die Rückkunft Ihres Fürsten und für die Zukunft alles Gute wünschen. Wenn man auch gleich manchmal auf eine so vornehme Nachbarin schilt, so fühlt man denn doch am Ende, daß man nichts gewinnt, wenn es ihr übel geht.

Von mir weiß ich nicht viel zu sagen. Jetzt bin ich fleißig, mehr um eine Arbeit[1] los zu werden, als um etwas zu thun, und darf weder links noch rechts sehen, indessen meine lieben Landsleute mit den Wahlverwandtschaften verwandt zu werden trachten, und doch mitunter nicht recht wissen, wie sie es anfangen sollen.

Bey allem diesem habe ich heute, als am kürzesten Tage, keinen andern Plan, keine Absicht, keinen Vorsatz, keinen Wunsch und wie diese sehnsüchtlichen Dinge alle heißen, als den längsten Tag in Ihrer Gesellschaft in Carlsbad zuzubringen. Wenn sie also recht freundlich seyn wollen, so schreiben Sie mir in dem ersten Viertel des neuen Jahres, wie Sie es in den folgenden zwey Vierteln zu halten gedenken. Ich hoffe, die liebenswürdigen Krankheiten werden

[1] Farbenlehre.

unsre theure Freundin nicht auf so eine entschiedene Weise verlassen haben, daß sie die böhmischen Bäder verschmähen dürfte. Selbst nach Töplitz hätte ich dieses Jahr Lust und Bedürfniß. Mit dieser Aussicht, mit diesen Wünschen das beste Lebewohl.

Weimar den 21. December 1809.

Goethe.

1256.*

An C. F. v. Reinhard.

Das alte Jahr soll nicht vorübergehen ohne daß ich noch einmal bey Ihnen eintrete und mich Ihrem freundlichen Andenken empfehle. Die Zeitungen hatten mich benachrichtiget, daß Sie nach Hamburg gegangen,[1] und ich wünschte den Hansestädten zu einem solchen Mittelsmanne Glück. Haben Sie recht vielen Dank, daß Sie mir von Ihrer Rückkehr sobald Nachricht geben, sowie von Ihrer stattlichen Beförderung. Diese ist so wohlverdient, daß ich ohne ein Prophet zu seyn, sie bey meinen heraldischen Versuchen wohl voraus andeuten konnte. Was mich betrifft, so habe ich diese letzten drey Monate still und, im Durchschnitt, fleißig gelebt.

Die Wahlverwandtschaften schickte ich eigentlich als ein Circular an meine Freunde, damit sie meiner wieder einmal an manchen Orten und Enden gedächten. Wenn die Menge dieses Werkchen nebenher auch liest, so kann es mir ganz recht seyn. Ich weiß zu wem ich eigentlich gesprochen habe, und wo ich nicht mißverstanden werde. Mit dieser Überzeugung war auch Ihnen das Büchlein

[1] Als Gesandter Napoleons für die Verhandlungen wegen des Anschlusses der Hansastädte an den Rheinbund.

adressirt, und Sie sind sehr liebenswürdig, mich ausdrücklich zu versichern, daß ich mich nicht geirrt habe.

Das Publicum, besonders das deutsche, ist eine närrische Karricatur des δημος; es bildet sich wirklich ein, eine Art von Instanz, von Senat auszumachen, und im Leben und Lesen dieses oder jenes wegvotiren zu können was ihm nicht gefällt. Dagegen ist kein Mittel als ein stilles Ausharren. Wie ich mich denn auf die Wirkung freue, welche dieser Roman in ein paar Jahren auf manchen beym Wiederlesen machen wird. Wenn ungeachtet alles Tadelns und Geschreys das was das Büchlein enthält, als ein unveränderliches Factum vor der Einbildungskraft steht, wenn man sieht, daß man mit allem Willen und Widerwillen daran doch nichts ändert; so läßt man sich in der Fabel zuletzt auch so ein apprehensives Wunderkind gefallen, wie man sich in der Geschichte nach einigen Jahren die Hinrichtung eines alten Königs und die Krönung eines neuen Kaisers gefallen läßt. Das Gedichtete behauptet sein Recht, wie das Geschehene.

Ist es einigermaßen möglich, so schließe ich meine Arbeit über die Farbenlehre zu Ostern ab, und Sie erhalten im May das Werk mit den Tafeln. Die beyden Bände, die ich nebeneinander ausgearbeitet habe, sind nun schon zusammen auf 65 Bogen gewachsen und wenn gegen das Ende eines Unternehmens alles geschwinder geht; so denke ich der Schluß soll sich zuletzt unvermuthet anfügen. Auch diesem Werke wird es ergehen wie andern: erst wird es blos sein Daseyn und dann seinen Platz behaupten. Von der Gunst des Augenblicks mag ich wenig hoffen; doch soll es mir ganz lieb seyn, wenn mein Unglaube auf eine oder die andere Weise beschämt wird . . .

Verzeihen Sie, wenn ich aus meiner Höhle, in der ich von nichts anderm weiß, als von dem worüber ich gerade

jetzt brüte, Ihnen von solchen Dingen schreibe, die sich in der großen thätigen politischen Welt nur wie Gespenster ausnehmen mögen. Indessen haben Sie mich durch eine frühere Theilnahme verwöhnt, und so will ich denn auch bey meiner alten Überzeugung verharren, daß Ihnen die Freundschaft ein dauerndes Interesse für solche fremde und ferne Dinge einflößen kann . . .

Weimar den 31. December 1809.

Goethe.

1257.*

An C. v. Knebel.

Ob ich gleich, wie man mir zu vernehmen giebt, mit den Wiener Herrlichkeiten[1] nicht ganz gut bey dir angekommen bin, so will ich es doch wagen, dir abermals ein Heft zu senden, das auch theilweise bedenklich ist, aber doch vielleicht theilweise dein Gefallen erregt. Wenn du es wiedersendest, erhältst du ein anderes, das sehr lesbar und unterrichtend ist, die Fortsetzung von Schlegels Vorlesungen.[2] Der Streit den das französische Theater schon über 100 Jahre mit sich selbst und andern Nationen führt, wird hier auf eine sehr kenntniß- und geistreiche Weise auseinandergesetzt. Wird dieß Werk ins Französische übersetzt, so muß es gute Wirkung thun: denn unter den Franzosen sind gleichgesinnte, die aber freilich nicht auftauchen können.

Die Gegenwart des Herrn v. Humboldt[3] hat dir gewiß auch viel Freude gemacht. Mir war sie belehrend und

---

[1] Den Heften der Wiener Zeitschrift „Prometheus".
[2] A. W. Schlegels Vorlesungen „Ueber dramatische Kunst und Literatur".
[3] Wilhelm v. Humboldt war Anfang Januar von Erfurt nach Weimar gekommen.

aufmunternd. Ich erfuhr genauer, wie es im Preußischen mit dem Erziehungs- und Wissenschaftlichen Wesen aussieht und was man davon hoffen darf. In der jetzigen Lage hätte man vielleicht keinen Mann gefunden, der sich zu Restauration so gut geschickt hätte als er.

Er hatte die Artigkeit in den wenigen Stunden, die ihm übrig blieben, meine Farbenlehre und was dazu gehört zu durchlaufen und schien, da ihn der Inhalt eigentlich nicht interessiren konnte, mit der Behandlung und Methode wohl zufrieden. Der erste Band ist nun schon bis zum 39. Bogen gelangt, der zweyte bis zum 30. Und ob ich gleich dem Ende nunmehr entgegensehe, so habe ich doch bis Ostern noch voll auf zu thun. Ich hoffe daß dieses Werk wenn es zu Stande ist, auch dir zur Zufriedenheit gereichen soll. Anderes kann ich bis dahin nichts vornehmen.

Wenn ich deinen Saul[1] noch liegen lasse, so verzeihst du mir. Unsere Theaterfreunde haben dazu kein Vertrauen fassen wollen, so daß ich das Stück auf den Geburtstag nicht wagen konnte. Bey genauer Überlegung tritt noch der Umstand ein, daß die Forderung fast unerläßlich ist, die Gesänge Davids, wenigstens nach Art der Melodramen, mit Musik zu begleiten, und eine solche Composition ist eine sehr schwere, nicht leicht zu lösende Aufgabe; doch habe ich noch nicht alle Hoffnung aufgegeben und denke es vielleicht nach Bianca della Porta[2] und Zaire[3] an die Reihe zu bringen . . .

Weimar den 10. Januar 1810. G.

---

[1] Alfieris, von Knebel bearbeitetes Schauspiel; die erste Aufführung erfolgte erst am 6. April 1811.

[2] Von Collin; Erstaufführung 31. Januar 1810.

[3] Voltaires „Zaire" wurde am 17. Februar 1810 zum ersten Male aufgeführt.

1258.

An C. F. v. Reinhard.

Ihren erfreulichen Brief, mein verehrter Freund, erhalte ich heute früh, und heute Abend läßt mir der Fürst Repnin gefällig sagen, daß er Ihnen noch etwas von mir gern überbrächte. Da sehe ich um mich her, was ich Ihnen schicken könnte, und wage es die Bogen des zweyten Theils der Farbenlehre, die zu jenem ersten gehören, den Sie schon besitzen, einzupacken und mitzugeben. Lassen Sie solche nur leicht heften, die folgenden sende ich nach. Nur bitte ich, dieses werdende Werk geheim zu halten. Mitwollende giebts wenig, Mißwollende viel. Wenn ich in diese Bogen hineinsehe, so kommt mir's manchmal vor, daß ich älter werde und daß ich radotire: denn radotiren heißt nicht, wies das gemeine Lexicon sagt, allein albernes Zeug reden, sondern auch, das Rechte zur unrechten Zeit sagen; welches dem sogenannten Verstande immer albern vorkommt. Da Sie mir meine liebe Ottilie[1] so ächt, gut und freundlich nehmen und auch dem Eduard[1] Gerechtigkeit widerfahren lassen, der mir wenigstens ganz unschätzbar scheint, weil er unbedingt liebt; so gewinnen Sie gewiß diesem zweyten Theile des Farbenwesens so viel ab, daß er dem ersten, der Ihre Gunst erwerben konnte, die Wage hält. Wie viel anderes wirklich Erfreuendes und Erquickliches hätte ich nicht zu sagen, wenn wir einander gegenüber stünden; jetzt mag es ein Ende haben, weil ich einpacken und fortsenden muß, und mich nur noch Ihrem freundlichen Wollen empfehlen kann.

Weimar den 21. Februar 1810.

Goethe.

---

[1] In den „Wahlverwandtschaften".

1259.*

An Zelter.

Die Composition von Johanna Sebus habe ich zwar erst unvollkommen gehört, allein genugsam, um versichern zu können, daß sie mir ganz vortrefflich vorkommt. Ich müßte sehr weitläuftig seyn, wenn ich alles sagen wollte was mir bey dieser Gelegenheit durch den Sinn gegangen. Nur Eins will ich erwähnen, daß Sie auf eine sehr bedeutende Weise von demjenigen Gebrauch gemacht, wofür ich keinen Namen habe, das man aber Nachahmung, Malerey und ich weiß nicht sonst wie nennt, und das bey andern sehr fehlerhaft wird und ungehörig ausartet.

Es ist eine Art Symbolik fürs Ohr, wodurch der Gegenstand, insofern er in Bewegung oder nicht in Bewegung ist, weder nachgeahmt noch gemalt, sondern in der Imagination auf eine ganz eigne und unbegreifliche Weise hervorgebracht wird, indem das Bezeichnete mit dem Bezeichnenden in fast gar keinem Verhältnisse zu stehen scheint. Daß auf einem ganz natürlichen Wege in der Musik der Donner rollen und die Wellen brausen können, versteht sich von selbst. Wie glücklich Sie aber die Negation kein Damm, kein Feld durch den abgerissenen unterbrochenen Vortrag ausgedruckt haben, ist überraschend, so wie die Anticipation des Gefälligen vor der Stelle Doch Suschens Bild.

Lassen Sie mich nicht weiter gehen, weil man ja des Ganzen so wie des Einzelnen erwähnen müßte. Nächstens hoffe ich es noch einigemal zu hören und mich daran recht von Grund aus zu ergötzen; welches besser ist als Reflexion und Urtheil. Ihre Correcturen sind auch angekommen und eingeschaltet . . .

Weimar den 6. März 1810. G.

1260.*

An Christiane v. Goethe.

Heute weiß ich, mein liebes Kind, nicht viel zu schreiben: denn in dem gestrigen, durch Herrn von Egloffstein abgesendeten Brief habe ich alles möglichst bedacht. Ist etwas vergessen, so erinnere mich.

Meine Arbeiten gehen insofern gut, daß wir hoffen können bald fertig zu werden. Freylich keine Störungen dürfen eintreten und wir werden euch nicht eher einladen, als bis wir recht auf dem grünen Zweige sitzen.

August kommt wieder zu euch hinüber und ich freue mich seiner, auf mehr als eine Weise; aber es ist doch etwas Wunderbares in der Sache. Wenn ich es recht übersehe und bedenke, so ist mir sein Heidelbergischer Aufenthalt lieber als sein Jenaischer: es kommt schon etwas Kümmeltürkisches in ihn. Ich habe niemals einen so deutlichen Begriff von diesem Worte gehabt als jetzt. Ich will ihm seinen Sommer nicht verderben, und du brauchst ihm hiervon nichts merken zu lassen; aber wenn es so fortgeht, so muß er auf Michael wieder in eine andere Welt, nach Göttingen oder wohin es auch seyn mag. Da viel Zeit bis dahin ist, so wollen wir's besprechen; aber ich sage es voraus, weil ich nicht viel mehr Zeit habe, etwas lange auf dem Herzen zu behalten . . .

Lebe wohl und versäume nicht, zu dictiren was vorgeht, und grüße deinen hübschen Secretär.[1]

Jena den 30. März 1810. G.

---

[1] Caroline Ulrich.

1261.*

An die Theater-Kommission.

... Zum neunten May, als zu Schillers Todestag, der gerade auf einen Mittwoch fällt, wünschte ich ein Gedächtnißfest. In vier oder fünf Abtheilungen würden Scenen aus Wallenstein, der Jungfrau von Orleans, der Braut von Messina, Maria Stuart und Tell gegeben. Die Glocke machte den Schluß. Meine früheren Stanzen, denen ich noch einige zufügen würde, würden zuletzt recitirt. Ich wünschte hierüber Herrn Genast's Gedanken und nähere Vorschläge zu vernehmen. Es kann eine vortreffliche Repräsentation[1] werden, die sehr viel Menschen anzieht und erfreut.

Was ich sonst noch mitzutheilen habe, soll nächstens erfolgen, indessen ich recht wohl zu leben wünsche.

Jena den 10. April 1810. Goethe.

1262.*

An Christiane v. Goethe.

Alles was ich gewünscht habe ist recht glücklich und gut angekommen, deswegen du auch ganz besonders gelobt seyn sollst. Ganz allein fehlt noch das Holz vom Wachholderbaum, wovon ich dich um einen stärkern und schwächern Ast bitte.

Unsere Geschäfte gehen hier sehr gut; nur bringt mich leider das Essen beynahe zur Verzweiflung. Ich übertreibe

---

[1] Die Vorstellung am 9. Mai verlief in folgender Reihenfolge: „Schillers Lied von der Glocke. Dramatischer Epilog von Goethe. Scenen aus Schillers Schauspielen."

nicht, wenn ich sage, daß ich vier fünf Tage blos von Cervelatwurst Brodt und rothem Wein gelebt. Auch sehe ich unter den hiesigen Umständen gar keine Rettung und wäre, weil es mir zuletzt doch schädlich werden muß, schon wieder hinübergefahren, wenn es unser Geschäft nur einigermaßen zuließe. Ich bitte dich also aufs allerinständigste, mir mit jedem Boten-Tage etwas Gutes Gebratenes, einen Schöpsenbraten, einen Kapaun, ja einen Truthahn zu schicken, es mag kosten was es will, damit wir nur zum Frühstück, zum Abendessen, und wenn es zu Mittag gar zu schlecht ist, irgend etwas haben was sich nicht vom Schweine herschreibt. Ich mag dir nicht sagen, wie verdrießlich und ärgerlich ich die Zeit her gewesen bin, wenn ich mit einem übertriebenen und ganz unschicklichen Aufwand entweder hungern oder etwas genießen mußte was mir offenbar schädlich war ...

Jena den 17. April 1810. G.

1263.

An Charlotte v. Schiller.

Es gehört eine Überwindung dazu, liebe theilnehmende Freundinn, wenn man nach langem Schweigen wieder einmal sich äußern soll. Ihre guten Worte fordern mich indessen auf und ich kann nicht ganz stumm bleiben.

Wir haben diese Zeit her ganz eigentlich gemühet, getrieben das was gethan seyn mußte und weiter keine Freude daran gehabt als daß es gethan war. So gingen die schönen und mitunter sehr schönen Tage hin, ohne innere Belohnung und ohne Hoffnung einer äußern.

Dabey zeigte sich noch etwas sehr Bedenkliches, was aber, wie mich däucht, blos durch eine einsamkrittliche

Hypochondrie erzeugt wird. Mir erschienen nämlich nicht allein das Publicum, sondern auch Gönner, Freunde, Freundinnen, selbst die nächsten, immer unter jener Gestalt des Tyrannen, der den Becher so lange in den Strudel wirft bis der arme Taucher zugleich mit dem Becher ausbleibt.

Da ich mir ein so kühnes Gleichniß erlaubt habe; so verzeihen Sie mir gewiß, wenn ich nur weniges hinzufüge. Was zunächst hier zu thun ist, beschäftigt uns noch einige Wochen; dann will ich möglichst eilen, nach Carlsbad zu kommen, weil mein jetziger leidlich behaglicher Zustand doch nur ein Scheinwesen ist, das ehe man sich's versieht, in eine sehr unerfreuliche Wirklichkeit umschlagen kann.

Indessen muß ich nothwendig noch einmal meine Weimarischen Lieben besuchen und sehen: denn ich finde höchst nöthig mich von gewißen hypochondrischen Einflüssen zu befreyen. Denken Sie einmal, daß mir seit einiger Zeit nichts mehr Vergnügen macht, als Gedichte zu schreiben, die man nicht vorlesen kann! Das ist denn doch, wenn man's genau besieht, ein pathologischer Zustand, von dem man sich je eher je lieber befreyen soll. Leben Sie recht wohl, gedenken und verzeihen Sie.

Jena den 27. April 1810. G.

1264.

An Bettina Brentano.

Von dir liebe Bettine habe ich sehr lange nichts gehört und kann meine Reise in's Carlsbad ohnmöglich antreten, ohne dich nochmals zu begrüßen und dich zu ersuchen mir dorthin ein Lebenszeichen zu geben. Deine Briefe wandern mit mir, sie sollen mir dort dein freundliches liebevolles

Bild vergegenwärtigen. Mehr sage ich nicht — denn eigentlich kann man dir nichts geben weil du dir alles entweder schaffst oder nimmst.

Lebe wohl und gedencke mein.

Jena d. 10. May 1810. Goethe.

1265.*

An Charlotte v. Stein.

So muß ich mich denn doch, verehrte Freundinn, entschließen schriftlich von Ihnen Abschied zu nehmen. Meine Arbeiten haben sich diese Paar Monate durchgezogen und mich verhindert Weimar wieder zu besuchen; jetzt am Ende ist mir's wünschenswerth ohne neues Anknüpfen und losreißen gleich aus meinem hiesigen Zustande in jenen so ersehnten versetzt zu werden. Ich habe diese Zeit her zwar ohne Schmerzen gelebt und habe also nach Epikurs Lehre mich über nichts zu beklagen, doch bleibt ein beständiges Abwiegen unsres physischen und moralischen Betragens immer eine lästige Sache. Das Zutrauen zu den heißen Quellen und die Hoffnung in unangenehmen Fällen unmittelbare Hülfe von der Natur zu erhalten verschönert mir den hier sehr schönen Frühling.

Die zwey Bände der Farbenlehre mit ihren Tafeln werden nunmehr nach Leipzig wandern. Vielleicht interessirt Sie dabey am meisten ein Capitel Confession,[1] wie ich zu diesen Studien gekommen. Es reut mich nicht ihnen so viel Zeit aufgeopfert zu haben. Ich bin dadurch zu einer Cultur gelangt, die ich mir von einer andern Seite her schwerlich verschafft hätte. Auch wird noch manches andre hervor-

---

[1] Die „Konfession des Verfassers“ bildet den Schluß der „Geschichte der Farbenlehre“.

gerufen, das mir in der Folge erfreulich und andern wohl nützlich seyn kann ...

Diesen Sommer, oder vielmehr gleich wenn ich meine Wanderschaft antrete, werde ich mich mit Wilhelms Wanderjahren beschäftigen. Vermuthlich wird er unterwegs einigen schönen Kindern[1] begegnen, die ich hie und da im Verborgnen erziehe. Besonders empfehle ich das Nußbraune Mädchen, welche jetzt der Favorit ist. Begegnen Sie Pandoren, die, wie ich höre, ihre Reise von Wien nach Leipzig macht, so erzeigen Sie Sich diesem geliebten Kinde freundlich ...

Mögen Sie mir eine Wohlthat erzeigen; so thun Sie in meiner Abwesenheit den Meinigen etwas zu Liebe, die ich abermals länger als billig allein lasse ...

Noch gar Manches hätte ich, nach einem so langen Stillschweigen hinzuzusezen; der Raum aber gebietet mir abzubrechen und mich Ihrer Freundschaft und Neigung abermals zu empfehlen.

Jena d. 11. May 1810. Goethe.

1266.

An C. F. v. Reinhard.

Das Portefeuille ist mir durch Herrn Zimmer in Jena zugestellt worden und hat mir sehr viel Vergnügen gemacht. In Eile nur weniges von dem was darüber zu sagen wäre.

Man kann Niemanden vorschreiben, wohin er seine Liebhaberey wenden und wozu er die ihm einwohnenden Gaben ausbilden soll. Ferner ist alles dasjenige höchst schätzbar, was uns den Sinn einer vergangenen Zeit wieder vergegenwärtigt, besonders wenn es in einem wahrhaft treuen historischen und kritischen Sinne geschieht.

---

[1] Die in die „Wanderjahre" eingestreuten kleinen Novellen.

Nach diesen sind die Bemühungen des jungen Mannes,[1] durch welchen die vorliegenden Zeichnungen zu Stande gekommen, höchlich zu loben. Er ist dabey gründlich zu Werke gegangen, wie ich denn gern bekenne, daß der Grundriß des Doms zu Cöln, wie er hier vorliegt, eins der interessantesten Dinge ist, die mir seit langer Zeit in architectonischer Hinsicht vorgekommen. Der perspectivische Umriß giebt uns den Begriff der Unausführbarkeit eines so ungeheuren Unternehmens, und man sieht, mit Erstaunen und stiller Betrachtung, das Mährchen vom Thurm zu Babel an den Ufern des Rheins verwirklicht.

Desto erfreulicher, obgleich eben so erstaunenswürdig, ist die Restauration oder vielmehr der auf dem Papier unternommene Ausbau, welcher mit sehr viel Sorgfalt aus dem Vorhandenen, aus manchen Überlieferungen und aus dem sonst Bekannten dieser Kunstzeit und Bauart, das Wahrscheinliche so harmonisch als man es wünschen mag, zusammenstellt. Und man müßte sehr viel bewandter in diesen Dingen als ich seyn, wenn man sich vermessen wollte, irgend etwas daran auszusetzen.

Die von Quaglio gezeichneten Blätter sind sehr geistreich, die andern von Fuchs mit unendlicher Sorgfalt, und beyde mit Geschmack, Fleiß und Zierlichkeit ausgeführt, so daß man wirklich sagen kann, daß für dasjenige was diese Blätter seyn sollen, nichts zu wünschen übrig bleibt. Sie sollen eigentlich einem Hauptwerk die Krone aufsetzen, und ich bin nicht weniger neugierig auf das was uns diese Kunstfreunde und Künstler aus früherer Zeit her überliefern werden.

Die Zeichnungen werden immer, wie sie hier liegen, unschätzbar bleiben, wenn es auch große Schwierigkeiten haben sollte, sie in Kupfer stechen und dem großen Publicum

[1] Der Kunstgelehrte Sulpiz Boisserée (1783—1834), der an der Spitze der Bewegung für die Erneuerung des Kölner Domes stand.

mittheilen zu lassen; wozu ich in unserer Zeit kaum eine Möglichkeit sehe. Doch wird die Betriebsamkeit derer, die schon soviel geleistet, auch hierbey noch mehr thun als man sich vorstellen kann.

Vorstehendes wäre das aufrichtige und unbewundene Lob, das man den Cölner Kunstfreunden ertheilen muß. Freylich gehört eine solche leidenschaftliche Beschränkung dazu, um etwas der Art hervorzubringen. Ich habe mich früher auch für diese Dinge interessirt, und eben so eine Art von Abgötterey mit dem Straßburger Münster getrieben,[1] dessen Façade ich auch jetzt noch, wie früher, für größer gedacht halte, als die des Doms zu Cöln.

Am wunderbarsten kommt mir dabey der deutsche Patriotismus vor, der diese offenbar saracenische Pflanze als aus seinem Grund und Boden entsprungen, gern darstellen möchte. Doch bleibt im Ganzen die Epoche, in welcher sich dieser Geschmack der Baukunst von Süden nach Norden verbreitete, immer höchst merkwürdig. Mir kommt das ganze Wesen wie ein Raupen- nnd Puppen-Zustand vor, in welchem die ersten italiänischen Künstler auch gesteckt bis endlich Michel Angelo, indem er die Peterskirche concipirte, die Schale zerbrochen und als wundersamer Prachtvogel sich der Welt dargestellt hat.

Ich verarge es unterdessen unsern jungen Leuten nicht, daß sie bey dieser mittleren Epoche verweilen; ich sehe sogar dieses Phänomen als nothwendig an, und enthalte mich aller pragmatischen Betrachtungen und welthistorischen Weissagungen.

Herr Boisserée hat mir einen sehr hübschen verständigen Brief geschrieben, der so wie die Zeichnungen mich für ihn

---

[1] In seiner im November 1772 ausgegebenen Schrift „Von deutscher Baukunst"; vergl. diese Briefausgabe Bd. I, S. 183.

einnimmt. Ich lege für ihn ein flüchtiges Blättchen bey, worin ich ihn auf Michael einlade. Sie haben ja wohl die Güte, ihm die erste communicable Hälfte meines vorläufigen Urtheils mitzutheilen.

Verzeihen Sie, wenn ich durch die gedruckte Beylage[1] das Porto vermehre, das Ihnen jährlich nützer oder unnützer Weise abgenommen wird. Doch wünschte ich diese Blätter bald in Ihren Händen. Mehrere folgen nach. Nachsicht für die Eile! Ich bitte um ein paar Zeilen nach Carlsbad.

Jena den 14. May 1810. G.

Ich füge die zwar unnöthige, aber doch wohlgemeynte Bitte hinzu: daß Sie dem vorzüglichen jungen Manne nichts von meinen Äußerungen mittheilen was ihn betrüben könnte. Das beste Lebewohl im Augenblick der Abreise!

1267.

An Christiane v. Goethe.

Carls Bad d. 6. Juni 1810.

In diesem Briefchen das den Shawl begleiten soll will ich aber auch einmal eigenhändig sagen: daß ich recht oft und in herzlicher Liebe dein gedencke, und Plane mache wie wir künftiges Jahr einige Zeit hier zusammen zubringen können. Für diesmal kommt der Schleier, der dir gewiß gefallen wird, wenigstens haben wir alle drey ihn für den schönsten gehalten. Ich wünsche daß er glücklich ankommt, schreibe mir seinen Empfang. Versäume ja nicht diesen Sommer alle Arten von Cur in Weimar und Lauchstedt. Am letzten Orte laß dir das Baden empfohlen seyn.

[1] Avertissement der Farbenlehre.

Grüße August von dem ich noch nichts vernommen habe. Auch Karolinchen grüße, sie soll sich in meinem Nahmen mit dem Tüchelchen putzen. Schreibe mir auch wie hoch man den Shawl bey Euch schätzt. Lebe recht wohl und gedencke mein in Liebe.

G.

1268.*

An Kirms.

... Den Mannheimern würden Ew. Wohlgebornen gefällig antworten, daß ihnen der neue Götz von Berlichingen,[1] welcher sobald nicht gedruckt erscheinen werde, zu Diensten stehe, wenn sie mir das Einkommen der dritten Repräsentation desselben nach der Art, wie die Benefize den Schauspielern gegeben werden, zugestünden. Nur allein, wenn dieses eingeführt wird, kann man sich entschließen fürs Theater zu arbeiten, sonst ist es nicht der Mühe werth, daß man eine Feder anrührt, oder auch nur eine Abschrift machen läßt.

... Des Herrn Ifflands Anfragen beantworten sich sämmtlich durch das Fragment des zweyten Theils der Zauberflöte, das in meinen Werken, und zwar in deren siebentem Band abgedruckt ist. Das Personal der ersten Zauberflöte mit geringer Vermehrung sollte hinreichen, auch diese Fortsetzung zu geben. Wie ich die Situationen, Decorationen u. dergl. ähnlich zu erhalten und doch zu steigern dachte, sieht man gleichfalls daraus, so wie die Absicht blos für musicalischen und theatralischen Effect zu arbeiten. Der Plan, so wie noch ein Theil der Ausarbeitung, liegt unter meinen Papieren. Ob ich aber, da ich soviel andere Dinge vorhabe, mich wieder zu theatralischen Arbeiten, wobey weder

[1] Die letzte Bühnenbearbeitung.

Freude noch Genuß, noch Vortheil zu erwarten ist, wenden möchte, glaub' ich schwerlich. Mehrere Plane und Halbausarbeitungen bedeutender Stücke liegen da, und werden wohl immer liegen, wie die zwey letzten Theile der natürlichen Tochter, und eine Tragödie aus der Zeit Carls des Großen. Sollte das Berliner Theater den obgemeldeten Vorschlag, die dritte Repräsentation zum Benefiz des Autors zu geben, eingehen, so könnte man eher seine Maßregeln darnach nehmen und einen Theil seiner Zeit auf dramatische Arbeiten verwenden. Abgerissen kann man dergleichen nicht unternehmen. Ich ziehe jetzt den Roman allem andern vor, weil einen dabey alles begünstigt, was beym Theater dem Autor nur zum Nachtheil gereicht. Könnte man die unternommenen Arbeiten nach und nach vom Stapel lassen; so würde der, durch einen sehr hohen und bedeutenden Theaterkenner[1] mir aufgetragene, Brutus wohl auch mit flott werden; dagegen ich jetzt befürchten muß, daß alle diese Dinge bey mir, wie bisher, stocken und nicht zum Ende gelangen . . .

Carlsbad den 27. Juny 1810. Goethe.

1269.

An Christiane v. Goethe.

Vor einigen Tagen sendete ich durch Herrn v. Helldorf ein Packet an dich ab das allerley Gutes enthält und das du wahrscheinlich gleichzeitig mit dem gegenwärtigen Blatte erhalten wirst. Gedencket meiner bey einer Tasse Chocolade und wenn im Theater ein Pfeffermünzküchelchen genommen wird. Dein ausführlicher Brief vom 25. Jun. hat mir viel Vergnügen gemacht schreibe mir von Lauchstädt dergleichen. Carolinchen soll geliebt seyn daß sie soviel auf ein Blatt

[1] Kaiser Napoleon.

bringt. Mir geht es recht wohl und wenn ich diese Wasser immer neben mir hätte, wäre mir für nichts bange. Seit der Abreise der Kayserinn[1] habe ich mich in die Enge gezogen. Es gehen ohnehin schon die Personen der ersten Zeit und die meisten meiner Bekannten fort. Indessen kommt unter sovielen Menschen immer einmal wieder ein alter Bekannter oder es findet sich etwas interessantes Neues. Von Äugelchen hat sich noch gar nichts gefunden. Die Gegenwart der Kayserinn wird für mich nicht ohne Folgen seyn, man hat mir vertraut daß Sie mir eine Artigkeit erzeigen werde die mich um so mehr freuen müsse weil sie sich selbst etwas ausgedacht. Du sagst niemand davon, denn so etwas muß man abwarten. Es kann gar manches dazwischen kommen das die besten Absichten der Großen hindert. Nach Wien bin ich von hunderten eingeladen. Ich habe es nicht abgesagt aber mir auf jeden Fall vorbehalten Augusten an die Wohlwollenden zu adressiren. Er wird überall willkommen seyn. Bis jetzt hab ich von dem edlen Jüngling keine Zeile erhalten, so daß ich nicht weis ob er die durch des Prinzen Bernhard Leute überschickte Sachen bekommen hat. Auch schreibst du mir nichts von den getrockneten Trüffeln und Schwämmen, die in einen flachen Korb gepackt waren. Ich lege dir ein Blätchen an den Cassier bey er wird ja wohl dies Jahr genugsamen Überschuß haben dir das Wenige auszuzahlen.

Den 12. Juli wollen wir mit den besten Wünschen feyern. Ich hoffe indessen von euch zu hören. Es geht mir ganz wohl und wünsche dir das Gleiche. Dabey bin ich ziemlich fleißig und habe schon allerley zu Stande gebracht.

Ich lege die Gedichte[2] bey die ich zusammen drucken lies. Jedes wurde durch eine besondere Gelegenheit ver-

---

[1] Von Oesterreich.

[2] „Der Kaiserin Ankunft"; „Der Kaiserin Becher"; „Der Kaiserin Platz" „Der Kaiserin Abschied".

anlaßt, das letzte durch die Kayserinn selbst, welche verlangte daß ich in ihrem Nahmen den Carlsbadern etwas freundliches sagen sollte. Ihr werdet sehen wie ich mich aus der Sache gezogen habe. Grüße Herrn Genast zum schönsten, er wird mir wohl schon geschrieben haben wenn Gegenwärtiges ankommt. Auch die Übrigen grüße und trage wie sonst alles bey daß die Sache gut und ordentlich geht. Richte dich auf alle Fälle ein solange zu bleiben wie die Gesellschaft; denn ich werde meine Nachhausreise nicht beschleunigen. Ich muß noch gar manches vorher thun und ausrichten. Lebe recht wohl und sey meiner eingedenck.

CarlsBad d. 3. Jul. 1810. G.

1270.

An F. A. Wolf.

Höchst merkwürdiges und erfreuliches
Fragmentum epistolare[1]
cum notis & animadversionibus
Justi Carlsbadensis[2] et Aciduli Gishübelii.

Das Blatt, worauf dieses Fragment geschrieben, hat ungefähr die Größe eines ächten Papyrus, indem es nur drey bis vier Querfinger breit, zu Rechnungen liniirt und die Ausgabe von Gulden, Kreuzern und Hellern darauf zu notiren eingerichtet ist. Da nun beyde letztere Rubriken jetziger Zeit unnöthig seyn möchten, weil gegenwärtig alles nur in Gulden evaluirt wird: so scheint dasselbe auf eine ältere Epoche zu deuten. Dieser Umstand, so wie der Mangel

[1] Wolf hatte von Teplitz aus auf einem aus einem Rechnungsbuche herausgerissenen Blatte einen Brief geschrieben, der in vorstehender Antwort kommentiert wird. Die gesperrt gedruckten Sätze bilden das Schreiben Wolfs.

[2] Des richtigen Karlsbaders (Goethe); der Acidulus Gishübelius ist Riemer, der dort nur Gieshübler Sauerbrunnen trank.

eines Datums, setzt die Ausleger in nicht geringe Verlegenheit; welche aber eben deswegen mit desto ernsterm Beruf und größerm Vergnügen ans Werk schreiten.

„In 10—14 Tagen bin ich in Carlsbad."
Es würde sehr viele Seiten einnehmen, wenn man die Conjecturen alle aufzeichnen wollte, welche bey Ermanglung eines Grund= und Normaltages hier von den Critikern durchgearbeitet werden mußten. Nach sehr vielen Controversen und Überlegungen vereinigten sie sich endlich, die Epoche des Blattes zwischen das Ende des Juny und den Anfang des July zu setzen; wobey sie sich, wie man sieht, einen billigen Spielraum vorbehielten. Eine von den Hauptschwierigkeiten diese Stelle richtig zu erklären, entsprang daher, daß beyde Ausleger geneigt waren, das eigentliche Datum (Ort und Zeit) dieses Dati (Erlasses) früher zu setzen, damit das Datum der Ankunft um so viel näher rückte.

„Hätten Sie wohl die Güte"
Hier wurde eine Emendation gewagt, statt Güte, Freude zu setzen; weil man aber auch das Verbum und alles übrige hätte ändern müssen; so hielt man es für besser, den Text stehen zu lassen, und jenes für eine rednerische Umschreibung dessen zu halten, was sich von selbst versteht.

„Mir um die Zeit"
Die Verlegenheit wegen der Epoche und des Termins sowohl a quo als ad quem ging bey dieser Stelle von neuem an. Nach dem Vorgange Petavs[1] und andrer Meister entschloß man sich die Hälfte Julys, welche eben ein so ungewisser Termin ist, als fest anzunehmen.

„Auf acht Tage",
Wir machen hier ein Comma, welches im Original fehlt, ob es uns gleich viel angenehmer gewesen wäre, das folgende

---

[1] Der Theologe Petavius (eig. Denis Pétau), 1583—1652, berühmter Chronologe.

unterstrichene wenigstens, auf die Zeit zu deuten. Acht Tage vergehen gar zu bald und acht Tage wenigstens erlauben noch immer seine Hoffnung auf vierzehn Tage wenigstens, ja auf vier Wochen auszudehnen.

„wenigstens drey Zimmer“

Hier fängt nun aber erst die Qual an, da nicht nur vom Auslegen, sondern vom Ausrichten die Rede ist. Drey Zimmer wären vielleicht in dem Augenblick, wo dieses gegenwärtige geschrieben wird, irgendwo zu haben; aber, ob beysammen, ob getrennt, wie und wo, ist nicht einmal auszusprechen, geschweige ob es morgen oder übermorgen noch so seyn wird.

„Vorn heraus“

Auch sogar diese einfache Bedingung ist gegenwärtig schwer zu erfüllen.

„Auf der Wiese“

Durch diesen Zusatz wird die Sache noch schwerer. Wir haben zwar gegenwärtig zwey Wiesen, die Wiese oder Lauka schlechtweg und die neue Wiese, nowa lauka. (Hier ist wohl der Ort zu bemerken, daß es eines böhmischen Puristen Sache seyn möchte, ob man nicht statt nowa, welches doch offenbar ein ausländisches Wort ist, ein inländisches bedeutenderes finden könnte, welches ganz vollkommen seyn würde, wenn es zugleich die Wirthshaus- Theater-, und Judenwiese ausdrückte.) Auf der κατ᾽ ἐξοχην so genannten und wahrscheinlich gemeinten Wiese, ist gegenwärtig keine Art von Zimmer, noch Kammer mehr zu haben. Die Häuser sind bis in die äußersten Giebel bewohnt, sodaß man Abends Sterne in der Luft zu sehen glaubt, und sogar Dachkämmerchen werden nur aus Gunst vergeben.

„Oder sonst“

Hier würden benannte Freunde zu jeder andern Zeit sich getröstet finden, wenn nicht auf eine ganz unglaubliche Weise

die Hülfsbedürftigen, wie es jedoch scheint, meistens in guter gesunder Gesellschaft sich hier eingefunden und alle Räume weggenommen hätten.

„Auf jeden Fall bey guten Leuten zu besprechen" Diese Bedingung würde am ersten zu erfüllen seyn. Die Carlsbader sind alle gut, nur haben sie dieß Jahr bemerkt, daß sie den Fremden noch einmal so viel abnehmen können, ohne deshalb an ihrer guten Renommée abzunehmen und es steht zu erwarten, daß sie in dieser Einsicht nicht zurückschreiten werden, wenn auch der Curs der Banknoten auf einen bessern Weg zurückkehren sollte.

Die Unmöglichkeit, etwas Gewisses zuzusagen, nöthigt also Unterzeichnete zu folgender bedenklichen Erklärung.

Ein anständiges Quartier in der Hälfte July auf kurze Zeit zu versprechen, ist völlig unmöglich. Es könnte nur durch den wunderbarsten Zufall ein solches offen werden, der jedoch keineswegs wahrscheinlich ist. Auch selbst ein ungeräumiges, in der geringsten Lage, würde nicht vorzubereiten seyn. Das Städtchen ist schon bis hinter die Kirche und bis zum Hirschensprung hinauf besetzt, und wir rücken selbst in unserm Hause so zusammen, daß es beynahe unbequem wird. Indessen möchten wir wünschen, daß die Freunde, zu unsrem Glücke, ihrem Glücke vertrauten und zu gedachter Zeit hieher kämen, um im schlimmsten Falle nur die Nacht unter Dach allenfalls unter dem Dache, den übrigen Tag aber unter freyem Himmel, unter Bäumen, in Sälen, auf Spaziergängen, Spazierfahrten, und was dergleichen Seligkeiten dieses irdischen Paradieses mehr sind, zuzubringen; worüber Niemand mehr erfreut seyn könnte, als die Unterzeichneten.

Carlsbad den 3. July 1810.

Justus Carlsbadensis.
Acidulus Gishübelius.

1271.*

An C. F. v. Reinhard.

Carlsbad den 22. July 1810.

Da mein hiesiger Aufenthalt sich nach und nach zu Ende neigt, und ich wahrscheinlich bald nach Töplitz gehe; so will ich ein ruhiges Wort vernehmen lassen und für den lieben Brief danken, den ich vor einiger Zeit erhalten.

Zuerst will ich Sie ersuchen, den jungen Freund[1] in Heidelberg hinreichend aufzuklären, damit er deutlich erfahre, wie ich es meine. Es würde sonst, wenn er uns besucht, leicht ein verdrießliches Verhältniß geben, wenn er erst alsdann erführe, wie ich denke. Das was er mit seinen Künstlern geleistet hat, kann man ohne Bedingung loben. Die Behandlung des Gegenstandes ist trefflich: der Gegenstand selbst aber, für uns, nur an seiner Stelle schätzenswerth, als ein Document einer Stufe menschlicher Cultur. Betrachteten freylich diese guten jungen Leute nicht einen solchen Mittelzustand als den obersten und letzten, wo sollten sie den Muth zu einer so unendlich mühsamen Arbeit hernehmen, Wenn der Ritter seine Schöne nicht für die schönste und einzige hielte, würde er Drachen und Ungeheuer um ihrentwillen bekämpfen?

Ich habe schon oft genug in meinem Leben ähnliche Fälle mit jungen Leuten gehabt, so daß ich neulich mich ganz und gar auch von den bessern enthalte. Einfluß gestehen sie uns, Einsicht trauen sie sich zu, und die erste zu Gunsten der letzten zu nutzen, ist eigentlich ihre stille Absicht. Ein wahres Zutrauen ist nicht in der Sache. Ich nehme es ihnen nicht übel; aber ich mag mich weder gut-

[1] Sulpiz Boisserée; vergl. Brief 1266.

müthig selbst betrügen, noch fremde Zwecke gegen meine Überzeugung befördern.

Müllers Werk[1] habe ich in diesen Tagen mit Ruhe, und manche Abtheilung wiederholt gelesen. Es ist ein höchst dankenswerthes Buch. Schon das ist für uns wichtig, mit einem Zeitgenossen, den wir kannten, die Weltgeschichte nach seiner Art zu durchlaufen. Freylich verbirgt sich ein jedes Individuum schwer hinter der Maske des von ihm hervorgebrachten Buches; vielmehr erkennt man den Autor aus der Schrift vielleicht deutlicher als aus dem Leben: denn es schneidet sich doch Jeder die Welt ziemlich nach seiner Taille. So ist es auch hier; und ich liebe dieß Werk besonders, weil es die Tugenden und die Mängel des Verfassers so deutlich ausspricht. Das große Studium, das zum Grunde liegt, ist respectabel, und diejenigen Theile, wo das Metall recht durchgeschmolzen, gereinigt und flüssig in eine wohlausgesonnene Form lief, sind vortrefflich zu nennen. Für die größere Masse von Menschen ist das Buch gewiß auch wohlthätig. Mir, auf meiner einzelnen Warte, ist abermals aufgefallen, daß man aus dem moralischen Standpunct keine Weltgeschichte schreiben kann. Wo der sittliche Maaßstab paßt, wird man befriedigt, wo er nicht mehr hinreicht, bleibt das Werk unzulänglich und man weiß nicht was der Verfasser will.

Zu wie vielen hieraus fließenden und anknüpfenden Betrachtungen fand sich nicht Anlaß, besonders da ich kurz vorher den Tacitus gelesen.

Haben Sie aufrichtigen Dank, daß Sie sich wieder von Zeit zu Zeit mit meiner Farbenlehre beschäftigen mögen. Mit einiger Geduld, mit wiederholten Versuchen sich des Gegenstandes zu bemächtigen, wird es Ihnen gewiß gelingen.

---

[1] Johannes Müllers „24 Bände allgemeiner Geschichte“, aus dem Nachlaß herausgegeben.

Denn so stark das Werk ist, und so wunderlich es im Einzelnen aussehen mag: so ist es doch durchaus consequent, und das was es eigentlich bringt und will, läßt sich sehr kurz fassen, ja es wiederholt sich gewissermaßen selbst auf jedem Bogen . . .

In Wien ist ein kleines Heft von mir, unter dem Titel: Pandora, ein Taschenbuch, gedruckt worden. Eigentlich ist es nur ein Theil eines Drama's von wunderbarem Inhalt und seltsamer Form. Ich empfehle es Ihnen. Vielleicht kostet es einige Mühe sich hinein zu lesen, die aber nicht ganz ohne Frucht bleiben wird. Ein herzliches Lebewohl!

Carlsbad den 22. July 1810. G.

1272.

An Christiane v. Goethe.

Fräulein v. Riedesel wird dieses Blat mit über die Berge nehmen und es soll dich bey deiner Ankunft in Weimar begrüßen. Vor allen Dingen muß ich dir ein Abentheuer erzählen. Ich war eben in ein neues Quartier gezogen und saß ganz ruhig auf meinem Zimmer. Da geht die Thüre auf und ein Frauenzimmer kommt herein. Ich dencke es hat sich jemand von unsern Mitbewohnern verirrt; aber siehe es ist Bettine die auf mich zugesprungen kommt und noch völlig ist wie wir sie gekannt haben. Sie geht mit Savignis nach Berlin und kommt mit diesen auf dem Wege von Prag her hier durch. Morgen gehen sie wieder weg. Sie hat mir unendliches erzählt von alten und neuen Abendtheuern. Am Ende geht es denn doch wohl auf eine Heyrath mit Arnim[1] aus. Lebe für diesmal

[1] Die Heirat erfolgte 1811.

recht wohl. Ich habe schon ein Paar Bäder genommen, die mir ganz gut anschlagen. Der Herzog befindet sich abwechselnd. Zelter ist immer der alte. Seine Gegenwart macht mich sehr glücklich. Grüße Carolinchen und August.

Töpliz d. 11. Aug. 1810. G.

1273.*

An C. F. v. Reinhard.

... Daß die Cöllner[1] auf ihrem Wege nach Wien nicht zu uns kommen, habe ich schon durch reisende Heidelberger erfahren. Es thut mir sehr leid, ihre Sachen nicht zu sehen, die sie bey sich haben, und die Vernünftigen unter ihnen kennen zu lernen. Es scheint aber ihrer Gesellschaft auch nicht an verrückten Gliedern zu fehlen, und es wäre gewiß mit uns nicht gut abgelaufen.

Ich will diese ganze Rücktendenz nach dem Mittelalter und überhaupt nach dem Veralteten recht gerne gelten lassen, weil wir sie vor 30 bis 40 Jahren ja auch gehabt haben, und weil ich überzeugt bin, daß etwas Gutes daraus entstehen wird; aber man muß mir nur nicht glorios damit zu Leibe rücken. Erlauben Sie mir einen Auszug aus einem Briefe,[2] den ich soeben fortsende: „Die Neigung der sämmtlichen Jugend zu dem Mittelalter halte ich mit Ihnen für einen Übergang zu höhern Kunstregionen; doch verspreche ich mir viel Gutes davon. Jene Gegenstände fordern Innigkeit, Naivetät, Detail und Ausführung wodurch denn alle und jede Kunst vorbereitet wird. Es braucht freylich noch einige Lustra, bis diese Epoche durchgearbeitet ist, und ich halte dafür, daß man ihre Entwicklung

[1] Boisserée und Genossen.
[2] An Dr. Engelmann in Frankfurt.

und Auflösung weder beschleunigen kann noch soll. Alle wahrhaft tüchtigen Individuen werden dieses Rätsel an sich selbst lösen." Solche Hoffnungen und Aussichten machen freylich im Durchschnitt gegen die Fratze des Augenblicks tolerant und gutmüthig. Aber manchmal machen sie mir's doch zu toll. So muß ich mich z. B. zurückhalten, gegen Achim von Arnim, der mir seine Gräfinn Dolores[1] zuschickte und den ich recht lieb habe, nicht grob zu werden. Wenn ich einen verlorenen Sohn hätte, so wollte ich lieber, er hätte sich von den Bordellen bis zum Schweinkoben verirrt, als daß er in den Narrenwust dieser letzten Tage sich verfinge: denn ich fürchte sehr, aus dieser Hölle ist keine Erlösung. Übrigens gebe ich mir alle Mühe, auch diese Epoche historisch, als schon vorübergegangen zu betrachten . . .

W. d. 7. Octbr. 1810. G.

1274.

An den Herzog Carl August.

Ew. Durchl.

so oft erprobter gnädiger Vorsorge für mich und die Meinigen, Höchst Ihro eignem Willen und Antrieb auch eine fürstliche Begünstigung meines Sohnes völlig zu überlassen war mein fester Vorsatz. Verzeihen Ew. Durchl. eine voreilige Bitte, zu der mich die Umstände veranlassen. Meinen Sohn schon für den nächsten Winter aus lästigen Verhältnissen befreyt und in einer heitrern Sphäre zu sehen ist mein Wunsch dessen gnädige Gewährung jedoch gänzlich Ew. Durchl. höhern Einsichten überlassen sey.

W. d. 8. Octbr. 1810. Goethe.

---

[1] Der Roman „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores" (1810)

(Beilage.)

Ew. Durchl.

verzeihen eine unterthänigste Bitte deren gnädige Gewährung ich mit dem lebhaftesten Danck, deren Versagung ich mit heitrer Ergebenheit empfangen werde.

Es betrifft meinen Sohn August, der bald sein 21stes Jahr erfüllt und für den ich die Stelle eines Cammerassessors erbitten möchte.

Ich führe nur kürzlich an, daß er von Jugend auf in mancherley Kenntnissen unterrichtet worden; daß er anderthalb Jahre in Heidelberg der Jurisprudenz hauptsächlich sich befleißigt, weil sie als Fundament eines Geschäftslebens anzusehen ist; daß er nunmehr ein Jahr in Jena diese Studien fortgesetzt und zugleich was von Cameral und Öconomischen Wissenschafften überliefert wird, sich zuzueignen gesucht hat, und daß sein Betragen gleichförmig und lobenswürdig sey. Dieses alles jedoch würde mich nicht zu jener Bitte bewegen, indem er wohl noch einige Zeit in Jena zu verweilen und sodann bey einem Rentbeamten auf dem Lande den Gang der Geschäfte von unten hinauf kennen zu lernen gedenckt.

Denn eigentlich entspringt mein gewissermassen voreiliger Wunsch aus der peinlichen Lage in welcher sich mein Sohn in Jena befindet. Die mancherley Verbindungen der Studenten sind bekannt, die unter der Form von Landsmannschaften, geheimen Orden, Congregationen, Kränzchen und Gelagen sich constituiren, einander entgegen arbeiten, Händel und Explosionen verursachen, sodann gestört unterdrückt und niemals ausgerottet werden. Diese Dinge hat mein Sohn, mit meinem Vorwissen, in Heidelberg gründlich kennen gelernt, in Jena enthält er sich, rücksichtlich auf seine Verhältnisse,

von allem und steht dadurch freylich ganz isolirt und muß gegen alle Parteyen face machen, welches denn, so klug er sich auch benimmt, ein unbequemer und gefährlicher Stand bleibt.

Hierzu kommt noch daß er als Student von einer Gesellschaft der Honoratioren ausgeschlossen ist, welche man die Resourçe nennt, und welche keinen Studirenden aufnimmt.

Es ist also in diesem Sinne daß ich Ew. Durchl. bitte, die ihm etwa zugedachte Gnade zu beschleunigen. Sobald er aus der Reihe der Studenten herausgehoben ist, hat er keine Anfechtung weiter und kann seine Winterabende in Gesellschaft von Professoren, fürstlichen Dienern, Kaufleuten und andern im Leben schon eingeweihten Männern zubringen, manches erfahren und sich zu manchem bilden. Auch wird es kein geringer Antrieb für ihn seyn, wenn Ew. Durchl. ihm das bestimmte Ziel schon früher aufstecken das er zu erreichen hat. Er ist eigentlich pracktischer Natur, auch über seine Jahre im Leben einsichtig und gewanndt, und weiß, wie ich schon in häuslichen Dingen sehe, ein ihm aufgetragnes Geschäft mit Ruhe und Sicherheit durchzuführen. Dabey hegt er eine treue angeborne Anhänglichkeit an Ew. Durchl. Höchste Person und was das Glück hat Ihnen anzugehören. Nach aussen, in die Fremde bemerckt man kein Streben, keine Richtung an ihm, so daß er sich sehr bald mit dem vorliegenden Innern bekannt machen und im Gegenwärtigen und Einzelnen brauchbar und nützlich seyn wird. Irgend einer Prüfung unterwirft er sich mit Vergnügen.

Zutrauensvoll und verehrend

Ew. Durchl.

Weimar d. 8. Octbr.
1810.

unterthänigster

J. W. v. Goethe.

1275.

An den Herzog Carl August.

(15. October.)

Ew. Durchl.

haben mich durch Gewärung und Gabe[1] in solche Bequemlichkeit versetzt daß ich nur wünschte meine Hüften stünden auch unter Ihrem Gebote, so wäre ich keiner { weitern / äussern } Hülfe bedürftig. Statt alles vielwörtlichen Danckes füge ich nur die Bitte hinzu daß Sie dem jungen Begünstigten[2] einige Augenblicke schencken möchten. Für mich ist es eine wundersame Creatur, eben wie sie sich etwa der Vater bestellen möchte und ich müßte mich sehr irren wenn sie nicht auch dem Fürsten zu Handen wäre. Möge Ew. Durchl. vielfache Freude werden wie Sie mich und die Meinigen erfreut haben.

Goethe.

1276.

An Bettina Brentano.

Nun bin ich, liebe Bettine, wieder in Weimar[3] ansässig und hätte dir schon lange für deine lieben Blätter dancken sollen, die mir alle nach und nach zugekommen sind besonders für dein Andencken vom 27ten Aug. Anstatt nun also dir zu sagen wie es mir geht, wovon nicht viel zu sagen ist; so bringe ich eine freundliche Bitte an dich. Da du doch nicht aufhören wirst mir gern zu schreiben und ich nicht aufhören werde dich gern zu lesen; so könntest du mir

[1] Der Herzog hatte Goethe „ein paar Kutschpferde verehrt".
[2] August, den der Herzog zum Kammerassessor ernannt hatte.
[3] Er war am 2. Oktober dorthin zurückgekehrt.

noch nebenher einen grosen Gefallen thun. Ich will dir nämlich bekennen daß ich im Begriff bin meine Bekenntnisse[1] zu schreiben, daraus mag nun ein Roman oder eine Geschichte werden, das läßt sich nicht voraussehn; aber in jedem Fall bedarf ich deiner Beyhülfe. Meine gute Mutter ist abgeschieden und so manche andre die mir das Vergangne wieder hervorrufen könnten, das ich meistens vergessen habe. Nun hast du eine schöne Zeit mit der theuren Mutter gelebt, hast ihre Mährchen und Aneckdoten wiederhohlt vernommen und trägst und hegst alles im frischen belebenden Gedächtniß. Setze dich also nur gleich hin und schreibe nieder was sich auf mich und die Meinigen bezieht und du wirst mich dadurch sehr erfreuen und verbinden. Schicke von Zeit zu Zeit etwas und sprich mir dabey von dir und deiner Umgebung. Liebe mich bis zum Wiedersehn.

W. d. 25. Octb. 1810. G.

1277.*

An Marianne v. Eybenberg.

... Daß in diesen Tagen nicht viel Weiteres ist von mir gethan und geleistet worden, können Sie wohl denken. Indessen, daß doch etwas geschehe, redigire ich die Hackert'sche Biographie,[2] von der ich, wenn ich mich nicht irre, Ihnen früher Etwas vorgelesen habe. Man erstaunt wirklich über das Schlaraffenleben, welches der Künstler damals in Italien und besonders in Neapel führte, und mit einer sonderbaren

---

[1] „Dichtung und Wahrheit"; den ersten Plan hierzu hatte Goethe nach Riemer am 28. August gefaßt; im Oktober 1809 wurde das erste Schema niedergeschrieben. Die eigentliche Ausarbeitung begann am 1. Februar 1811.

[2] Erschien 1811 bei Cotta unter dem Titel „Philipp Hackert. Biographische Skizze, meist nach dessen eigenen Aufsätzen entworfen von Goethe". Der Maler J. Ph. Hackert (geb. 1737) war 1807 in seiner Villa bei Florenz gestorben.

Empfindung erinnert man sich, daß man auch mit an diesem Tische gesessen hat.

Wie gedachtes Büchlein den Künstlern, so muß Gleim's Leben von Körte,[1] welches eben heraus gekommen, allen denen willkommen seyn, die sich für deutsche Litteratur interessiren. Es ist äußerst interessant, diesen braven Mann so viele Jahre immer auf gleiche Weise wirken zu sehen. Hätte er so viel Talent gehabt, als Charakter, so würden ihn seine Werke zum ersten Range in der Dichterwelt erheben.

Ich würde noch von manchen anderen, ähnlichen Producten schreiben, wenn ich nicht wüßte, daß solche Vögel sich nicht leicht nach dem lustigen Wien verlieren, und man sieht erst recht, wie weit diese Kaiserstadt von uns entfernt liegt, wenn man sich von solchen Dingen unterhalten will, die hier viel und dort nichts gelten. Übrigens will es scheinen, daß es mit den Bankozetteln bald wie mit der Litteratur aussehen wird.

Der Prinz de Ligne[2] hat an den Herzog einen äußerst lustigen Brief geschrieben. Ich lasse hiebey die Stelle copiren, welche meine Wahlverwandtschaften betrifft. Sie rechnen mir diese kleine Eitelkeit nicht hoch an; da sich so viele Gegner alle Mühe geben, dies Werklein zu discreditiren, so mag es wohl auch erlaubt seyn, unter Freunden was Freunde denken mitzutheilen.

»Aidé d'une bonne traduction, j'ai lu avec admiration les affinités électives: et je plains les hommes begueules, et les femmes qui souvent le sont moins, de n'avoir pas trouvé, au lieu d'immoralités qui n'existent pas,

---

[1] W. Körte, „Gleims Leben aus seinen Briefen und Schriften". Halberstadt 1811.

[2] Fürst Karl v. Ligne (1735—1814), den Goethe 1807 kennen gelernt hatte. In den „Tag- und Jahresheften" erzählt Goethe von ihm „Seine Gegenwart bestätigte seinen Ruf; er zeigte sich immer heiter, geistreich, allen Vorfällen gewachsen und als Welt- und Lebemann überall willkommen und zu Hause."

tous les secrets du coeur humain, le developpement de mille choses qu'on n'a pas senties, parcequ'on ne reflechit pas, des tableaux du monde, de la nature, et deux portraits piquants et neufs, Lucienne dans un genre et Mitler dans un autre. Quel chef d'oeuvre, même en français, que les tablettes d'Ottilie! et que de profondeur, et d'attachant, et d'imprévu dans cet ouvrage, où il y a la plus grande superiorité sur ceux des autres nations! — J'espere et Vous aussi surement, Monseigneur, que le Major et Charlotte se consolent un peu à présent, et que s'ils ont des petites fantaisies de part et d'autre, ils se les confient: car c'est là la seule manière d'être heureux en mariage. etc.«

Hierauf folgen einige Honnetetäten für des Autors Persönlichkeit, wie es einem so gewandten Welt- und Hofmanne geziemt. Treffen Sie den Prinzen irgendwo, so sagen Sie ihm etwas Freundliches und Verbindliches in meinem Namen ...

(10. Dez.) G.

1278.

An Kirms.

Die geborne Actrice[1] geht so eben von mir und hat mich in Verwunderung gesetzt. Wäre sie einen Kopf größer, so wäre sie unschätzbar. Wächst sie, so ist viel gewonnen. Bedenken Ew. Wohlgeboren die Sache mit Herrn Rath Kruse, aber im Stillen. Sollte man nicht etwa die Auskunft treffen, wie gestern schon die Rede war, daß man verspräche, ein Jahr eine billige Pension zu bezahlen. Am

[1] Judith Weber.

besten freylich wäre es, wenn Madame Häsler sie zu sich nehmen wollte. Nach Verlauf des Jahres müßte es ganz von Herzoglicher Commission abhängen, ob man sie behalten, entlassen, den Versuch mit ihr fortsetzen, oder sie auf bestimmte Zeit engagiren wolle. Auch dürfte sie die Pension, wo man sie hinthut, ohne Einwilligung der Commission nicht verlassen; kurz wir müßten, wenigstens während der Probezeit, ganz und gar Elternstelle bey ihr vertreten.

Wenn man bedenkt, daß Demoiselle Maaß in Berlin die Jungfrau von Orleans spielt, die nicht größer und eben so dicklich ist; wenn man das außerordentliche Talent bedenkt, das in diesem Kinde steckt, das Gedächtniß, die Gabe, sich in verschiedene Rollen zu versetzen, und daß sie noch unverdorben und ohne falsche Manier ist: so sollte man wohl etwas wagen, aber die Sache abthun, ehe Gegenwirkungen entspringen können. Man ließe sie nachher nicht eher auftreten, als bis man ihr ein paar schickliche Rollen recht eingelernt hätte.

s. m.

Weimar den 14. December 1810. G.

1279.

An den Herzog Carl August.

Die vergangene Nacht, gnädigster Herr, entschuldige mich, wenn ich nicht persönlich aufwarte, und nur mit wenigen Worten meine Empfindungen andeute.

Im verflossenen Jahre verdancke ich Ew. Durchl. ausser manchem andern bedeutenden Guten auch die Erfüllung meines höchsten Wunsches. Möge der Jüngling,[1] der sich

---

[1] August.

nun unter die Ihrigen zählen darf, durch eine lange Reihe von Jahren Zeuge seyn des Glücks, das Sie Sich und andern in einer bedencklichen Zeit zu verschaffen wissen. Seine Gesinnungen gleichen den meinigen, es kann ihm nichts mehr am Herzen liegen, als Ew. Durchlaucht Wohl und Zufriedenheit.

W. d. 1. Jan. 1811.

Goethe.

1280.[1]

An Bettina Brentano.

Du erscheinst von Zeit zu Zeit, liebe Bettine, als ein wohlthätiger Genius, bald persönlich, bald in allerley guten Gaben. Auch diesmal hast du viel Freude angerichtet, wofür dir der schönste Danck von uns allen abgetragen wird. Möge dir es recht wohl ergehen[2] und alles was du gelobest und dir gelobt wird Glück und Segen bringen.

Daß du mit Zeltern[3] dich näher gefunden hast macht mir viel Freude. Du bist vielseitig genug aber auch manchmal ein recht beschränckter Eigensinn, und besonders was die Musick betrifft hast du wunderliche Grillen in deinem Köpfchen erstarren lassen, die mir insofern lieb sind weil sie dein gehören, deswegen ich dich auch keineswegs deshalb meistern noch quälen will.

---

[1] Der letzte erhaltene Brief Goethes an Bettina; im September führte Bettinas Benehmen gegen Christiane eine Entfremdung herbei.

[2] Ein Glückwunsch aus Anlaß von Bettinas im Dezember vollzogener Verlobung mit Arnim.

[3] Zelter berichtete Anfang März 1811 an Goethe: „Bettine hat am Sonntage vor acht Tagen Hochzeit machen wollen. Da hatten beyde einige Kleinigkeiten zu besorgen vergessen; z. E. sich aufbieten zu lassen, eine Wohnung zu miethen, ein Bette anzuschaffen und dergleichen. Darüber muß nun die Sache, ich glaube gar bis nach Fasten, in statu quo bleiben."

Von denen guten Sachen die ich dir verdancke ist schon gar manches einstudirt und wird oft wiederholt. Überhaupt geht unsre kleine musicalische Anstalt diesen Winter recht ruhig und ordentlich fort.

Eine sehr schöne und öfter wiederhohlte Vorstellung des Achille von Pär[1] haben wir auch gehabt. Brizzi von München war vier Wochen hier und jederman war zufrieden.

Von mir kann ich dir wenig sagen als daß ich mich wohl befinde, welches denn auch sehr gut ist. Für lauter Äusserlichkeiten hat sich von innen nichts entwickeln können. Ich dencke das Frühjahr und einige Einsamkeit wird das Beste thun. Ich dancke dir zum schönsten für das Evangelium iuventutis,[2] wovon du mir einige Pericopen gesendet hast, fahre fort von Zeit zu Zeit wie es dir der Geist eingiebt.

Und nun lebe wohl und habe nochmals Danck für die warme Glanzweste. Meine Frau grüßt und danckt zum schönsten. Riemer hat wohl schon selbst geschrieben.

Jena. Wo ich mich auf 14 Tage hinbegeben. d. 11. Jan. 1811. G.

1281.*

An C. F. v. Reinhard.

... Daß meine Pandora in Ihnen den Wunsch erregt hat, sich wieder einmal mit mir zu unterhalten, freut mich sehr. Ich erinnerte mich dabey eines schmeichelnden Vorwurfs, den mir einst ein Jugendfreund[3] machte, indem er sagte:

---

[1] Paers Oper „Achille" war mit Antonio Brizzi in der Titelrolle am 28. November 1810 aufgeführt worden.

[2] Bettinas Berichte nach Frau Ajas Mitteilung über Goethes erste Tage deren ersten sie ihm am 4. November 1810 gesandt hatte, worauf er ihr am 12. November gedankt und sie gebeten hatte: „Laß mich nun bald taufen!"

[3] Merck (Bd. I, S. 159).

Das was Du lebst ist besser als was Du schreibst; und es sollte mir lieb seyn, wenn es noch so wäre. Jenes Werkchen ist freylich etwas laconisch zusammengearbeitet; aber nicht des Buchhändlers sondern meine Schuld ist es, daß Sie nur vier Bogen davon erhalten haben: denn die übrigen sind noch nicht gedruckt, ja noch nicht einmal geschrieben.

Da diese Wintertage sich mehr zur Reflexion als zur Production schicken, so habe ich des Herrn Degerando Histoire comparée des Systèmes de Philosophie[1] gelesen und mich dabey meines Lebens und Denkens von Jugend auf erinnern können. Denn die sämmtlichen möglichen Meinungen gehn uns doch nach und nach, theils historisch, theils productiv durch den Kopf. Bey Lesung dieses Werks begriff ich aufs Neue, was der Verfasser auch sehr deutlich ausspricht: daß die verschiedenen Denkweisen in der Verschiedenheit der Menschen gegründet sind, und eben deshalb eine durchgehende gleichförmige Überzeugung unmöglich ist. Wenn man nun weiß, auf welcher Seite man steht, so hat man schon genug gethan; man ist alsdann ruhig gegen sich und billig gegen andre. Übrigens muß man doch gestehen, daß ein Franzose, wenn er einmal vermitteln will, ein sehr bequemes Organ an seiner Sprache findet. Ich habe mich doch an gewissen Stellen gewundert, wie nahe er an uns Deutsche herantritt, selbst da, wo ihm unsre Denkweise nicht gemäß ist. Die Stelle, die dem Janus bifrons eine so gewaltige Fratze zieht, habe ich auch gefunden und kann ihm keineswegs verargen, daß er darüber empfindlich ist . . .

In meiner Jenaischen Einsamkeit komme ich auch dazu, manche Schriften zu überlesen oder zu überlaufen, die lang vor mir vorbeygerannt sind. Da habe ich denn auch Brandes Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland[2] angesehen, und mir die vergangenen Zustände daraus

---

[1] „Histoire comparée des systèmes philosophiques", Paris 1804.

[2] Erschienen 1808.

wieder vergegenwärtigt. So viel Gutes dieses Büchlein hat und so nützlich man es verarbeiten könnte, so ist es doch äußerst widerborstig gedacht und geschrieben, so daß es einem auch nicht einmal in der Reflexion wohl wird, wo sich denn doch zuletzt alles Verdrießliche des Lebens und Daseyns freundlich auflösen müßte. Hier, wie in so manchen andern Fällen, kommt einem die Empirie, die sich mit der Empirie herumschlägt, ganz lächerlich vor. Es ist immer als sähe man indianische Götter, wo einer zehn Köpfe, der andre hundert Arme, und der dritte tausend Füße hätte, und diese här'ten sich nun mit einander herum, flickten sich am Zeuge wo sie könnten und keiner würde der andern Herr.

Soviel für heute. Der Raum verbietet mehr als ein herzliches Lebewohl zu sagen.

Weimar den 22. Januar 1811. G.

1282.*

An Sartorius.

(4. Februar)

... Vorigen Sommer habe ich mich in Carlsbad ziemlich, in Teplitz trefflich befunden. Ein zwölftägiger Aufenthalt in Dresden hat mir die Würde und Herrlichkeit alter und neuer Kunst wieder recht vor die Augen gebracht. Nach meiner Rückkehr haben wir eine italiänische Oper, Achille von Paer, mit großem Beyfall zu Stande gebracht. Brizzi von München sang die Hauptrolle, und die unsrigen begleiteten ihn musterhaft.

Doch haben wir in diesen Tagen noch einen größern theatralischen Triumph erworben, indem wir den standhaften Prinzen von Calderon nach Schlegels Übersetzung mit all=

gemeiner Theilnahme aufgeführt.[1] Jedermann macht uns das Compliment daß es über alle Erwartung gerathen, und niemand verhehlt seinen Unglauben, den er an dem Glück unsers Unternehmens gehegt hatte.

Beym Theater kommt freylich alles auf eine frische unmittelbare Wirkung an. Man will nicht gern reflectiren, denken, zugeben; sondern man will empfangen und genießen; daher ja auch oft geringere Stücke eine günstigere Aufnahme erleben, als die bessern; und zwar mit Recht. Dießmal aber haben wir ein Stück, das vor nahe 200 Jahren, unter ganz anderm Himmelsstriche für ein ganz anders gebildetes Volk geschrieben ward, so frisch wiedergegeben, als wenn es eben aus der Pfanne käme. Die Theilnahme aller Classen war dieselbe, und ich freue mich darüber gar höchlich, weil meine Mühe und Sorge, die ich auf die Wiederbelebung eines Werks, das ich für höchst vortrefflich halte, seit ein paar Jahren gewendet habe, nunmehr reichlich belohnt sehe.

Von mir habe ich übrigens nicht viel zu sagen. Meine eigenen Sommerwanderungen haben die Wanderjahre Wilhelm Meisters verzögert; jetzt lasse ich an der Hackertschen Biographie drucken und mache mir den Spaß, an meiner eignen zu schreiben. Ich muß aber erst einen guten Theil von mir sehen, bis ich beurtheilen kann, ob dieses Unternehmen zuläßig ist.

Indem über meine Farbenlehre das altum Silentium im gelehrten Publicum fortdauert; so erhalte ich in Privatbriefen sehr angenehme Zeugnisse von stiller Wirkung, besonders von Anregungen durch einzelne Stellen veranlaßt. Wir wollen das alles abwarten. Mein Hauptzweck war, mir selbst möglichst klar, und zuletzt die Sache los zu werden. Beydes habe ich erreicht und das weitere wird nicht ausbleiben. — Nun leben Sie zum schönsten wohl, grüßen Sie mir die lieben Ihrigen und gedenken meiner.

[1] Am 30. Januar.

1283.

An Kirms.

Herr Capellmeister Müller zeigt an, daß der Correpetitor Eilenstein sich vergangenen Montag dergestalt betrunken, daß er in der Esplanade in den Koth gefallen, sich besudelt und im Gesicht beschädigt habe; so sey er ins Orchester gekommen, wo er über die Pauken gestolpert und Skandal verursacht. Er, der Capellmeister, habe ihm von seiner Seite eine solche Aufführung bedrohlich verwiesen; er könne sie jedoch auch Herzogl. Commission um so weniger verschweigen, als Serenissimus von dem Unfug Notiz genommen und den Eilenstein sogleich seiner Stelle zu entlassen gedroht.

Weimar den 15. Februar 1811. G.

1284.*

An Zelter.

Von dem berühmten ersten Sekretär der Londoner Societät, Oldenburg,[1] habe ich gelesen, daß er niemals einen Brief eröffnet, als bis er Feder, Tinte und Papier vor sich gestellt, alsdann aber auch, sogleich nach dem ersten Lesen, seine Antwort aufgesetzt. So habe er eine ungeheure Correspondenz mit Bequemlichkeit bestritten. Hätte ich diese Tugend nachahmen können, so würden sich nicht so viele Menschen über mein Stillschweigen zu beschweren haben. Dießmal aber erregt Ihr lieber angekommner Brief mir eine solche Lust zu antworten, indem er mir die ganze Fülle unsres Sommerlebens wieder vor die Gedanken bringt, daß wo nicht gleich beym ersten Lesen, doch wenig=

[1] Bd. V, S. 199.

stens beym Erwachen des nächsten Morgens, diese Zeilen an Sie gerichtet werden.

Zuvörderst also bedaure ich Sie, daß Sie schreiben müssen, da wo Sie thun und wirken sollten. Die Geschäfte haben sich überall, besonders aber bey euch, seit langer Zeit ins Papier gezogen, und die Geschäftsleute bedenken nicht, daß Acten, vom lateinischen Acta hergeleitet, so viel heißt als Gethanes, und daß also darin keineswegs eingeheftet werden dürfe, was man thun werde oder wolle. Wenn es mir noch manchmal Spaß macht, ein Fascikel selbst zu heften, so ist es nur im Gange einer Sache, die zu ihrem Ende hineilt.

Daß die gute Pandora etwas zaudern würde, wenn sie wieder nach Hause käme, glaubte ich vorauszusehen. Das Leben in Teplitz war zu dieser Arbeit gar zu günstig, und Ihr Sinnen und Trachten darauf so anhaltend und aus dem Ganzen, daß eine Unterbrechung nothwendig auch eine Pause hervorbringen mußte. Doch lassen Sie es nur gut seyn; es ist schon so viel daran gethan, daß das Übrige, bey gelegener Zeit, wohl von selbst hervortreten wird.

Daß Sie ablehnen die Musik zum Faust zu componiren, kann ich Ihnen nicht verargen. Mein Antrag war etwas leichtsinnig, wie das Unternehmen selbst. Das mag denn auch noch ein Jahr lang ruhen: denn ich habe durch die Bemühung, welche mir die Vorstellung des standhaften Prinzen[1] gemacht, ziemlich die Lust erschöpft, die man zu solchen Dingen mitbringen muß. Genanntes Stück ist freylich über alle Erwartung gut ausgefallen, und hat mir und andern viel Vergnügen gemacht . . .

Es ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie die Farbenlehre nicht außer Acht lassen; und daß Sie solche in kleinen

---

[1] Calderons Tragödie war am 11. Januar zum ersten Male aufgeführt worden.

Dosen zu sich nehmen, wird sehr gute Wirkung thun. Ich weiß recht gut, daß meine Art die Sache zu behandeln, so natürlich sie ist, sehr weit von der gewöhnlichen abweicht, und ich kann nicht verlangen, daß Jedermann die Vortheile sogleich gewahr werden und sich zueignen solle. Die Mathematiker sind närrische Kerls, und sind so weit entfernt auch nur zu ahnden, worauf es ankommt, daß man ihnen ihren Dünkel nachsehen muß. Ich bin sehr neugierig auf den ersten, der die Sache einsieht und sich redlich dabey benimmt: denn sie haben doch nicht alle ein Brett vor dem Kopfe, und nicht alle haben bösen Willen. Übrigens wird mir denn doch bey dieser Gelegenheit immer deutlicher, was ich schon lange im Stillen weiß, daß diejenige Cultur, welche die Mathematik dem Geiste giebt, äußerst einseitig und beschränkt ist. Ja, Voltaire erkühnt sich irgendwo zu sagen: j'ai toujours remarqué que la Géometrie laisse l'esprit ou elle le trouve. — Auch hat schon Franklin eine besondre Aversion gegen die Mathematiker, in Absicht auf geselligen Umgang, klar und deutlich ausgedrückt, wo er ihren Kleinigkeits- und Widerspruchsgeist unerträglich findet.

Was die eigentlichen Newtonianer betrifft, so sind sie im Fall der alten Preußen im October 1806. Sie glaubten noch tactisch zu siegen, da sie strategisch lange überwunden waren. Wenn ihnen einmal die Augen aufgehen, werden sie erschrecken, daß ich schon in Naumburg und Leipzig bin, mittlerweile sie noch bey Weimar und Blankenhan herumkröpeln. Jene Schlacht war schon vorher verloren, und so ist es hier auch. Jene Lehre ist schon ausgelöscht, indem die Herren noch glauben, ihren Gegner verachten zu dürfen. Verzeihen Sie mir das Großthun, ich schäme mich dessen so wenig als die Herren sich ihres Kleinthuns . . .

Da ich noch hübsches Papier vor mir sehe, so will ich noch hinzufügen, daß mir dieser Tage etwas sehr erfreu-

liches widerfahren, indem mir von Seiten der Kaiserinn von Östreich Maj. eine schöne goldne Dose, mit einem brillantenen Kranz und dem darin nach allen Buchstaben ausgedruckten Namen Luise, zugestellt worden. Ich weiß, Sie nehmen auch Antheil an diesem Ereigniß, da uns nicht leicht ein so unerwartetes und belebendes Gute begegnet. Nun leben Sie recht wohl, liebe Sonne,[1] und fahren Sie fort zu erwärmen und zu erleuchten.

Weimar den 28. Februar 1811. G.

1285.*

An Zelter.

. . . Möge Ihnen Ihr Thun und Schreiben auf jede Weise gelingen! Wie es Ihnen bey der Singakademie ergeht, seh ich im Bilde. Erziehe man sich nur eine Anzahl Schüler, so erzieht man sich fast ebensoviel Widersacher. Jeder ächte Künstler ist als einer anzusehen, der ein anerkanntes Heilige bewahren und mit Ernst und Bedacht fortpflanzen will. Jedes Jahrhundert aber strebt nach seiner Art ins Seculum, und sucht das Heilige gemein, das Schwere leicht, und das Ernste lustig zu machen; wogegen gar nichts zu sagen wäre, wenn nur nicht darüber Ernst und Spaß zu Grunde gingen. Soviel für dießmal. Lassen Sie mich oft von sich hören, ob wir Sie gleich oft genug hören. Johanna Sebus wird bey unsern musicalischen Sonntagsversammlungen oft genug wiedergefordert und geht charmant; ich könnte hoffen, daß Sie zufrieden seyn würden. Mit Instrumenten haben wir es noch nicht aufgeführt. Eberwein hält sich recht brav; ich wünschte ihm wohl wieder ein Halbjahr das Glück Ihres Umgangs und Unterrichts. Unser Capellmeister Müller hält sein Orchester, sein Chor, sowie die Solosänger

[1] „Gesund bin ich wie eine Sonne", hatte Zelter geschrieben.

recht gut zusammen, und wir sind wirklich an musicalischen Genüssen diesen Winter wohlhäbig gewesen. Und somit leben Sie von Herzen wohl. Ich bin mit allerley Dingen beschäftigt und mache mich im Stillen so sachte los, daß ich wieder meine Sommerreise bald antreten kann.

Weimar den 18. März 1811. G.

1286.

An das Herzogl. S.-Weimarische Polizeicollegium.

(März.)

Ganz gehorsamstes Promemoria.

Nach der älteren, erst vor kurzem unter dem 26. Februar erneuerten Polizeyverordnung, welche den Herrschaften zur Pflicht macht, die Dienstboten nicht blos mit allgemeinen und unbedeutenden Attestaten zu entlassen, sondern darin gewissenhaft ihr Gutes und ihre Mängel auseinanderzusetzen, habe ich der Charlotte Hoyer, welche als Köchinn bey mir in Diensten gestanden, als einer der boshaftesten und incorrigibelsten Personen, die mir je vorgekommen, ein, wie die Beylage ausweist, freylich nicht sehr empfehlendes Zeugniß bey ihrem Abschiede eingehändigt.

Dieselbe hat sogleich ihre Tücke und Bosheit noch dadurch im Übermaaß bewiesen, daß sie das Blatt, worauf auch ihrer ersten Herrschaft Zeugniß gestanden, zerrissen und die Fetzen davon im Hause herumgestreut; welche zum unmittelbaren Beweis gleichfalls hier angefügt sind.

Ein solches gegen die Gesetze wie gegen die Herrschaften gleich respectwidriges Benehmen, wodurch die Absichten eines hohen Polizeycollegii sowohl, als der gute Wille der Einzelnen

den vorhandenen Gesetzen und Anordnungen nachzukommen, fruchtlos gemacht werden, habe nicht verfehlen wollen, sogleich hiermit schuldigst anzuzeigen und die Ahndung einer solchen Verwegenheit einsichtsvollem Ermessen anheim zu geben; wobey ich noch zu erwähnen für nöthig erachte, daß es die Absicht gedachter Hoyer war, in die Dienste des hiesigen Hofschauspieler Wolff zu treten.

(Beilage.)

Charlotte Hoyer hat zwey Jahre in meinem Hause gedient. Für eine Köchinn kann sie gelten, und ist zu Zeiten folgsam, höflich, sogar einschmeichelnd. Allein durch die Ungleichheit ihres Betragens hat sie sich zuletzt ganz unerträglich gemacht. Gewöhnlich beliebt es ihr nur nach eignem Willen zu handeln und zu kochen; sie zeigt sich widerspenstig, zudringlich, grob, und sucht diejenigen die ihr zu befehlen haben, auf alle Weise zu ermüden. Unruhig und tückisch verhetzt sie ihre Mitdienenden und macht ihnen, wenn sie nicht mit ihr halten, das Leben sauer. Außer andern verwandten Untugenden hat sie noch die, daß sie an den Thüren horcht. Welches alles man, nach der erneuten Polizeyordnung, hiermit ohne Rückhalt bezeugen wollen.

1287.*

An C. F. v. Reinhard.

Weimar den 8. May 1811.

Die schöne und geschickte Harfenspielerinn[1] hat auch bey uns viel Sensation gemacht und ist von mir um Ihres Briefs willen, mein verehrter Freund, wohl aufgenommen

---

[1] „Demoiselle Longhi von Neapel“.

und mit einem ähnlichen Empfehlungsschreiben nach Leipzig[1] verabschiedet worden. Gegenwärtig ist ein interessanter junger Mann bey uns, dessen Bekanntschaft ich Ihnen gleichfalls verdanke, Sulpiz Boisserée, der mir sehr wohl gefällt und mit dem ich auch ganz gut zurecht komme.

Denn ein bedeutendes Individuum weiß uns immer für sich einzunehmen, und wenn wir seine Vorzüge anerkennen, so lassen wir das, was wir an ihm problematisch finden, auf sich beruhen; ja was uns an Gesinnungen und Meynungen desselben nicht ganz gemäß ist, ist uns wenigstens nicht zuwider: denn jeder Einzelne muß ja in seiner Eigenthümlichkeit betrachtet werden und man hat neben seinem Naturell auch noch seine frühern Umgebungen, seine Bildungsgelegenheiten und die Stufen auf denen er gegenwärtig steht, in Anschlag zu bringen. So geht es mir mit diesem, und ich denke, wir wollen in Frieden scheiden.

Überhaupt, wenn man mit der Welt nicht ganz fremd werden will, so muß man die jungen Leute gelten lassen für das was sie sind, und muß es wenigstens mit einigen halten, damit man erfahre was die übrigen treiben. Boisserée hat mir ein halb Dutzend Federzeichnungen von einem jungen Mann Namens Cornelius,[2] der sonst in Düsseldorf lebte, und sich jetzt in Frankfurt aufhält, und mit dem ich früher durch unsere Ausstellungen bekannt geworden, mitgebracht, die wirklich verwundersam sind. Es sind Scenen nach meinem Faust gebildet. Nun hat sich dieser junge Mann ganz in die alte deutsche Art und Weise vertieft, die denn zu den Faustischen Zuständen ganz gut passt, und hat sehr geistreiche gutgedachte, ja oft unübertrefflich glückliche Einfälle zu Tage gefördert, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er es noch weiter bringen wird, wenn er nur erst die Stufen gewahr werden kann, die noch über ihm liegen . . . G.

---

[1] An Rochlitz.

[2] Peter Cornelius (1783—1867).

1288.

An Peter Cornelius.

Die von Herrn Boisserée mir überbrachten Zeichnungen haben mir auf eine sehr angenehme Weise dargethan, welche Fortschritte Sie, mein werther Herr Cornelius, gemacht, seitdem ich nichts von Ihren Arbeiten gesehen. Die Momente sind gut gewählt, und die Darstellung derselben glücklich gedacht, und die geistreiche Behandlung sowohl im Ganzen als Einzelnen muß Bewunderung erregen.

Da Sie sich in eine Welt versetzt haben, die Sie nie mit Augen gesehen, sondern mit der Sie nur durch Nachbildungen aus früherer Zeit bekannt geworden, so ist es sehr merkwürdig, wie Sie sich darin so einheimisch finden, nicht allein was das Costüm und sonstige Äußerlichkeiten betrifft, sondern auch der Denkweise nach; und es ist keine Frage, daß Sie, je länger Sie auf diesem Wege fortfahren, sich in diesem Elemente immer freyer bewegen werden.

Nur vor einem Nachtheile nehmen Sie sich in Acht: die deutsche Kunstwelt des 16. Jahrhunderts, die Ihren Arbeiten als eine zweyte Naturwelt zum Grunde liegt, kann in sich nicht für vollkommen gehalten werden. Sie ging ihrer Entwicklung entgegen, die sie aber niemals, so wie es der transalpinischen glückte, völlig erreicht hat. Indem Sie also Ihren Wahrheitssinn immer gewähren lassen; so üben Sie zugleich an den vollkommensten Dingen der alten und neuen Kunst den Sinn für Großheit und Schönheit, für welchen die trefflichsten Anlagen sich in Ihren gegenwärtigen Zeichnungen schon deutlich zeigen.

Zunächst würde ich Ihnen rathen, die Ihnen gewiß schon bekannten Steinabdrücke des in München befindlichen Erbauungsbuches so fleißig als möglich zu studiren, weil, nach meiner Überzeugung, Albrecht Dürer sich nirgends so frey, so geistreich, groß und schön bewiesen, als in diesen gleichsam extemporirten Blättern. Lassen Sie ja die gleichzeitigen Italiäner, nach welchen Sie die trefflichsten Kupferstiche in jeder einigermaßen bedeutenden Sammlung finden, sich empfohlen seyn; und so werden sich Sinn und Gefühl immer glücklicher entwickeln, und Sie werden im Großen und Schönen das Bedeutende und Natürliche mit Bequemlichkeit auflösen und darstellen.

Daß die Reinlichkeit und Leichtigkeit Ihrer Feder und die große Gewandtheit im Technischen die Bewunderung aller derer erregt, welche Ihre Blätter sehen, darf ich wohl kaum erwähnen. Fahren Sie fort auf diesem Wege alle Liebhaber zu erfreuen, mich aber besonders, der ich durch meine Dichtung Sie angeregt, Ihre Einbildungskraft in diese Regionen hinzuwenden und darin so musterhaft zu verharren.

Herrn Boisserées Neigung, die Gebäude jener würdigen Zeit herzustellen und uns vor Augen zu bringen, trifft so schön mit Ihrer Sinnesart zusammen, daß es mich höchlich freuen muß, die Bemühungen dieses verdienten jungen Mannes zugleich mit den Ihrigen in meinem Hause zu besitzen. Wie Ihnen Ihre Blätter wieder zukommen sollen, werde ich mit Herrn Boisserée abreden.

Leben Sie recht wohl und lassen, nach einer so langen Pause, bälder wieder etwas von sich hören.

Weimar den 8. May 1811.

Goethe.

1289.*

An C. F. v. Reinhard.

Ihr lieber Brief, mein verehrter Freund, ward mir nach Carlsbad gebracht. Den an Herrn Boisserée habe ich sogleich wieder zurück an Bertuch geschickt, welcher ihn wohl zu besorgen nicht ermangeln wird.

Mit Herrn Sulpice[1] selbst habe ich mich sehr wohl vertragen. Mit tüchtigen Menschen fährt man immer besser gegenwärtig als abwesend: denn sie kehren entfernt meistentheils die Seite hervor die uns entgegensteht; in der Nähe jedoch findet sich bald, inwiefern man sich vereinigen kann. Ich habe ihn in allen Dingen, die ihn interessiren, sehr gut begründet gefunden, und ich glaube ihn, was die Geschichte der Architectur und Malerey betrifft, auf dem rechten Wege; und sowie man Niemanden der für seine Stadt oder sein Vaterland wirken will, einen ausschließenden Patriotismus für diese verargen darf, so wenig konnte es mir zuwider seyn, einen jungen thätigen Mann vor allen andern Dingen sich mit der vaterländischen Kunst beschäftigen zu sehen. Ich gestehe gern, daß in seinem Umgang sich eine für mich schon verblichne Seite der Vergangenheit wieder aufgefrischt, daß ich manches durch ihn erfahren, und daß ich seine Behandlungsart gar wohl zu billigen Ursach habe. Überhaupt hat er auch bey uns, sowohl bey Hofe als in der Stadt, durch seine Zeichnungen und durch seine Persönlichkeit sehr guten Eindruck gemacht. Daß er mir als ein natürlicher, gebildeter und einsichtiger Mensch

---

[1] Von Sulpiz Boisserées Anwesenheit in Weimar berichtet Goethes Tagebuch vom 4.—12. Mai.

sehr wohl gethan, brauch' ich kaum zu sagen; aber das will ich noch hinzufügen, daß er als Catholik mir sehr wohl gefallen hat; ja ich hätte gewünscht noch genauer einzusehen, wie gewisse Dinge bey ihm zusammenhangen. Haben Sie also Dank, daß Sie mir einen so hübschen Mann zugewiesen. Ich kann vermuthen, daß er Ihnen auch seinerseits von dem Aufenthalte in Weimar sprechen wird, und Sie werden alsdann gar leicht übersehen, inwiefern die beyden Hälften an einander passen . . .

Für dießmal leben Sie recht wohl! Ein Brief nach Carlsbad bey den drey Mohren findet mich oder folgt mir, wohin ich auch gehen möge.

Wohl zu leben wünscht
Carlsbad d. 8. Juni 1811. G.

1290.

An den Kreishauptmann J. v. Weyhrother.

(Carlsbad 22. Juni.)

Ganz gehorsamstes Promemoria.

Gestern, als am 21. dieses, fuhr ich mit den Meinigen[1] nach Schlackenwalde. Es waren unser vier, wir kehrten zum rothen Ochsen ein, und genossen, nachdem wir die Werke besehen, ein Mittagessen, mit dessen Detail ich weder beschwerlich seyn, noch dessen Werth allzusehr herabsetzen will. Genug, man that ihm sehr viel Ehre an, wenn man den Preis desselben dem der Picknicks auf dem Posthofe gleichstellen und die Person auf 9 bis 10 Gulden anschlagen mochte. Der Wirth jedoch verlangte 66 Gulden

---

[1] Mit Christiane, Caroline Ulrich und Riemer.

und für den Kutscher 10 Gulden, zusammen also 76 Gulden. Ich verweigerte die Zahlung und äußerte, daß ich diesen Vorfall des Herrn Kreishauptmanns Hochwohlgebornen anzeigen würde; welches hierdurch, mit Beylage der 76 Gulden, gehorsamst bewirkt wird. Es ist hiebey zu bemerken, daß nichts als das bloße Mittagsessen und weder Frühstück, noch Wein, noch Caffee genossen worden. Der Kutscher erhielt für sich geringe Kost und hatte seinen Hafer bey sich.

Unterzeichneter bittet um Vergebung, wenn er mit dieser anscheinenden Kleinigkeit beschwerlich fällt.[1] Aber es ist in diesen Tagen schon öfters zur Sprache gekommen, daß Gesellschaften, welche durch die schönen Wege, die herrlichen Naturgegenstände und das gute Wetter auswärts gelockt worden, mit Verdruß über ganz unerwartete Zechen nach Hause gekehrt, und ihre gehoffte und genossene Freude vergällt worden.

Eine hohe Behörde wird auch ohne mein Mitwirken einem solchen immer mehr um sich greifenden Übel abzuhelfen wissen. Doch füge ich einen mir ausführbar scheinenden Vorschlag[2] hier bey, in keiner andern Absicht, als um zu zeigen, wie sehr ich wünsche, daß Carlsbad, dem ich so viel schuldig bin, bey seinem bisherigen guten Ruf von billiger Behandlung erhalten werde.

---

[1] Der Wirtshauspächter „Zum roten Ochsen" wurde vom Kreishauptmann zu einer Strafe von 10 Gulden und zur Herabsetzung seiner Forderung auf 41 Gulden 20 Kreuzer verurteilt. — Zu berücksichtigen ist bei der ganzen Angelegenheit der damals sehr niedrige Stand des österreichischen Papiergeldes.

[2] Goethe schlägt in einer besonderen Beilage vor, eine hohe Behörde solle den „Gastgebern in der Nachbarschaft die Verpflichtung auferlegen, mit Personen, welche entweder vorher Bestellung machen, oder welche geradezu anfahren, einen bestimmten Accord zu treffen über den Preis dessen, was man von ihnen verlange, es sey nun an Frühstück, Mittagessen, Wein, Caffee und dergleichen. Oder auch, wenn Gäste, wie hier öfters zu geschehen pflegt, etwas mitbringen, für das Absteige-Zimmer, allenfalls den Gebrauch der Küche und sonstiges."

1291.

An Ludwig van Beethoven.[1]

(Carlsbad 25. Juni.)

Ihr freundliches Schreiben,[2] mein werthgeschätztester Herr, habe ich durch Herrn von Oliva[3] zu meinem großen Vergnügen erhalten. Für die darin ausgedrückten Gesinnungen bin ich von Herzen dankbar und kann versichern, daß ich sie aufrichtig erwiedre: denn ich habe niemals etwas von Ihren Arbeiten durch geschickte Künstler und Liebhaber vortragen hören, ohne daß ich gewünscht hätte Sie selbst einmal am Clavier zu bewundern und mich an Ihrem außerordentlichen Talent zu ergetzen. Die gute Bettine Brentano verdient wohl die Theilnahme, welche Sie ihr bewiesen haben. Sie spricht mit Entzücken und der lebhaftesten Neigung von Ihnen, und rechnet die Stunden, die sie mit Ihnen zugebracht, unter die glücklichsten ihres Lebens.

---

[1] Beethoven (1770—1827) hatte 1809/10 seine Musik zu „Egmont“ komponiert. An Breitkopf und Härtel hatte Beethoven am „21. Sommermonath 1810“ über den „Egmont“ geschrieben: „ich habe ihn bloß aus Liebe zum Dichter geschrieben, und habe auch um dieses zu zwingen nichts dafür von der Theaterdirection genommen, welches sie auch angenommen.“

[2] Beethoven hatte ihm am 12. April aus Wien geschrieben: „Euer Excellenz! Nur einen Augenblick Zeit gewährt mir die dringende Gelegenheit, indem sich ein Freund von mir, ein großer Verehrer von Ihnen (wie auch ich), von hier so schnell entfernt, Ihnen für die lange Zeit, daß ich Sie kenne (denn seit meiner Kindheit kenne ich Sie) zu danken — das ist so wenig für so viel — Bettine Brentano hat mich versichert daß Sie mich gütig ja sogar freundschaftlich aufnehmen würden, wie könnte ich aber an eine solche Aufnahme denken, indem ich nur im stande bin, Ihnen mit der größten Ehrerbietung, mit einem Unaussprechlichen tiefen Gefühl für Ihre herrlichen Schöpfungen zu nahen — Sie werden nächstens die Musik zu Egmont von Leipzig durch Breitkopf und Hertel erhalten, diesen herrlichen Egmont, den ich, indem ich ihn ebenso warm als ich ihn gelesen, wieder durch Sie gedacht, gefühlt und in Musick gegeben habe — ich wünsche sehr Ihr Urtheil darüber zu wißen, auch der Tadel wird für mich und meine Kunst ersprießlich seyn, und so gern wie das größte Lob aufgenommen werden — Euer Exzellenz Großer Verehrer Ludwig van Beethoven.

[3] Aus Wien; er hatte am 3. Mai Beethovens Brief überbracht.

Die mir zugedachte Musik zu Egmont werde ich wohl finden, wenn ich nach Hause komme, und bin schon im Voraus dankbar: denn ich habe derselben bereits von mehrern rühmlich erwähnen hören; und gedenke sie auf unserm Theater zu Begleitung des gedachten Stückes diesen Winter geben zu können, wodurch ich sowohl mir selbst, als Ihren zahlreichen Verehrern in unserer Gegend einen großen Genuß zu bereiten hoffe. Am meisten aber wünsche ich Herrn von Oliva recht verstanden zu haben, der uns Hoffnung machte, daß Sie auf einer vorhabenden Reise Weimar wohl besuchen könnten. Möchte es doch zu einer Zeit geschehen, wo sowohl der Hof als das sämmtliche musikliebende Publicum versammelt ist. Gewiß würden Sie eine Ihrer Verdienste und Gesinnungen würdige Aufnahme finden. Niemand aber kann dabey mehr interessirt seyn als ich, der ich mit dem Wunsche recht wohl zu leben, mich Ihrem geneigten Andenken empfehle und für so vieles Gute, was mir durch Sie schon geworden, den aufrichtigsten Dank abstatte.

1292.*

An Zelter.

. . . So möge Ihnen denn auch auf irgend eine Weise belohnt werden, was Sie an der Pandora thun. Wenn ich den Antheil hätte voraus sehen können, den Sie an dieser Arbeit nehmen; so hätte ich den Gegenstand anders behandelt und ihm das Refractaire, was er jetzt für die Musik und für die Vorstellung hat, zu benehmen gesucht. Nun ist es aber nicht anders. Fahren Sie fort, wie es Ihnen gemüthlich ist, und ich will sehen, ob ich an die Ausführung des zweyten Theils kommen kann. Ausgedacht und schematisirt

ist alles. Allein die Gestalten selbst sind mir etwas in die Ferne getreten und ich verwundre mich wohl gar über die Titanischen Gestalten, wenn ich in den Fall komme, wie mir gestern geschah, etwas daraus vorzulesen.

Mögen Sie auf Ihrem Wege nach Schlesien alle harmonischen Geister begleiten und Ihr thätiges Ausharren durch geziemende Wirkungen belohnt werden: denn wahrhaftig, wenn man bedenkt, wie wenig die Welt Ihrem schönen und edlen Thun geantwortet hat, so darf man es wohl unziemlich nennen. Auf Ihrem gehofften Rückweg durch Böhmen finden Sie mich freylich nicht. Die vier letzten Monate, ja die fünf des Jahrs versprechen für Weimar sehr lebhaft und, wills Gott, glücklich zu seyn. Im August erwarten wir die Niederkunft der Hoheit;[1] im September Iffland's, und im October Brizzi's Wiederkunft. Leider komme ich mir in allen diesen Fällen wie eine Doppelherme vor, von welcher die eine Maske dem Prometheus, die andre dem Epimetheus ähnlicht, und von welchen keiner, wegen des ewigen Vor und Nach, im Augenblick zum Lächeln kommen kann.

Carlsbad ist jetzt belebt genug. Für dießmal hat es für mich eine eigene Physiognomie gehabt. Weil meine Frau hieherkam[2] und die Equipage bey sich hatte, dadurch bin ich ins Freyere und Weitre gelangt, mehr als die letztern Jahre, und habe mich auch an der Gegend und an ihrem Inhalt wieder frisch ergetzt, weil ich sie mit frischen Personen, die über gar manches in ein billiges Erstaunen geriethen und sich sehr wohl gefielen, durchwandern konnte ...

Carlsbad den 26. Juny 1811. G.

---

[1] Die Niederkunft der Erbprinzessin Maria Paulowna erfolgte am 30. September; die an diesem Tage geborene Prinzessin erhielt den Namen Augusta. Es ist die spätere erste deutsche Kaiserin.

[2] Am 29. Mai.

1293.

An C. G. Körner.[1]

Von Carlsbad bin ich dießmal mit schwerem Herzen abgereist, da mir, werthester Freund, Ihre nahe Ankunft gemeldet war; allein der peremptorische Termin, der mich aus meinem Quartiere trieb, war erschienen, und ich mußte wohl Platz machen.

Dagegen hat mich Frau Hofrath Schiller mit dem biographischen Aufsatz[2] desto mehr erfreut. Mir scheint diese schwere Aufgabe sehr gut gelöst. Die ganze Lebensreihe unsres verewigten Freundes entfaltet sich leicht und angenehm vor dem Gemüthe, und es ist sehr glücklich, daß Sie ihn meistens konnten selbst reden lassen. Das heitre Bewußtseyn, wie er mit freyen Zügen seine jedesmaligen Zustände schildert, ist wirklich erquickend und aufregend, und es wäre dem nächsten Freunde und genausten Beobachter nicht möglich, ihn so angemessen darzustellen, als er es hier selbst thut. Ich wüßte nichts hinzu zu setzen noch davon zu thun: es ist alles so hübsch aus Einem Gusse, fließt gemächlich vor sich hin und nimmt uns zur Theilnahme mit sich fort. Haben Sie von meiner Seite recht vielen Dank. Komme ich je an die Schilderung meines Verhältnisses zu ihm, so finde ich in diesem Ihren Aufsatze den schönsten Anlaß zu einer weitern Ausführung von manchem das hier nur mit leichten aber doch so sichren Umrissen angegeben ist.

Auch bey der Ordnung, die Sie gewählt haben, um die Werke unsres trefflichen Freundes darnach herauszugeben, wüßte ich nichts zu erinnern. Da die Arbeiten desselben

[1] Bd. IV, S. 96.
[2] „Schillers Lebensbeschreibung" von Körner.

so in einander greifen, indem er meist nur durch innern Anlaß dazu angetrieben wurde; so läßt sich eine solche chronologische Ordnung gar wohl denken, und es wird gewiß durch Ihre Bemühung dieser Zusammenhang recht deutlich hervorgehen.[1]

Wie leid thut es mir, daß ich nicht mündlich über das Einzelne noch manches von Ihnen erfahren können.

Meine Frau rechnet es unter die vorzüglich glücklichen Ereignisse dieses Sommers, Sie und die lieben Ihrigen in Carlsbad kennen gelernt zu haben. Wir empfehlen uns beyde zum schönsten und hoffen nichts so sehr, als einmal in dem schönen Dresden einen Besuch abzustatten, oder Sie hier bey irgend einem günstigen Anlaß in Weimar zu sehen. Leben Sie recht wohl und erhalten mir ein freundschaftliches Andenken.

Weimar den 4. August 1811. Goethe.

1294.

An Rochlitz.[2]

Ew. Wohlgebornen

sind versichert, daß es mir sehr leid gethan hat, Sie bey Ihrer Durchreise nicht begrüßen zu können. Sich einmal wieder anzutreffen und über manches auszureden, giebt auf mehrere Jahre ein wo nicht besseres doch gewiß entschiedeneres

---

[1] Körners Plan der Ausgabe von Schillers Werken in 12 Bänden verteilt der chronologischen Ordnung wegen die Gedichte auf 3 Bände: Band 1 gibt „Gedichte aus der Anthologie"; Band 3 „Gedichte der 2. Periode"; Band 9 „Gedichte der 3. Periode", entsprechend der Dreiteilung, die er für sämtliche Schriften Schillers aufstellte. Diese Verteilung der Gedichte auf drei Perioden ist von späteren Herausgebern beibehalten worden; erst die jetzt bei Cotta erscheinende Säkularausgabe geht auf die von Schiller selbst letztwillig bestimmte Anordnung nach stofflichen Rücksichten zurück.

[2] In Leipzig (Bd. V, Brief 960).

und klareres Verhältniß. Indessen will ich mich durch die Sicherheit Ihrer Neigung und Ihres Wohlwollens trösten.

Wenn Sie wünschen, daß ich dem braven Freyherrn von Truchseß[1] meine Bearbeitung des Götz für das Theater mittheilen möge; so will ich deshalb mein Bedenken eröffnen. Er hat an dem Stücke, wie es zuerst herausgegeben worden, so vielen und warmen Antheil genommen, ja sich gewissermaßen selbst in die Person des alten biedern Helden versetzt,[2] daß es ihm gewiß nicht angenehm seyn würde, nunmehr manches ausgelassen, umgestellt, verändert, ja in einem ganz andern Sinne behandelt zu sehen.

Eigentlich kann diese Umarbeitung nur durch den theatralischen Zweck entschuldigt werden, und kann auch nur insofern gelten, als durch die sinnliche Gegenwart der Bühne und des Schauspiels dasjenige ersetzt wird, was dem Stücke von einer andern Seite entzogen werden mußte. Da ich also überzeugt bin, daß beym Lesen Niemand leicht die neue Arbeit billigen werde, weil nicht zu verlangen ist, daß der Lesende die mangelnde Darstellung sich vollkommen supplire; so habe ich bisher gezaudert diese Bearbeitung drucken zu lassen, ja selbst meine nächsten hiesigen Freunde, die das Manuscript zu sehen verlangt, an die Vorstellung gewiesen, von der sie denn nicht ganz unzufrieden zurückkehrten.

Ich bin überzeugt, daß Ew. Wohlgebornen sowohl als der würdige Truchseß-Götz, es nicht misbilligen, wenn ich diesen meinen Gründen soviel Gewicht gebe, um die gewünschte Mittheilung abzulehnen. Verzeihen Sie daher, und erhalten mir ein freundliches Andenken.

Ein etwas wunderliches biographisches Bändchen[3] erhalten Sie zu Michael. Wilhelm Meisters Wanderjahre durch-

---

[1] Freiherr Christian Truchseß v. Wetzhausen auf Bettenburg.
[2] Im Tagebuch von 1801 nennt Goethe ihn „Ritter Götz".
[3] „Philipp Hackert".

zuführen haben mich meine eigenen Wanderungen abgehalten. Bey jenem Büchelchen aber bitte ich Sie sich zu überzeugen, daß Sie unter diejenigen gehören, für die ich es schreibe. Mit entfernten Freunden und Geistesverwandten mich zu unterhalten ist dabey meine einzige Absicht: denn diese sind es ja eigentlich nur, die man zu Zeugen seines vergangenen Lebens und Treibens, und zur Theilnahme am gegenwärtigen aufrufen kann.

Weimar den 11. September 1811.

Ew. Wohlgeb. wahrhaft zugethaner Goethe.

1295.*

An F. A. Wolf.

Da man eine Gelegenheit die sich darbietet, ein langes Schweigen zu unterbrechen, ja nicht aus der Hand lassen soll, so will ich einem jungen Manne der nach Berlin geht, ein Empfehlungs Schreiben an Sie, verehrter Freund, nicht versagen. Sein Name ist Schopenhauer,[1] seine Mutter die Frau Hofrath Schopenhauer, welche sich schon mehrere Jahre bey uns aufhält. Er hat eine Zeit lang in Göttingen studirt, und soviel ich mehr durch andere als durch mich selbst weiß, hat er sichs Ernst seyn lassen. In seinen Studien und Beschäftigungen scheint er einige Mal variirt zu haben. In welchem Fach und wie weit er es gebracht, werden Sie sehr leicht beurtheilen, wenn Sie ihm, sofern er es verdient, die Erlaubniß ertheilen wollen, Sie wieder zu sehen ...

Was ich treibe, ist immer ein offenbares Geheimniß. Es freut mich, daß meine Farbenlehre als Zankapfel die

[1] Arthur Schopenhauer (1788—1860).

gute Wirkung thut. Meine Gegner schmatzen daran herum, wie Karpfen an einem großen Apfel den man ihnen in den Teich wirft. Diese Herren mögen sich gebärden, wie sie wollen, so bringen sie wenigstens dieses Buch nicht aus der Geschichte der Physik heraus. Mehr verlang' ich nicht; es mag übrigens, jetzt oder künftig, wirken was es kann.

Zu Michaelis werden Sie mich auf einem wunderlichen Unternehmen[1] ertappen. Ich sage davon weiter nichts, als daß ich's der Zeit ganz gemäß halte, das Faß[2] in dem man gewohnt, auf und abzurollen, damit man nicht müßig zu sein scheine.

Aber warum ziehen Ihre Wolken[3] nicht über uns her? Sind sie auch so hartnäckig, wie die Wolken des physischen Himmels, die uns ihre erquickliche Gegenwart so lange entzogen? Wir hoffen darauf von einem Tage zum andern: lassen Sie uns nicht länger schmachten.

Überhaupt wäre es recht schön und freundlich, wenn Sie die gegenwärtige Anregung nicht verklingen ließen, und mir einige Nachricht gäben, wie Sie sich befunden, und was Sie auf Reisen und zu Hause merkwürdiges erlebt, auch was Ihre Universität für Hoffnungen giebt. Gar oft wünsche ich nur einige Tage vertraulichen Umgangs, um mich sowohl im Leben als im Wissen, wie sonst, wieder einmal gefördert zu sehen. Möge ich doch immer das Beste von Ihnen vernehmen. Was mich betrifft, so kann ich wohl sagen, daß meine körperlichen Zustände mich nicht hindern nach meiner Art thätig zu seyn und den mäßigen Forderungen Genüge zu leisten, die ich und andre an mich machen.

---

[1] „Philipp Hackert".

[2] Vergl. das Gedicht „Genialisches Treiben" („So wälz' ich ohne Unterlaß, wie Sankt Diogenes, mein Faß" ꝛc.).

[3] Die „Wolken" des Aristophanes in Wolfs Uebersetzung. (Berlin 1811.) Am 21. Juli 1810 hatte Wolf seine Uebersetzung Goethe in Karlsbad vorgelesen.

Unser guter Wieland hat einen großen Unfall erlebt, wie Sie werden vernommen haben. Durch den Sturz eines Wagens ist er, und noch mehr seine jüngere Tochter, beschädigt worden. Beyde befinden sich jedoch leidlich, und er, bey seinen Jahren,[1] über alle Erwartung. Der Fall an sich und die ihn begleitenden Umstände haben uns alle höchlich geschmerzt.

Nun, zum Ersatz, lassen Sie mich nicht lange ohne Nachricht, daß Sie sich vortrefflich befinden.

Weimar den 28. September 1811. G.

1296.

An Cotta.

Ew. Wohlgeb.

freundliches Schreiben[2] wünschte am liebsten mündlich zu beantworten, weil dasjenige was mich beunruhigt alsdann wohl in kurzem abgethan seyn würde. Ich versuche jedoch meine Ansicht zu concentriren und empfehle sie einer günstigen Beherzigung.

Als Ew. Wohlgeb. im Jahre 1805 Sich, ausser der Hauptausgabe, noch einen Abdruck in Taschenformat vorbehielten, trug ich um so weniger Bedencken einzuwilligen, als ich mir denselben von jener verschieden dachte, wie ohngefähr der kleine Faust[3] einen Maasstab zu geben schien, wobey ich voraussetzte daß beyde Abdrücke wo nicht gleichzeitig hervortreten, doch kurz auf einander folgen würden. Wenn sich nun die Sache verzögerte und vor anderthalb Jahren eine Ankündigung des zweyten Abdrucks

[1] Er war damals 78 Jahre alt.
[2] Vom 1. Oktober.
[3] Die Sedezausgabe von 1808.

erschien; so glaubte ich um so weniger etwas dabey erinnern zu können, als noch genugsame Zeit vorhanden und ich Ew. Wohlgeb. so manches schuldig geworden, was mich zu einer lebhaften Danckbarkeit aufrief.

Sollte aber jetzt, kurz vor Ablauf des contracktlichen Termins, eine neue, der ersten fast gleiche Auflage,[1] für geringen Preis ins Publicum gespendet werden; so sehe ich eine vorbereitete, korreckte und vollständige Ausgabe meiner Wercke, welche doch auch noch erleben möchte, ins Unbestimmte hinaus gerückt, besonders wenn ich den vorhandenen Nachdruck und die Unbilden der Zeit bedencke.

Diese meine Verlegenheit wird noch dadurch vermehrt, daß die Meinigen, denen ich, in Betracht der Vergänglichkeit eines menschlichen Individuums, von meinen oekonomischen Verhältnissen Notiz zu geben gewohnt bin, dieses Ereigniß mit einer besondern Ombrage betrachten, welche zu mildern ich mich nicht im Stande sehe. Vielleicht entspringen diese Besorgnisse aus einer Unkenntniß des Handelsganges und würden bey mündlicher wechselseitiger Erklärung wohl gehoben werden können.

Ich habe geglaubt unserm schönen vertraulichen Verhältnisse schuldig zu seyn Ew. Wohlgeb. diesen Anstos zu eröffnen und ich will nicht läugnen daß ich jene vorgeschlagne vorzurückende neue Ausgabe, als ein Ausgleichungsmittel dachte, wobey die Ihnen noch zustehenden zwey Jahre auf irgend eine beliebige, billige Weise in Betracht kommen müßten.

Überzeugen Sich Ew. Wohlgeb. daß mir in diesem Augenblicke alles vor der Seele schwebt was ich Ihnen

---

[1] Cotta hatte in seinem Briefe eine „Hand-Ausgabe in klein Oktav" als einen Abdruck der Oktav-Ausgabe vorgeschlagen und bemerkt: „Mit dieser Ausgabe würde ich zureichen bis die in unserm Contract festgesetzte Zeit abgeloffen seyn wird. Jetzt schon an eine complete Ausgabe zu denken, scheint mir nicht räthlich."

seit soviel Jahren angenehmes, gutes und vortheilhaftes verdancke und eben deswegen mit unbegränztem Vertrauen die Zweifel eröffne die mich beunruhigen. Ich empfehle die Angelegenheit und mich Ihren freundschaftlichen Gesinnungen.

W. d. 14. Octbr. 1811. Goethe.

1297.*

An Passow.[1]

... Über den neuen, mir mitgetheilten Plan wünschte ich mich mit Ihnen und Ihrem werthen Herrn Collegen,[2] dem ich mich bestens empfehle, mündlich unterhalten zu können, weil es schwer ist, schriftlich, kurz und klar über solche Gegenstände sich auszudrücken, um so mehr als meine Gesinnung mit der Denkweise der Zeit gerade in Opposition steht. Ich habe es immer für ein Übel, ja für ein Unglück gehalten, welches in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mehr und mehr überhand nahm, daß man zwischen Exoterischem und Esoterischem keinen Unterschied mehr machte, daß man die Grundsätze und Maximen, nach welchen man lehrt und handelt, früher als die Lehre und das Handeln selbst öffentlich werden läßt, da doch sowohl das Beyspiel der ältern Weisen als die Erfahrungen an dem neuern Thun und Treiben uns hätten aufmerksam machen sollen, daß man seinen Zweck vernichtet, indem man ihn voraussagt, daß eine Handlung, wenn sie glückt, nicht contestirt wird, wohl aber nichts mehr Widerspruch erleidet

[1] Der Philologe Franz L. K. Passow (1786—1833) hatte Goethe seine Schrift über die Neuorganisation des Unterrichtswesens und den Plan eines „Archivs deutscher Nationalbildung" übersandt.

[2] R. B. Jagemann.

als eine vor, ja sogar nach der That ausgesprochene Maxime. Möchte ich doch mit Pallas[1] (Allgemeine Zeitung Nro 285) ausrufen: „Die Wahrheit hätte nur unter uns Akademikern bleiben sollen!"

Ferner hat mich die Erfahrung gelehrt, daß man, besonders in Deutschland, vergebens Mehrere zu Einer Absicht zusammenruft. So viel Köpfe, so viel Sinne, ist eigentlich die Devise unserer Nation. Betrachte ich noch dabey die gegenwärtige Zeit und den abgelegenen, obgleich in mancher Rücksicht günstigen Wohnort,[2] betrachte ich die babylonische Verwirrung, welche durch den Pestalozzischen Erziehungsgang Deutschland ergriffen, ob ich gleich von seinem vorgehabten Thurmbau das Beste denken will: so glaube ich Ihrem Unternehmen wenig Glück weissagen zu können. Weil jedoch Niemand die Möglichkeiten übersieht, so will ich wünschen und hoffen, daß Alles zum Vortheilhaftesten gedeihen möge, welches um so eher denkbar ist, als Sie in Ihrem Kreise ungestört nach Ihrer Überzeugung das Gute wirken können, wenn es auch von außen weder gefördert noch anerkannt werden sollte. Gehen tüchtig gebildete junge Leute von Ihnen aus, woran ich nach genauer Betrachtung Ihres ersten Programms nicht zweifle, so ist das Beste gethan und der schönste Zweck erreicht. Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit hören, wie Ihr Unternehmen vorwärts schreitet, und es wird mir angenehm seyn, wenn meine vielleicht hypochondrische Ansicht der Sache durch einen glücklichen Erfolg aufgeheitert werden sollte.

Der ich recht wohl zu leben wünsche,

Weimar, den 20. October 1811.

Goethe.

---

[1] Naturforscher S. Pallas.

[2] Jmkau bei Danzig, wo Passow zur Zeit als zweiter Direktor des Conradinums lebte.

1298.

An G. H. L. Nicolovius.[1]

Es ist eine der ernsten und ahndungsvollen Erwartungen, welche denjenigen, die ein höheres Alter erreichen, vor Augen schwebt, daß oft Jüngere, die ein größeres Recht hätten länger hier zu verweilen, unaufhaltsam früher dahin gerissen werden. Der Verlust Ihrer theuren Gattinn ist auch mir sehr empfindlich. Ich hatte seit langer Zeit viel Liebes und Gutes von ihr gehört, ja wer von ihr sprach, zeigte einen Enthusiasmus der mich in der Ferne ein eignes vorzügliches Wesen ahnden ließ. Wenn sie bey so viel liebenswürdigen und edlen Eigenschaften mit der Welt nicht einig werden konnte, so erinnert sie mich an ihre Mutter,[2] deren tiefe und zarte Natur, deren über ihr Geschlecht erhobener Geist sie nicht vor einem gewissen Unmuth mit ihrer jedesmaligen Umgebung schützen konnte. Obgleich in der letzten Zeit fern von ihr, und nur durch einen seltnen Briefwechsel gleichsam lose mit ihr verbunden, fühlte ich doch diesen ihren, der Welt kaum angehörigen, Zustand sehr lebhaft, und ich schöpfte daraus bey ihrem Scheiden zunächst einige Beruhigung.

Meine liebe Nichte habe ich niemals gesehen, aber doch immer an derselben, so wie an Ihnen und den lieben Ihrigen aufrichtigen Antheil genommen. Möge es Ihnen gelingen, in der Erziehung und Bildung der Zurückgelassenen einen thätigen Trost zu finden, und sich an den Ebenbildern der Mutter noch lange zu ergötzen.

Möge mir doch auch einmal das Vergnügen werden Sie in dieser spätern Zeit kennen zu lernen, wo man immer

---

[1] Gatte von Louise, geb. Schlosser, die am 28. September gestorben war.
[2] Goethes Schwester Cornelia.

mehr nöthig hat sich an diejenigen anzuschließen, von deren redlichen Gesinnungen und ununterbrochenem Bestreben man genugsam überzeugt ist. Leben Sie recht wohl und gedenken meiner unter den Ihrigen.

Weimar den 20. October 1811. Goethe.

1299.

An C. G. v. Voigt.

(Jena, 5. November.)

Die von Ew. Exzell. mir bekannt gemachten gnädigsten Gesinnungen Serenissimi gegen meinen Sohn fordern mich jemehr ich sie bedencke immer zu größerer Bewunderung und Erkenntlichkeit. Die Stelle eines Landraths, wie die letzte Instrucktion sie näher bestimmt und begränzt, ist ohne Zweifel die wünschenswertheste für einen jungen Mann. Er findet sich im Falle seine Fähigkeiten auszubilden und zugleich seine Thätigkeit frey zu zeigen und dadurch von seinen Vorgesetzten wie von seinem Fürsten beurtheilt und gekannt zu werden. Ich eile daher die mir und meinem Sohn zugedachte Gnade auf das danckbarste unterthänigst anzuerkennen, die weiter Leitung und Vollführung höchster Anordnung und Ew. Exzell. freundschaftlicher Mitwirckung vertrauensvoll anheimgebend.

Dürfte ich noch eine Bitte hinzufügen; so wäre es: daß meinem Sohn erlaubt sey den Charackter als Cammerassessor dabey fortzuführen und daß jene Stelle, zu der ihm durch das vorjährige gnädigste Deckret wenigstens einige Hofnung gemacht worden, solange offen behalten werde bis er zeigen kann in welchem Grade er bey solchen Geschäfften sich gewandt und brauchbar erweise.

Alles jedoch höherem Ermessen, mit wiederhohltem Dancke für alles Bisherige, lediglich überlassend.

1300.

An Elisabeth von der Recke.[1]

Hochgebohrne Gräfinn,
gnädige Frau,

Sie haben mir, verehrte Freundinn, seit meinen Jünglingsjahren, so viel Gunst und Freundschaft erwiesen, daß ich wohl hoffen darf, Sie werden auch diesmal den Knaben[2] gütig aufnehmen. Beschauen Sie die in diesem Bändchen aufgeführte Bilderreihe mit nachsichtiger Aufmercksamkeit, und sagen mir ein treues Wort, wie sie Ihnen erscheint und was Sie von der Folge erwarten und hoffen.

Seit manchen Jahren bin ich Zeuge der schönen Wirckungen, die Ihnen das Vaterland zu verdancken hat, und ich muß mir im Voraus die Erlaubniss erbitten, davon zu seiner Zeit nach meiner Überzeugung sprechen zu dürfen.

Bey soviel unerläßlichen Widerwärtigkeiten, die der Mensch zu erdulden hat, bey unvermeidlicher Spannung und Widerstreit, macht er sich oft ganz willkührlich ein Geschäft sich von andern abzusondern, andre von andern zu trennen. Diesem Übel zu begegnen haben die vorsehenden Gottheiten solche Wesen geschaffen, welche durch eine glückliche Vermittlung dasjenige was sich ihnen nähert zu vereinigen, Misverständnisse aufzuheben, und einen friedlichen Zustand in der Gesellschaft herzustellen wissen. Sagte ich nun: Sie, verehrte Freundinn, gehören zu diesen; so würde ich viel zu wenig sagen. Denn auf meinem Lebenswege ist mir niemand begegnet, dem jene Gabe mehr wäre verliehen worden als Ihnen, oder der einen so anhaltenden, so schönen Gebrauch von derselben gemacht hätte.

---

[1] Vergl. Bd. II, S. 172. und Bd. III, S. 34.
[2] Den ersten Band von „Dichtung und Wahrheit".

Auch ich und die Meinigen haben davon vergangnen Sommer[1] die wünschenswerthesten Wirckungen erfahren. Meine Frau, die sich Ihnen angelegentlichst empfielt, ist noch immer durchdrungen und bewegt von Ihrer Güte, und in unserm kleinen Familienkreise wird Ihr Andencken als eines wohlthätigen Genius verehrt. Möge uns das Glück beschert seyn, Ihnen, Verehrte, wieder an der heilsamen Quelle zu begegnen, und uns von Ihrem Wohlbefinden gegenwärtig zu überzeugen.

Möchten Sie uns gelegentlich Ihrer unvergleichlichen fürstlichen Schwester,[2] Ihren liebenswürdigen Nichten, namentlich der Fürstinn von Hohenzollern, auf das dringendste empfehlen, nicht weniger uns in das Andencken des Herrn Tiedge[3] zurückrufen; so würden Sie uns auf's Neue und wiederhohlt verpflichten. Erlauben Sie daß ich nun schließe und mich verehrend unterzeichne

Weimar d. 8. Nov. 1811.   Goethe.

1301.

An die Hoftheater-Commission.

Serenissimo wären die den Unfug des Schauspieler Deny[4] betreffenden Papiere unterthänigst vorzulegen, damit Höchstdieselben die äußerste Unart selbst beurtheilen können, mit welcher dieser rohe und incorrigible Mensch sich betragen.

---

[1] In Karlsbad.

[2] Herzogin Dorothea von Kurland.

[3] Der Dichter Christoph Aug. Tiedge (1752—1841), der 1805—1808 Frau v. d. Recke auf ihren Reisen begleitet hatte und seitdem als ihr Lebensgenosse in Dresden lebte.

[4] Wilhelm Deny hatte am 20. November mit dem Theaterdiener Pollock einen Skandal auf der Bühne gehabt und war dafür am 5. Dezember mit Arrest auf unbestimmte Dauer belegt worden.

Leider bin ich Unterzeichneter selbst noch im Theater gewesen und habe mit anhören müssen, welch ein rasendes Geschrey, während noch ein Theil des Publicums zugegen war, sich erhob. Wäre ein Husar noch in dem Hause gewesen, so würde ich Deny sogleich haben arretiren lassen.

Die der Commission zugefügte Beleidigung ist im eigentlichen Sinne durch gar nichts abzubüßen; allein meo voto kann er wenigstens nicht vor Dienstag Mittag von der Hauptwache entlassen werden, weil sonst gar keine Proportion mit dem, was in ähnlichen Fällen geschehen, beobachtet würde; wie man denn den Beckerischen Fall hierbey erwähnen kann. Das Weitere meinen Herrn Mit-Commissarien überlassend

s. m.

Weimar den 6. December 1811. G.

1302.

An Klinger.[1]

Ihre sehr liebe Sendung kommt in dem Augenblick an da ein Courier nach Petersburg abgeht, und ich erfreue mich höchlich sie sogleich zu erwiedern. Hier haben Sie unser altes Frankfurt,[2] in welchem Sie sich gewiß wieder erkennen werden, und mit Lust. Das ist der erste Theil, und im dritten erlauben Sie mir, daß ich Sie auch vorführe. Das räuchrige Zimmerchen neben der Klingelthüre war ein gutes Nest, wo manches brütete. Ich freue mich darauf, daß es Ihnen Spaß machen wird, wie ich mich aller der Eigenthümlichkeiten erinnere, aus denen so viel ausgegangen

---

[1] Der Dichter von „Sturm und Drang" (Bd. I, S. 179); seit 1780 in russischen Diensten.

[2] Im ersten Bande von „Dichtung und Wahrheit".

ist. Ihr immer noch wunderliches Siegel bürgt mir dafür. Möchten Sie dem beyliegenden Blättchen eine recht freundliche Aufnahme gönnen! Ihr lieber Brief ist gleich eingeschaltet worden. Was soll's denn weiter, als daß man das unmittelbare Andenken der Tüchtigen erhält. Können Sie mir auch nur Namens-Unterschriften der Kaiser und Kaiserinnen, der Größten des Reichs, in Kriegs- und Friedens-Geschäften, der Akademiker, und bedeutender Menschen jeder Art, gelegentlich übersenden; so erzeigen Sie mir was außerordentlich Angenehmes. Bisher habe ich die Art oder Unart gehabt alles Vergangne eher zu vertilgen als zu bewahren. Nun mag die Zeit des Bewahrens, wenn auch zu spät, eintreten. Mehr sag' ich nicht, aber ich bitte, da doch zwischen dem großen Petersburg und dem kleinen Weimar eine so liebenswürdige Wechselwirkung besteht, Niemanden wegzulassen, der nicht etwas an mich bringe, und ich will das gleiche thun. Das Leben ist den Sibyllinischen Büchern ganz gleich; je knapper, je theurer. Leben Sie wohl und gedenken mein, wie am Anfang und Mittel, so am Ende.

(Weimar) d. 8. Dec. 1811.

1303.

An Barthold Georg Niebuhr.[1]

Wenn ich manchmal durch Verspätung meiner Antwort mich an Freunden und Wohlwollenden versündige, so will ich dießmal lieber etwas voreilig seyn und ehe ich noch Ihr Werk[2] erhalten habe, Ew. Wohlgebornen für die Freude danken, die Sie mir durch Ihre Zuschrift gemacht haben. Sie führen einen Namen, den ich von Jugend auf verehren[3]

---

[1] Der große Historiker und Staatsmann (1776—1831).
[2] Der erste Teil von Niebuhrs „Römischer Geschichte".
[3] Carsten Niebuhr, berühmter Reisender, Vater des Historikers.

lernte, und von Ihnen selbst haben mir manche Freunde soviel Liebes Gutes und Vorzügliches erzählt, daß ich Sie schon näher zu kennen glaube und aufrichtig versichern kann, daß ich recht sehr wünschte Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.

Indessen soll das Werk, das Sie mir ankündigen, mir eine sehr angenehme und belehrende Unterhaltung seyn: denn was kann uns reizender dünken als eine so oft und viel durchgearbeitete Materie abermals aus neuen Gesichtspuncten dargestellt zu sehen, und durch neue Untersuchungen gleichsam wiedergeboren zu finden. Je weniger es mir in meinem Leben vergönnt gewesen, Gegenstände, die mich so sehr interessiren, selbst zu bearbeiten, desto mehr weiß ich diejenigen zu schätzen, welche dergleichen zu unternehmen das Talent und die Beharrlichkeit haben.

Ich wünsche, daß Sie diesen vorläufigen Dank freundlich, aufnehmen und mir ein geneigtes Andenken erhalten.

Jena den 27. November 1811. Goethe.

Vorstehendes nahm ich mit von Jena nach Weimar, wo ich Ihr vortreffliches Werk vorfand und gleich zu lesen anfing. Nun bin ich am Ende desselben und möchte, ehe ich wieder von vorn anfange (welches höchst nöthig ist, um es zu verstehen und zu benutzen) nicht blos einen allgemeinen und gefühlten, auch einen besondern und motivirten Dank abstatten. Bis mir aber dieses gelänge, möchte wohl eine gute Zeit vorbeystreichen, und bey dem besten Willen dieses Blatt noch länger verspätet werden. Erlauben Sie mir also nur soviel zu sagen, daß ich mich in die Zeit versetzt fühlte, wo ich in Rom selbst, bey hundert Anlässen, auf die Nothwendigkeit solcher Untersuchungen hingewiesen wurde, allein bey jedem Schritte sowohl meine eigene als Anderer Unzulänglichkeit gar bald gewahr wurde. Da ich nun seit jener langen Zeit her meine Aufmerksamkeit auf diese Gegenstände

zu wenden fortgefahren, so kommt Ihr Werk mir höchst erwünscht, das so viele Räthsel auf einmal lös't.

Der vor-römische Zustand Italiens wird uns nun anschaulich, und die mehreren gleichsam übereinander geschobenen Schichten von Völkern ihrer Folge nach deutlich. Die Sonderung von Dichtung und Geschichte ist unschätzbar, indem keine von beyden dadurch zerstört, ja vielmehr jede erst recht in ihrem Werth und Würde bestätiget wird; sowie es unendlich interessant ist zu sehen, wie sie beyde wieder zusammenfließen und wechselseitig auf einander wirken. Möchten doch alle ähnlichen Erscheinungen der Weltbegebenheiten auf diese Weise behandelt werden.

Bedarf es wohl vieler Worte, um zu versichern, daß mir die Entwicklung der Staats- und Finanzverhältnisse, des Verhältnisses zu Griechenland, die misliche Lage Roms nach Vertreibung der Könige, genug Alles und Jedes höchst belehrend geworden ist. Wollte ich ins Besondere gehen, und die Darstellung des Ankus Martius, die Enthüllung der Sibyllinischen Bücher erwähnen, von den Poemen Lukretia und Coriolan auch besonders sprechen, so würde ich ein Buch über das Buch zu schreiben haben, und diese Blätter niemals auf die Post gelangen. Seyn Sie überzeugt, daß Sie mir ein großes Geschenk gemacht haben, wofür ich Zeitlebens dankbar, die Fortsetzung sehnlichst erwarte und um mich derselben würdig zu machen, den ersten Band aufs fleißigste studire und mir zueigne.

Mögen Sie beyliegendem Blättchen einige Aufmerksamkeit gönnen, und besonders mir von der Hand Ihres verehrten Herrn Vaters[1] etwas zukommen lassen! Mich nochmals bestens Ihrem geneigten Andenken und Ihrer freundlichen Theilnahme empfehlend

Weimar den 17. December 1811. Goethe.

[1] Für Goethes Autographensammlung.

1304.

An Friederike Bethmann-Unzelmann.[1]

Es ist sehr freundlich von Ihnen, wertheste Freundinn, daß Sie mir von der glücklichen Aufführung meines Tasso[2] selbst Nachricht geben. Wenn Künstler wie Sie und Ihre Mitspielenden mit sich selbst zufrieden sind, so kann man auch in der Ferne versichert seyn, daß das Werk gut gerathen ist, und wie Sie mir das Einzelne genau bezeichnen, kann ich mir schon eher vorstellen auf welche Weise und in welchem Maße es gelungen ist. Haben Sie allerseits recht vielen Dank, daß Sie dieses theaterscheue Werk hervorgezogen und in ein günstiges Bühnenlicht gestellt haben. Sie erneuen und vermehren dadurch die Verbindlichkeit, die Ihnen andere meiner Productionen schon früher schuldig geworden.

Herrn Bethmann[3] empfehlen Sie mich bestens. Es ist mir sehr angenehm zu denken, daß er, bey seinem Geist und seinen Talenten, sich gern mit einer Rolle beschäftigt hat, die vielleicht unter allen denen, die ich geschrieben habe, am meisten ausgeführt ist. An der feinen, klugen, zarten Leonore[4] habe ich gleichfalls nicht den mindesten Zweifel. Leben Sie recht wohl und gedenken meiner. Wie Ihr Sohn[5] indessen zugenommen hat, haben Sie selbst beurtheilen können. Die Leichtigkeit seines Spiels, sein guter Humor und seine übrigen guten theatralischen Anlagen und Fertigkeiten machen und erhalten ihm viel Freunde im Publicum. Dazu kommt, daß er gegen Jedermann gut und verträglich ist und Niemanden schadet, außer allenfalls sich selbst: welches denn, wie bekannt, Niemanden leicht übel genommen wird.

---

[1] Siehe Bd. IV, S. 203.
[2] In Berlin am 25. November.
[3] Der den Tasso gespielt hatte.
[4] Leonore Sanvitale, die Frau Bethmann gespielt hatte.
[5] Carl Unzelmann, Friederikens Sohn aus erster Ehe, hatte in Berlin gastiert.

Vorstehendes war geschrieben, als ich in der Berliner Zeitung eine wohlwollende und umständliche Nachricht von der Aufführung des Tasso las, die mir als Seitenstück zu Ihrem lieben Briefe viel Vergnügen gemacht hat.

Besonders aber bitte ich Herrn Director Iffland vielmals zu danken, der mir auch darüber durch Frau von Heigendorf ein freundliches Wort sagen ließ. Ich bin gewiß nicht unempfindlich für die Aufmerksamkeit, die man einem Werke erweist, auf das ich ganze Epochen meines frühern Lebens verwendet habe. Leben Sie recht wohl und verschaffen Sie mir zu meiner Handschriftsammlung gefällig einige Beyträge. Vielleicht fände sich ein Blättchen von Eckhoff, Großmann, Brandes 2c.

(Weimar) d. 17. Dez. 1811.

1305.

An den Herzog Carl August.

(Weimar, December 1811.)

Ew. Durchl.

haben meine neulich vorgebrachte unterthänigste Bitte in gnädigen Betracht gezogen, und werden mir daher vergönnen daß ich sie etwas umständlicher motivirt gegenwärtig wiederhole.

Mein Sohn erfüllt nächsten Weihnachten seyn zwey und zwanzigstes Jahr. Vor drey und einem halben Jahr ging er, durch Privat und öffentlichen Unterricht, so wie durch einen beständigen Umgang mit mir genugsam vorbereitet, nach Heidelberg, um sich dort vor allen Dingen eine Kenntniss der Rechtsgrundsätze zu erwerben. Wie er dort seine Zeit zugebracht, wie er sich betragen, davon

legen die beygefügten Testimonia wohl ein unverdächtiges Zeugniss ab.

Er begab sich darauf nach Jena, um sich dem kameralistischen Fache zu widmen, wozu er um so mehr vorbereitet war, als er von Jugend auf von mir selbst in den Naturkenntnissen unterrichtet worden, auch mich auf Reisen wiederhohlt begleitend in Jena, Halle, Helmstedt, Göttingen, längere oder kürzere Zeit des Umgangs und der Belehrung der ersten Naturforscher genos. Wie er sich in Jena benommen, davon werden der Obrist von Hendrich, Professor Sturm und Döbereiner kein ungünstig Zeugniß ablegen. Sogar hat letzterer in seinem Compendium einer Entdeckung, die dieser sein aufmercksamer Zuhörer gemacht, nahmentlich erwähnt und ihn dadurch nicht wenig ausgezeichnet.

Überzeugt, daß Leben mehr als Lehre bilde, lies ich ihn nach anderthalb Jahren von Jena abgehen und nach Capellendorf zu dem Rentsecretair Urlau ziehen. Hier ist er denenjenigen Geschäften, welche in einem Herzoglichen Rentamte vorkommen, aufmercksam gefolgt, und hat zugleich die ländliche Öconomie dabey näher kennen lernen, nicht weniger sich durch Lesung dienlicher Schriften weiter ausgebildet. Den ihm von Herzoglicher Regierung verwilligten Accessʃ beym Justiz Amte hat er fleißig genutzt und unter Anleitung beyder Beamten einen Entwurf zu einer Frohnebeschreibung verfertigt, die dazu nöthigen Registraturen selbst aufgesetzt. Wie denn die durch den Rentbeamten bey Herzoglicher Cammer einzureichende Abschrift zu gnädigster Einsicht und Beurtheilung hier bey liegt.

Er hat ferner das Glück gehabt von den meisten Gliedern der Herzoglichen Cammer bey Commissarischen Verhandlungen, zu denen ihm der Zutritt gestattet worden, an verschiedenen Orten beobachtet und mit Gunst behandelt zu werden, wie er sich denn auch einer geneigten prüfenden

Aufnahme des Herrn Geh. Rath v. Voigt zu erfreuen gehabt.

Daß dieser mehr gedachter mein Sohn, das einmal ergriffene Geschäft mit Aufmercksamkeit und Gründlichkeit zu behandeln gesonnen ist, davon dürfte auch die gleichfalls beyliegende angefangne Sammlung von Wollproben zeugen, wodurch der Unterschied eines so wichtigen Erzeugniss vor Augen gebracht und das Urtheil darüber allein gesichert werden kann.

Nach allem diesem wünsche ich nunmehr meinen Sohn einige Jahre bey mir zu behalten, um die Zeit, die mir noch gegönnt ist, auch zu seinem Vortheil zu benutzen und sowohl durch Umgang als durch zweckmäßige Lectur ihn immer weiter ausgebildet zu sehen. Aber alles würde unzureichend seyn, wenn er nicht in Thätigkeit versetzt auf das eigentliche Ziel seines Strebens unmittelbar hingewiesen ja sich demselben eiliger zu nähern gewissermassen genöthigt würde.

Ew. Durchl. haben die Gnade gehabt ihm vorläufig den Charackter eines Cammerassessors zu ertheilen und in ihm dadurch die Hoffnung einer wircklichen baldigen Anstellung erweckt, die ihn bisher bey allen seinen Schritten belebt hat, und um deren unschätzbare Erfüllung Vater und Sohn hierdurch nochmals Ew. Durchl. unterthänigst angehen. Beyde werden nicht verfehlen durch thätige Treue zu zeigen, wie sie den hohen Werth von Ew. Durchl. gnädigem Beyfall und höchstem Zutrauen anzuerkennen und zu verehren wissen.

1306.

An die Hoftheater-Commission.

Diejenigen Personen, welchen die Führung eines Hof-Theaters anvertraut worden, und besonders die, deren Obliegenheit es ist, zu beurtheilen, ob ein Stück aufführbar

sey, haben sich seit geraumer Zeit in einer sehr unangenehmen Lage befunden, indem die deutsche Bühne sich nicht nur von den strengen Geschmacksregeln, sondern auch von manchen andern Verhältnissen und Betrachtungen losgesagt und sowohl im Kunst- als bürgerlichen Sinne die Gränzen weit überschritten hat.

Zu einer Zeit, wo alles nach ungemessener Freyheit strebte, fingen die deutschen Theater-Dichter gleichfalls an, den obern Ständen den Krieg anzukündigen, und es verbreitete sich ein Sansculottisme über die Bühne, der, indem solche Stücke der großen Menge sehr angenehm waren, nothwendig Ursache seyn mußte, daß bey Hof-Theatern manche solche Stücke gar nicht gegeben, andere aber durch Verstümmelung so verunstaltet wurden, daß sie ihre Wirkung größtentheils verfehlten.

Bey dem Weimarischen Hof-Theater hat man, durch die Nachsicht gnädigster Herrschaften begünstigt, eine Mittelstraße gewählt und die anstößigsten Stellen theils sogleich, theils nach und nach ausgelöscht, so daß nicht leicht etwas ganz Auffallendes vorkam.

In der neuern Zeit hat, so wie Alles, auch das deutsche Theater eine andere Richtung genommen und es glauben einige Autoren, besonders der fruchtbarste[1] unter denselben, sich durch Sticheleyen und Anzüglichkeiten der Oberherrschaft widersetzen zu können, die, um ihre großen und weiten Plane auszuführen, freylich nicht immer die sanftesten Mittel gebrauchen kann.

Endesunterzeichnetem hat es bisher obgelegen, die Stücke zu wählen und zu beurtheilen, in wiefern sie aufführbar sind. Sein eigentlicher Standpunkt konnte nur der ästhetische seyn; allein er hat auch jenen politischen nicht außer Acht

---

[1] Kotzebue.

gelassen und wo ihm etwas Bedenkliches aufgefallen, solches ohne weiteres weggestrichen. Dabey muß er jedoch bekennen, daß er manches Unschickliche übersehen und solches erst nach einer oder mehreren Vorstellungen durch sich selbst oder durch Freunde, deren Aufmerksamkeit er angerufen, belehrt, gleichfalls hinweg gestrichen.

So groß auch diese Unannehmlichkeit seyn mochte, rechnete er sie doch zu den mehrern, welchen dieses Geschäft unterworfen ist, und verfolgte, auf Serenissimi gnädigste Nachsicht hoffend, seinen alten Weg.

Allein nunmehr verändert sich die Sache, indem ein k. k. französischer Gesandter[1] hierher kommt und die Verhältnisse nicht allein nach Innen sondern auch nach Außen zu bedenken sind. Ja, bloß menschlich betrachtet, wird man hiebey zu einer genauern Aufmerksamkeit aufgefordert; denn wer möchte einem Gaste etwas Unangenehmes erzeigen, wenn es auch keine Folge hätte? Unterzeichneter wünscht daher, daß Herzogliche Hof-Theater Commission seine Bitte unterstützen möge, die derselbe an Serenissimum zu thun sich genöthigt sieht.

Schon in früherer Zeit hatte Commissio, aus eigenem Antrieb und für sich, verschiedene wackere, hier in Diensten stehende junge Männer ersucht, gewisse problematische Stücke mit Aufmerksamkeit durchzugehen und die verfänglichen Stellen zu bemerken, welche direct oder indirect verletzen könnten, und auf diese Weise ist auch manches Unangenehme vermieden worden. Allein weil dieses keine durch eine Sanction von oben, befestigte Anstalt war, auch eine gewisse mittlere Zeit weniger Apprehension gab; so ist sie wieder abgekommen, und man hat sich so gut als möglich aus der Sache gezogen. Deshalb wäre es nichts Neues, sondern

---

[1] Baron Etienne de Saint-Aignan.

nur eine von oben bekräftigte schon früher intentionirte Einrichtung.

Die Sache ist an und für sich selbst sehr leicht und würde auch demjenigen, dem solches Geschäft übertragen würde, keine sonderliche Beschwerde geben. Neue Stücke würde ich vor wie nach durchsehen und beurtheilen und sollte sich etwas Verfängliches darin finden, es sogleich wegstreichen und das Exemplar, mit Bemerkung meines Namens auf dem Titelblatte, als Zeugniß, daß ich das Stück gelesen, dem Beauftragten zusenden. Dieser striche gleichfalls, was ihm unzuläſsig schiene, ohne weitere Rücksprache weg und bemerkte nur allenfalls, wo vielleicht, wie es öfter zu geschehen pflegt, durch Wegstreichen eine Lücke entstanden, wenn er solche selbst auszufüllen nicht etwa geneigt wäre.

Ferner würde man, sobald die neue Einrichtung getroffen ist, die ältern Stücke, die sich auf dem Repertorium gehalten haben, nach und nach dem Beauftragten zuschicken und mit denjenigen den Anfang machen, welche zunächst aufgeführt zu werden bestimmt sind. Denn was eben diese ältern Stücke betrifft, so ist man am ersten in Gefahr, Stellen zu übersehen, welche eine Deutung auf das Gegenwärtige zulassen: denn da sie vor so viel Jahren geschrieben sind, so liegt die mögliche Anwendung nicht in der Sache, sondern in demjenigen selbst, der sie zu machen geneigt ist; und doch kommen Fälle vor, wo man einen bösen Willen vermuthen würde, wenn es nicht von Altersher gedruckt und in den Rollen geschrieben stünde.

Ich erspare einige andere kleine Bemerkungen, welche das Geschäft erleichtern und fördern, bis zu Serenissimi gnädigstem Entschluß.

Weimar, d. 5. Januar 1812.

Goethe.

1307.*

An Caroline v. Wolzogen.

... Ihre lieben Worte über meinen biographisch-poetischen Versuch haben mich sehr erquickt. Wie wohl thut mir's auf diese Weise mich wieder meinen abwesenden Freunden zu nähern und ihre Theilnahme aufzuregen. Gleich nach Empfang Ihres lieben Briefes warf ich mich wieder auf jenes Werk in Gedanken. Vom zweyten Theil ist schon die Hälfte geschrieben, und die andre so ziemlich ausgedacht und zusammengestellt. Ich hoffe zu Michaelis sollen Sie ihn erhalten ...

Ich darf nicht schließen, ohne Ihnen zu melden, daß ich durch unsere Theaterbedürfnisse, welche freylich täglich dringender und täglich weniger befriedigt werden, mich habe unmerklicher Weise verleiten lassen, das Shakespearische Stück Romeo und Julie zu bearbeiten.[1] Auf der Herzoginn Geburtstag wird es erscheinen und ich hoffe guten Effect davon. Die Maxime, der ich folgte, war das Interessante zu concentriren und in Harmonie zu bringen, da Shakespeare nach seinem Genie, seiner Zeit und seinem Publicum, viele disharmonische Allotria zusammenstellen durfte, ja mußte, um den damals herrschenden Theatergenius zu versöhnen. Ich werde Ihre Frau Schwester bitten, daß sie Ihnen von der Aufführung eine Relation zusendet. Sie drückt sich über solche Dinge eben so gut aus, als sie darüber denkt.

Nun leben Sie recht wohl, empfehlen Sie mich Ihrer ganzen Umgebung, grüßen mir den lieben Adolph und erhalten mir Ihr Wohlwollen. Herzlich ergeben

d. 28. Jan. Goethe.
1812.

[1] In Goethes Bearbeitung zuerst aufgeführt am 1. Februar 1812.

(Beilage.)

Wahrhaft rührend, geliebte Freundinn, ist mir das Blatt von der Hand unsers verehrtesten Großherzogs.[1] Wie sehr erkenne ich darin die Dauer jener Gesinnungen, die mich früher so glücklich machten. Je mehr ich dankbar empfinde, wie viel ich diesem außerordentlichen Manne in meiner Jugend schuldig geworden, desto mehr freut es mich, daß Zeit und Entfernung, ja so mancher Wechsel der Dinge nichts an einem Verhältniß ändern konnten, das auf wahren Grund gebaut war. Wie manchmal hatte ich gewünscht, gewisse Mittheilungen wieder anzuknüpfen; aber wie kann man sich einem solchen Manne mittheilen, als durch That. Empfehlen Sie daher mich ihm als den Seinigen. Wie fortdauernd er an diese zu denken und wie wohl er für sie zu sorgen weiß, habe ich noch neulich an dem Beyspiel des jungen Herders gesehen. Möge dem Gönner und Beschützer für so manches Gute noch manche Freude werden. Haben Sie ja die Güte mich Seiner Hoheit wiederholt zu empfehlen.

1308.

An Rochlitz.

Mit vielem Danke, mein Werthester, sende ich den mitgetheilten Aufsatz[2] zurück. Wer das deutsche Publicum kennt, dessen selbstische Eigenwilligkeiten Sie so gut schildern, wer zunächst erfahren hat, daß sie vor allem Neuen, so sehr

---

[1] Der Fürstprimas von Dalberg; Caroline hatte geschrieben: „Der Großherzog sagte mir, daß er ein wahres Verlangen hatte, mit Ihnen wieder in nähere Berührung zu kommen, und sendete mir inliegende Zeilen."

[2] Rochlitz hatte das Manuskript seiner Anzeige von „Dichtung und Wahrheit" Teil 1, eingesandt, die dann in der Leipziger Literatur-Zeitung erschienen ist.

sie darnach gierig sind, wenn es einigermaßen problematisch ist, eine ängstliche Apprehension fühlen, und daher den Miswollenden freyes Spiel geben, um sich nur jener Furcht entledigt zu sehen — der weiß gewiß dankbar anzuerkennen, wenn ein Freund als Mittelsperson auftreten mag, damit die Menschen sich geschwinder mit dem befreunden, was ihnen fremd und wunderlich erscheint. Besonders in den letzten zwanzig Jahren mußte man große Geduld haben: denn mehrere meiner spätern Arbeiten brauchten zehn und mehr Jahre, bis sie sich ein größeres Publicum unmerklich erschmeichelten; wie denn ja mein Tasso über 20 Jahr alt werden mußte, ehe er in Berlin aufgeführt werden konnte. Eine solche Langmuth ist nur dem zuzumuthen, der sich bey Zeiten den Dédain du Succès angewöhnt hat, welchen die Frau von Stael in mir gefunden haben will.[1] Wenn sie den augenblicklichen leidenschaftlichen Succès meint, so hat sie recht. Was aber den wahren Erfolg betrifft, gegen den bin ich nicht im mindesten gleichgültig; vielmehr ist der Glaube an denselben immer mein Leitstern bey allen meinen Arbeiten. Diesen Erfolg nun früher und vollständiger zu erfahren, wird mit den Jahren immer wünschenswerther, wo man nicht mehr viel Stunden in Gleichgültigkeit gegen den Augenblick zuzubringen und auf die Zukunft zu hoffen hat.

In diesem Sinne machen Sie mir ein großes Geschenk durch Ihren Aufsatz und bethätigen dadurch abermals die frühere mir schon längst bewährte Freundschaft. Doch darf es mich nicht einmal überraschen, daß Sie in meine Intentionen auch bey dieser Arbeit so tief eindringen, da Sie unter diejenigen abwesenden Freunde gehören, die ich mir vergegenwärtige, wenn ich mir meine alten Mährchen

---

[1] In dem Fragment von Frau von Staëls Werk über die deutsche Literatur, dessen Empfang das Tagebuch vom 15. Dezember verzeichnet.

in der Einsamkeit zu erzählen anfange; und ich darf wohl versichern, daß der nächste und eigentliche Zweck ist, gegen solche auf indirectem Wege wieder einmal laut zu werden, da die directe Communication so manches Hinderniß erfährt.

Daß Sie meine asiatischen Weltanfänge so freundlich aufnehmen, ist mir von großem Werth. Es schlingt sich die daher für mich gewonnene Cultur durch mein ganzes Leben, und wird noch manchmal in unerwarteten Erscheinungen hervortreten: wie ich denn von Ihrem liebevollen Glauben hoffen kann, daß Sie überzeugt sind, der erste Theil sey mit Bewußtseyn und mit Absicht geschrieben, und enthalte auch nicht das kleinste geringfügig scheinende, was nicht künftig einmal nach seinem Geschlecht und Art in Blüthe und Frucht hervortreten soll. Freylich, das Publicum, wenn man es an ein Saatfeld führt, bringt gleich die Sicheln mit, und bedenkt nicht, daß noch mancher Monat bis zur Erndte hingeht, ja wohl noch das ganze grüne Feld eine schöne Zeit unter einer Schnee- und Eisdecke zu ruhen hat.

Es würde mir unendlich interessant seyn, wenn Sie mir mittheilen wollten, was Sie über die Farbenlehre aufgesetzt haben. Die Wirkung von dieser wird noch mehr retardirt, als die Wirkung meiner andern Sachen. Denn hier kann man das Publicum am leichtesten irre führen, indem man mir anderes Verdienst wohl läßt, aber in dieser Sache, die ja nicht in mein Fach schlage, ein verzeihliches Travers Schuld giebt. Indessen macht es mich schon glücklich, daß ich diese Arbeit, die ich so lange mit mir herumgetragen, endlich losgeworden. Was für eine große Übung es für mich gewesen, diesen Gegenstand durchzuarbeiten, ermessen Sie selbst; und welche wichtigen Bemerkungen ich mache, indem ich meine Gegner beobachte, wage ich kaum auszusprechen. Doch ist es ja kein Geheimniß, daß Niemand überzeugt wird, wenn er nicht will.

Warum sollte ich nun nicht auch wünschen, meine Freunde kennen zu lernen und besonders Ihre Ansicht, die mir in so mancher Betrachtung werth seyn muß.

Mich zu daurendem Wohlwollen empfehlend

W. d. 30. Jan.

1812. Goethe.

1309.*

An C. F. v. Reinhard.

... Vor allen Dingen haben Sie herzlichen Dank, daß Sie meinem biographischen Versuch soviel Theilnahme gegönnt, die ich zwar erwarten durfte. Denn indem ich mir jene Zeiten zurückrufe, und die Gegenstände, die sich mir in der Erinnerung darbieten, zusammenarbeite, gedenke ich meiner abwesenden Freunde als wenn sie gegenwärtig wären, glaube meine Reden an sie zu richten und kann also wohl für das Geschriebene eine gute Aufnahme hoffen.

Bey der Art, wie ich die Sache behandle, mußte nothwendig die Wirkung erscheinen, daß Jeder, der das Büchlein liest, mit Gewalt auf sich selbst und seine jüngern Jahre zurückgeführt wird. Es freute mich, diese Wirkung, die ich nicht bezweckte aber doch voraussah, auch an Ihnen so vollkommen erfolgt zu sehen, und ich danke Ihnen recht sehr, daß Sie mich bey dieser Gelegenheit einen Blick in Ihre Jugendjahre thun lassen. Am zweyten Bande ist schon viel geschrieben und in einigen hübschen ruhigen Monaten wird er wohl zu Stande kommen. Es wird schwer seyn, ihm die Mannigfaltigkeit und Anmuth des ersten zu geben. Die Epochen, die er umfaßt, sind eher stockend als vorschreitend, indessen wollen wir unser Mögliches thun, vorzüglich aber auf den dritten Band verweisen, der desto lustiger werden soll ...

Was das Geräms betrifft, wornach Sie fragen,[1] so kann man, wie Sie schon vermuthen, sich den Ursprung desselben am ersten denken, wenn man sich vorstellt, wie zur Sommerszeit Bürgersleute Stühle und Bänke vor ihre Häuser setzten, wo sie unter den weit vorspringenden Überhängen der obern Stockwerke, sogar bey einem mäßigen Regen, ruhig sitzen konnten. Hatte man so durch gedachte Überhänge und durch das oben vorspringende Dach schon in die Rechte der Straße gleichsam Eingriffe gethan; so lag es, besonders in weniger polizeylichen Zeiten, ganz nahe, sich einen hölzernen Käfich herauszubauen, um nicht den Augen jedes Vorübergehenden ausgesetzt zu seyn. Dieses Geräms war wirklich meistentheils oben offen weil es von jenen Überhängen genugsam bedeckt war. Es hing durch eine besondre Thüre mit dem Hausflur zusammen, welche Nachts eben so sorgfältig als die Hausthüre selbst verschlossen wurde. Dieses Geräms war für die Familie um so wichtiger, als man in jenen Zeiten oft die Küchen nach der Straße zu, die Zimmer aber nach den Höfen zu anlegte, wodurch die Häuser sämmtlich eine burgartige Gestalt erhielten und man nur durch das gedachte Geräms eine gewisse Communication mit der Straße und dem Öffentlichen gewann. So viel von diesem unarchitectonischen Theil altreichsstädtischer Bauart.

Sehr großen Dank bin ich Ihnen zunächst für das Fragment aus dem Werke der Frau von Staël[2] schuldig. Ich hatte davon gehört, es war uns auch versprochen; aber ohne Ihre freundliche Sendung würde ich es bis jetzt noch nicht gesehen haben. Da ich mich selbst ziemlich zu kennen glaube, so finde ich einige recht gute Aperçüs darin, und

---

[1] Reinhard hatte gefragt, „ob der gegitterte Verschlag an der Haustür, woraus der kleine Goethe die Töpfchen und Töpfe zerschmiß, in oder außer dem Hause gewesen sei".

[2] Ueber die deutsche Literatur.

ich kann es um so mehr nutzen, als sie mir das alles, und zwar noch derber und lebhafter, ins Gesicht gesagt hat. Ihre Gesinnung über meine kleineren Arbeiten kannte ich auch zum Theil, und was sie bey dieser Gelegenheit sagt, ist recht hübsch und dankenswerth, obgleich auf diesem Wege freylich kein erschöpfendes Urtheil zu erwarten ist.

Breguets Mémoire[1] war mir sehr merkwürdig, da ich selbst eben wieder in solchen hyperphysischen Betrachtungen stak. Es weht eine gewisse deutsche Luft darin, und wie sollte nicht, bey so mannigfaltiger Communication einiges, oder vielmehr das eigentlich Tüchtige und Zulängliche, was wir besitzen, hinüberdringen und wirken. Es würde mich zu weit führen, auch nur einigermaßen darüber zu sprechen; doch ist es merkwürdig, wie von Jahrhundert zu Jahrhundert sich alles mehr begeistet und belebt, eins ins andre greift und keins ohne das andre bleiben will. Von Spinoza, der das Ganze aus Gedanke und Ausdehnung bildet, bis zu diesem Freunde, der es durch Bewegung und Willen hervorbringt, welche hübsche Filiation und Steigerung der Denkweisen würde sich aufzeichnen lassen! Ich breche ab, um mich nicht weiter in dieses Labyrinth einzulassen, in welchem man eigentlich nur an seinem eigenen Faden von einem geliebten Knaul abgewunden sich ein- und ausfinden kann.

Damit Sie aber nicht glauben, daß ich mich allzusehr in jene abstrusen Regionen verliere, so will ich berichten, daß ein Theil des Winters damit zugebracht worden das Shakespearsche Stück Romeo und Julie zu concentriren, und diesen in seinen Haupttheilen so herrlich behandelten Stoff von allem Fremdartigen zu reinigen: welches, obgleich an sich sehr schätzbar, doch eigentlich einer frühern Zeit und einer fremden Nation angehört, die es gegenwärtig selbst

---

[1] „Sur la force animale et sur le principe de mouvement volontaire" (1811).

nicht einmal mehr brauchen kann. Zum 30. Januar, als dem Geburtstag der Herzoginn, haben wir es zum erstenmal und nachher wieder mit vieler Theilnahme des Publicums gegeben; welche sich um so mehr erwarten ließ, als die Rollen durchaus, besonders aber die Hauptrollen, den Schauspielern recht auf den Leib paßten. Diese Arbeit war ein großes Studium für mich, und ich habe wohl niemals dem Shakespear tiefer in sein Talent hineingeblickt; aber er, wie alles Letzte, bleibt denn doch unergründlich . . .

Leben Sie recht wohl, mein verehrtester Freund und erhalten mir Ihre Liebe und Zutrauen.

W. d. 13. Febr. 1812. G.

1310.

An Caroline Ulrich.

Es war nicht zu zweifeln, daß das lustige Kleeblatt glücklich nach Jena kommen würde, es ist zu hoffen, daß die übrigen Feste glücklich ablaufen. Zu rathen wäre jedoch, daß die klugen Personen sich nicht zu weit mit den ♣ ♠ ♡ ♢ [1] Dienern einließen, damit die Rückkehr nicht betrübt seyn möge. Der Mönch[2] hat sich über die vielen Kugeln im Siegel nicht wenig entsetzt und ersucht den Secretair, seinen Schreibtisch nicht zu nah an das Zeughaus zu rücken.

Übrigens wünschen wir alles Gute und siegeln gleichfalls militärisch, obgleich mit liebevollem Herzen

W. d. 29. Feb. 1812. G.

am Tage der sobald nicht wieder kommt.

---

[1] Spielkarten.

[2] Nach Riemers Angabe „Scherzname, den G.'s Sohn August sich beigelegt hatte."

1311.

An Cotta.

In Hoffnung Ew. Wohlgeb. bald hier zu sehen, wobey ich besseres Wetter und Wege wünsche, sage diesmal nur das Nöthigste.

Das Varnhagensche Manuscript[1] anbelangend, so will ich gerade nicht eigensinnig dem Morgenblat die Exklusive geben. Überlegen Sie die Sache noch einmal. Überhaupt scheinen mir manche Stellen bedencklich zu publiciren. Da die Sache keine Eile hat, so sprechen wir ja wohl noch erst darüber.

Die wohlfeilere Ausgabe meiner Schriften betreffend fand ich mich durch ein halbes Misverständniß gerade in Ihrem Falle. Ich erwartete Vorschläge. Denn da ich den technischen und merkantilischen Theil solcher Unternehmungen nicht verstehe; so wüßte ich nicht zu finden, wie der mir drohende große Schade dabey abzuwenden? Wie mein Vorteil mit dem Ihrigen zu verbinden sey. Ich komme mir selbst wunderlich vor, wenn ich das Wort Vortheil ausspreche. Ich habe ihn in meiner Jugend gar nicht, in der mittleren Zeit wenig beachtet und weiß selbst jetzt noch nicht recht wie ich es angreifen soll. Und doch muß ich daran dencken, wenn ich nicht nach einem mühsamen und mäßigen Leben verschuldet von der Bühne abtreten will. Der Augenblick zehrt schon wieder an unserm Marck, Freunde und Bekannte fallen um mich her, niemand kann dem andern beystehn. Doch wozu reden und klagen! Nur diesmal erlaubt ich mirs, um Sie zu überzeugen, daß mein Zaudern nicht aus veränderten Gesinnungen, sondern aus den veränderten Umständen sich herschreibe.

[1] „Ueber Goethe", Bruchstücke aus Briefen, herausg. von K. A. Varnhagen v. Ense.

Die Exemplare von Romeo und Julie an die deutschen Theater zu vertheilen hat die Berliner Theater Direcktion übernommen. Das Stuttgarder stand mit auf der Liste. Ich wünsche guten Erfolg.

Karlsbad soll mir hoff ich diesmal etwas für den Damenkalender bringen. Mich bestens empfehlend.

W. d. 17. März
1812.

Goethe.

1312.*

An C. v. Knebel.

Weimar den 25. März 1812.

Da wir das Glück haben, mein theuerster Freund, daß, ohngeachtet des schrecklichen Wegs, die Boten noch hin und wieder gehen, so will ich nicht versäumen dir in der stillen Woche ein freundliches Wörtchen zu sagen und dir zugleich für den heute empfangenen Brief zu danken.

Der gute Riemer hat uns gestern verlassen;[1] eine solche Trennung muß freylich einmal geschehen. Sie ward mir leichter, weil ich weiß, daß sie zu seinem Glück gereicht. Es dient ihm die gegenwärtige Stelle nur zur Vorbereitung: denn sobald die Curatoren der Academien und die Scholarchen erfahren, daß er sich dem Lehramte widmen mag, so erhält er gewiß einen Ruf über den andern und er sieht sich alsdenn entweder billigermaßen verbessert, oder ehrenvoll entlassen. Möge das Letzte auch um meinetwillen ferne seyn, doch muß man daran denken und sich darauf vorbereiten.

Ich habe indeß meine biographischen Studien wieder vorgenommen, sie dienen mir zur angenehmen Unterhaltung

[1] Um eine Stellung als Professor am Gymnasium in Weimar anzunehmen. Laut Tagebuch war er am 24. in sein neues Quartier gezogen.

und zu gründlicher Recapitulation meines Lebens und Wesens, und regen mich an zu mannigfaltiger Lecture alter und neuer Schriften, um mir meinen Gang synchronistisch, in dem Gange der Umgebung zu denken . . .

Ein Buch, welches mich erschreckt, betrübt und wieder auferbaut hat, ist von Schelling[1] gegen Jacobi.

Nach der Art wie der Letzte sich in den sogenannten Göttlichen Dingen herausgelassen, konnte der Erste freylich nicht schweigen, ob er gleich sonst zu den hartnäckigen Schweigern gehört. Wir Andern, die wir uns zur Schellingischen Seite bekennen, müssen finden, daß Jacobi sehr schlecht wegkommt. Das Buch muß die Münchner Scandale, die ohnehin kaum erst ein wenig beruhigt sind, wieder aufs neue aufregen; doch wir können der Welt den Frieden nicht geben und wollen sehen, ob wir beym litterarischen Krieg etwas gewinnen, was bey dem andern der Fall nicht seyn kann.

G.

1313.

An C. v. Knebel.

Auf deinen lieben Brief will ich sogleich etwas erwiedern und wünschte wohl, daß es mündlich geschehen könnte, denn es ist mir in der letzten Zeit gar manches vorgekommen, das ich wohl mittheilen möchte.

Daß es mit Jacobi so enden werde und müsse, habe ich lange vorausgesehen, und habe unter seinem bornirten und doch immerfort regen Wesen selbst genugsam gelitten. Wem es nicht zu Kopfe will, daß Geist und Materie, Seele und Körper, Gedanke und Ausdehnung, oder (wie ein neuerer

[1] „Denkmal von göttlichen Dingen", das sich gegen Fritz Jacobis „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung" richtete.

Franzos[1] sich genialisch ausdrückt) Wille und Bewegung die nothwendigen Doppelingredienzien des Universums waren, sind und sein werden, die beyde gleiche Rechte für sich fordern und deswegen beyde zusammen wohl als Stellvertreter Gottes angesehen werden können — wer zu dieser Vorstellung sich nicht erheben kann, der hätte das Denken längst aufgeben, und auf gemeinen Weltklatsch seine Tage verwenden sollen.

Wer ferner nicht dahin gekommen ist, einzusehen, daß wir Menschen einseitig verfahren, und verfahren müssen, daß aber unser einseitiges Verfahren bloß dahin gerichtet seyn soll, von unserer Seite her in die andere Seite einzudringen, ja, wo möglich sie zu durchdringen, und selbst bey unseren Antipoden wieder aufrecht auf unsere Füße gestellt zu Tage zu kommen, der sollte einen so hohen Ton nicht anstimmen. Aber dieser ist leider gerade die Folge von jener Beschränktheit.

Und was das gute Herz, den trefflichen Charakter betrifft, so sage ich nur so viel: wir handeln eigentlich nur gut, insofern wir mit uns selbst bekannt sind; Dunkelheit über uns selbst läßt uns nicht leicht zu, das Gute recht zu thun, und so ist es denn eben so viel, als wenn das Gute nicht gut wäre. Der Dünkel aber führt uns gewiß zum Bösen, ja, wenn er unbedingt ist, zum Schlechten, ohne daß man gerade sagen könnte, daß der Mensch, der schlecht handelt, schlecht sey.

Ich mag die mysteria iniquitatis nicht aufdecken; wie eben dieser Freund, unter fortdauernden Protestationen von Liebe und Neigung, meine redlichsten Bemühungen ignorirt, retardirt, ihre Wirkung abgestumpft, ja vereitelt hat. Ich habe das so viele Jahre ertragen, denn — Gott ist

---

[1] Breguet, s. Brief 1309.

gerecht! — sagte der persische Gesandte, und jetzo werde ich mich's freylich nicht anfechten lassen, wenn sein graues Haupt mit Jammer in die Grube fährt. Sind doch auch in dem ungöttlichen Buche von göttlichen Dingen recht harte Stellen gegen meine besten Überzeugungen, die ich öffentlich in meinen auf Natur und Kunst sich beziehenden Aufsätzen und Schriften seit vielen Jahren bekenne und zum Leitfaden meines Lebens und Strebens genommen habe — und alsdann kommt noch ein Exemplar im Namen des Verfassers an mich, und was dergleichen Dinge mehr sind.

Übrigens soll ihm Dank werden, daß er Schellingen aus seiner Burg hervorgenöthigt hat. Für mich ist sein Werk von der größten Bedeutung, weil sich Schelling noch nie so deutlich ausgesprochen hat, und mir gerade jetzt, in meinem augenblicklichen Sinnen und Treiben, sehr viel daran gelegen ist, den statum controversiae zwischen den Natur- und Freyheitsmännern recht deutlich einzusehen, um nach Maaßgabe dieser Einsicht meine Thätigkeit in verschiedenen Fächern fortzusetzen.

Das Übrige in den Beylagen.

W. d. 8. Apr. 1812. G.

1314.

An Friedrich Schlegel.

(8. April ?)

Sie haben mich, mein Werthester, schon vor einiger Zeit eingeladen, an einem neuen Journale Theil zu nehmen, und nun erhalte ich das Januar- und März-Stück des Deutschen Museums, für deren Übersendung ich zum schönsten danke. Sie verzeihen mir aber gewiß, wenn ich

mich, wenigstens für den Anfang, nicht thätig erweise. Ich mag wohl gern in der Zeit leben, weiß es aber nicht recht anzugreifen, wenn ich mit ihr leben soll, daher finden Sie mich auch selten oder gar nicht in solchen Schriften auftreten, die der Gegenwart gewidmet sind. Lassen Sie mich indessen Ihre Hefte mit Aufmerksamkeit lesen, vielleicht wird irgend etwas dadurch bey mir aufgeregt. Sammlungen wie die Ihrige haben das Verdienst, daß sie manches zu Tage bringen, was sonst verborgen geblieben wäre, wie denn z. B. die Aufsätze Ihres Herrn Bruders,[1] Adam Müllers, von Pfuels, viel Interesse für mich gehabt haben. Auch danke ich Ihnen, daß Sie Sich haben wollen der guten Natur, in deren Dienste wir Anderen nicht ohne Gott zu seyn glauben, freundlich annehmen. Ich kann den letzten Schritt unseres lieben Jacobi[2] mir gar wohl aus seinem Character und seinen Gesinnungen erklären, die ich so lange kenne; allein es muß dieses Unternehmen einen jeden, der ihm wohl will, betrüben, weil es für ihn von den schlimmsten Folgen seyn kann.

Etwas über unser Theater zu sagen oder sagen zu lassen, würde sehr schwer fallen. Wir gehen immer auf die alte Weise fort, die Sie aus vorigen Zeiten selbst kennen, wir sagen niemals voraus, was wir thun wollen, und dann merken wir auf, wie das Publicum dasjenige empfängt, was wir geben: gelingt's, so gehen wir einen Schritt weiter. Für den standhaften Prinz war vieler Enthusiasmus rege geworden, nun sind wir mit einem anderen Stück des Calderon, das Leben ein Traum, hervorgetreten,[3] welches gleichfalls vielen Beyfall erhalten, ja sogar einen kleinen

[1] Wilhelm Schlegels Nibelungenstudien.

[2] Dessen Schrift „Von den göttlichen Dingen" Friedrich Schlegel im Deutschen Museum angezeigt hatte.

[3] Am 30. März.

Streit erregt hat, welches von beyden Stücken das vorzüglichste sey? Romeo und Julie von Shakespeare habe ich concentrirt und alles, was nicht zur Haupthandlung gehört, entfernt. Auch dieses Stück hat eine gute Aufnahme gefunden.

Über die neueste bildende Kunst ließe sich vielleicht am ersten einiges mittheilen. Dresden liegt in unserer Nähe, wir sind nicht unbekannt mit dem, was dort geschieht, und dieses verdient wohl, daß man gutes davon sage. Sowohl auf diesem, als auch auf manchem anderen Wege, wünschte ich Ihnen nützlich seyn zu können, um so mehr als die K. K. Academie der vereinigten bildenden Künste mir die Ehre erzeigt hat, mich unter ihre Glieder aufzunehmen. Mögen Sie mich des Herrn Grafen von Metternich Excell. gelegentlich gehorsamst empfehlen.

Im May findet mich ein Brief von Ihnen wohl in Carlsbad.

1315.

An F. v. Müller.

Ew. Hochwohlgeb.

theile eine kleine Tragödie[1] mit, die viel Verdienst hat und, wohl gespielt, auf unserem Theater ihren Effect nicht verfehlen dürfte. Was sagen Sie dazu? Ich sollte denken, daß mit Veränderung einiger Stellen das Ganze wohl ohne Verletzung unserer Gäste aufgeführt werden könnte.[2]

---

[1] Theodor Körners „Toni"; Goethe hatte sie und „Die Sühne" am 14. April bei Hofe vorgelesen; aufgeführt wurde sie an der Weimarer Bühne zum ersten Male am 6. Juni.

[2] Vergl. Seite 183.

Ich wünschte es freylich sehr, weil Theaterstücke von dieser Brauchbarkeit gegenwärtig sehr selten sind. Vielleicht sprechen Sie Sonntag früh bey mir ein, da sich denn das Nähere besprechen läßt.

Mich bestens und schönstens empfehlend

Weimar
den 17. April
1812.

Goethe.

1316.*

An C. G. Körner.

Nachdem schon so manches Liebe und Gute, verehrter Freund, mir von Ihnen zugekommen, haben Sie mir durch die letzte Sendung eine ganz besondere Freude gemacht. Die beyden Stücke[1] Ihres lieben Sohns zeugen von einem entschiedenen Talente, das, aus einer glücklichen Jugendfülle, mit Leichtigkeit und Freyheit, sehr gute und angenehme Sachen hervorbringt. Diese Stücke waren mir besonders in dem gegenwärtigen Augenblicke höchst erwünscht: denn nachdem wir ein herrliches Stück von Calderon, das Leben ein Traum, glücklich aufgeführt, so waren wir im Begriff auf den Sandbänken der neuesten dramatischen Litteratur zu stranden; durch diese freundliche Beyhülfe sind wir aber auch fürs Frühjahr flott.

Wir können die zwey Stücke besetzen, ohne daß ein Schauspieler in beyden vorkommt, wodurch sie zu gleicher Zeit eingelernt werden können und jedes für sich wieder besonders abgerundet werden kann. Es freut mich, daß eben jene Heiterkeit der Jugend weder Gift noch Galle in diesen Productionen aufkommen läßt, sondern die Gegenstände so behandelt, als wenn sie in der moralischen und

[1] „Toni“ und „Die Sühne“.

ästhetischen Welt abgeschlossen wären, ohne mit der politischen in Verbindung zu stehen ...

Ich billige es sehr, daß Ihr lieber Sohn kleinere Stücke macht, und Gegenstände wählt, die sich in wenigen Personen aussprechen. Die Breite giebt sich ohnehin nach und nach und man macht nicht so unendliche faux-frais, als wenn man aus der Breite in die Enge gehen will; was hat sich nicht Schiller für Schaden gethan, als er so vaste Conceptionen dramatisch und theatralisch behandeln wollte. Seine meisten Stücke, wie sie zusammengeschnitten werden mußten, sehen jetzt rhapsodisch aus und die kostbaren Einzelnheiten, die nur schroff neben einander stehen, machen uns zwar immer erstaunen, aber sie verfehlen den reinen ästhetischen Effect, der nur aus dem Gefühl des Ganzen entspringt.

Wenn Sie mir etwas von des jungen Mannes Lustspielen schicken wollen, wird es mir sehr angenehm seyn, damit ich ihn auch von dieser Seite kennen lerne. Ich wünsche, daß er seine Gegenstände immer so richtig greife, wie in den beyden vorliegenden Stücken.

Was die Verse betrifft, so haben auch diese eine erwünschte Facilität und Klarheit; dabey mag der liebe junge Dichter ja festhalten und nicht künsteln. Nirgends ist die Pedanterey, und also auch die rhythmische, weniger am Platze, als auf dem Theater. Da verlangt man unmittelbare Wirkung, und also die größeste Deutlichkeit.

Hat er aber ein Stück fertig und will sich selbst ein wenig controlliren, so suche er allen hiatus wegzubringen, so wie im Jambus die kurzen Sylben an den langen Stellen.

Da er, wie ich aus seinen kleinen Gedichten weiß, die lyrischen Sylbenmaaße in seiner Gewalt hat, so bringe er sie, wie er auch hier gethan, ins rhythmische Drama: er mache sich jene Sylbenmaaße zu eigen, die in Schlegels Calderon und in Werners Stücken vorkommen, und bediene

sich deren nach seinem Gefühl, so wird er sie gewiß an die rechte Stelle setzen.

Verzeihen Sie, daß ich gewissermaßen nur vom Technischen spreche, dieß ist aber, wie sie wissen, unter Handwerksgenossen der Brauch; denn daß sich das Werk übrigens durch Gehalt und Form empfehle, wird, wie hier der Fall ist, vorausgesetzt.

Will Ihr lieber Sohn mir künftig seine Plane mittheilen, nur ganz kurz, Scene vor Scene mit wenig Worten des intentionirten Inhalts; so will ich ihm gern darüber meine Gedanken sagen; denn wer vergreift sich nicht einmal an einem Stoff! wer verliebt sich nicht einmal in einen undankbaren Gegenstand! und so haben die schönsten Talente Mühe und Zeit verloren.

Ich behalte noch manches in petto, was zu seiner Förderniß dienen kann; denn es ist immer ein Vortheil, auf dasjenige früher gewiesen zu werden, worauf man später selbst kommen würde. Leben Sie recht wohl, den 27. April denke ich schon nach Carlsbad zu gehn, dort findet mich also ein Brief, bey den drey Mohren. Empfehlen Sie mich den lieben Ihrigen, und lassen mich die Zeit wissen, wenn Sie ohngefähr durch Prag gehen. Es wäre nicht ganz unmöglich, daß wir dort zusammenträfen.

Mit den herzlichsten Wünschen

Jena den 23. April 1812. Goethe.

1317.

An F. H. Jacobi.

Deine kostbare Gabe,[1] theuerster alter Freund, hat mich in Jena ereilt, in dem Augenblick, da ich im Begriff

---

[1] Jacobi hatte mit seinem Briefe vom 16. April „einige Autographa" für Goethes Sammlung gesandt.

war nach Carlsbad zu reisen, woher dir denn auch dieses zukommt. Leider hat mich Herr von Burgsdorf verfehlt, und ich ermangele also näherer Nachricht von dir und deinem Befinden. Die übersandten Blätter sind mir von unendlichem Werth; denn da mir die sinnliche Anschauung durchaus unentbehrlich ist, so werden mir vorzügliche Menschen durch ihre Handschrift auf eine magische Weise vergegenwärtigt. Solche Documente ihres Daseyns sind mir, wo nicht eben so lieb, als ein Portrait, doch gewiß als ein wünschenswerthes Supplement oder Surrogat desselben. Sende mir daher was du kannst, und rege mehrere Freunde dazu an; wie leicht giebt jeder den Beytrag eines solchen Blattes, das sonst verloren ginge und dessen Werth derjenige vorzüglich zu schätzen weiß, dessen Denkart im Alter eine historische Wendung nimmt.

Dein Büchlein[1] war mir willkommen, weil ich nach deiner Ankündigung daraus deine Überzeugung, die sich in früheren und späteren Tagen gleich geblieben, und zu eben der Zeit den eigentlichen statum controversiae so mancher philosophischen Streitigkeiten erfahren sollte, deren wunderlichen decurs ich, mit mehr oder weniger Aufmerksamkeit, selbst erlebt hatte. Diesen Gewinn habe ich nun auch davon und soll dir dagegen der gebührende Dank abgestattet seyn. Ich würde jedoch die alte Reinheit und Aufrichtigkeit verletzen, wenn ich dir verschwiege, daß mich das Büchlein ziemlich indisponirt hat. Ich bin nun einmal einer der Ephesischen Goldschmiede,[2] der sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin und in Nachbildung ihrer geheimnis-

---

[1] „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung". Vergl. S. 195.

[2] „Zu Ephesus ein Goldschmied saß", so beginnt das durch Schellings Polemik gegen Jacobi (S. 195) angeregte Gedicht „Groß ist die Diana der Epheser". Zu Grunde liegt Apostelgeschichte 19, 23—40.

vollen Gestalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgend ein Apostel seinen Mitbürgern einen anderen und noch dazu formlosen Gott aufdringen will. Hätte ich daher irgend eine ähnliche Schrift zum Preis der großen Artemis herauszugeben, (welches jedoch meine Sache nicht ist, weil ich zu denen gehöre, die selbst gern ruhig seyn mögen und auch das Volk nicht aufregen wollen,) so hätte auf der Rückseite des Titelblatts stehen müssen: „Man lernt nichts kennen, als was man liebt, und je tiefer und vollständiger die Kenntniß werden soll, desto stärker, kräftiger und lebendiger muß Liebe, ja Leidenschaft seyn."

Du erlässest mir, wie billig, eine weitere Ausführung dieses Textes, denn da du deine Seite so gut kennst, so weißt du ja auch alles, was die anderen zu sagen haben.

Erlaube mir, im dritten Theile meines biographischen Versuchs[1] deiner in allem Guten zu gedenken. Die Divergenz zwischen uns beyden war schon früh genug bemerklich, und wir können uns Glück wünschen, wenn die Hoffnung, sie, selbst bey zunehmendem Auseinanderstreben, durch Neigung und Liebe immer wieder ausgeglichen zu sehen, nicht unerfüllt geblieben ist.

Lebe wohl, laß mich bald wieder etwas von dir vernehmen und fahre fort meine handschriftlichen Schätze zu vermehren, die, seit jenem ausgesendeten gedruckten Verzeichniß, ansehnlich zugenommen haben.

Empfiehl mich den lieben Deinen und Herrn Generalsecretaire Schlichtegroll. Möge dir deine Reise geistig und leiblich zu Nutzen kommen.

Carlsbad den 10. May 1812.

Goethe.

---

[1] „Dichtung und Wahrheit", 3. Teil, erschien im Mai 1814.

1318.

An Cotta.

Wie sehr hätte ich seit dem siebzehnten vorigen Monats gewünscht, daß der edle Schiller noch leben möchte; er war bey unsern Angelegenheiten ein so lieber als glücklicher Mittelsmann. Was mich betrifft; so fühl ich immer aufs neue wie peinlich es ist, mit Personen, mit denen man nur in sittlichem Verhältniß zu stehen wünscht, über öconomische Gegenstände zu handeln. Daher lies uns auch wohl beyde unsere letztere Zusammenkunft unbefriedigt und ich fühle mich gedrungen, nunmehr nachzuhohlen, was ich damals zu eröffnen versäumte.

Ich kann nämlich meine biographischen Arbeiten vorerst nicht weiter publiciren, wenn Ew. Wohlgeb. den Band nicht mit zweytausend Thalern honoriren können, so daß ich auch auf den ersten fünfhundert Thaler Nachschuß erhielte. Ich beziehe mich auf alles, was ich früher über meine Lage eröffnet und füge nur soviel hinzu: daß abermals dringende Umstände meine Erklärung beschleunigen, mit der ich ungern hervortrete.

Darf ich Sie um eine baldige Antwort ersuchen?[1] da ich, im bejahenden Falle, Anfangs August nach Weimar zu gehen, im verneinenden meinen Sommer und Herbstbeschäfftigungen eine andere Richtung zu geben gedencke.

Hochachtend und vertrauend!

Carlsbad, d. 10. May 1812.
bey den drey Mohren.

Goethe.

---

[1] Cotta erwiderte am 23. Mai: „Euer Excellenz können von mir versichert seyn, daß ich immerhin das Aeußerste thun werde Ihre Wünsche zu erfüllen und so habe ich also noch Rthlr. 500 für Honorar Nachschuß der Biographie 1°, so wie für die folgenden Theile jeden à 2000 Rthlr. nach Ihrem gnädigen vom 10ten bemerkt — unerachtet ich Sie versichern kan, daß der Kaufmann hier ganz leer ausgehet.“

1319.*

An C. G. Körner.

Ihr lieber Brief, theuerster Freund, ist mir in Carlsbad gleich nach meiner Ankunft geworden und hat mich dessen Inhalt sehr erfreut. Nun erhalte ich von Weimar ein Schreiben[1] aus dem ich eine Stelle sogleich mittheilen muß.

„Die Sühne ist gestern sehr gut gegeben worden und hat ausserordentliche Sensation gemacht. Das Stück packte schnell und ging schnell vorüber, deswegen mir es lieber ward, als der vierundzwanzigste Februar.[2] Die Herzogin wollte den Verfasser wissen."

Ich war von der guten Wirkung voraus überzeugt und tröstete mich deshalb, daß ich weggehen mußte ohne Leseprobe von beyden Stücken halten zu können. Das zweyte wird eben so reüssiren; es ist vollkommen passend ausgetheilt; Frau von Heygendorf hat die Heldin übernommen ...

Nach Vorstellung des zweyten Stücks soll der Name des Verfassers publicirt werden, wenn er inzwischen nicht sonst auskommt. Ich habe es durchaus vortheilhaft gefunden, die ersten Stücke eines jungen Autors ohne seinen Namen zu geben, damit sich nichts persönliches in den Empfang mische.

Ob ich so glücklich seyn kann Sie im halben Juli in Prag zu sehen, hängt noch von vielen Zufälligkeiten ab; Sie sind überzeugt, daß ich es herzlich wünsche. Vor Johanni werde ich darüber das Nähere sagen können.

Wenn Ihr lieber Sohn, nach seinem Aufenthalt in dem großen Wien, eine Zeitlang in dem kleinen Weimar ausruhen will, so soll er uns sehr willkommen seyn. Ich

---

[1] Von Kirms.

[2] Von Werner.

wünsche, daß ihn alsdann unser Theater anregt, etwas auf der Stelle zu schreiben, um es sogleich aufgeführt zu sehen, wozu ihm denn die beyden ersten Stücke ganz freundlich vorleuchten werden.

Das beste Lebewohl! Goethe.

C. B. den 14. May 1812.

1320.*

An Zelter.

... Von mir selbst und meinem Thun habe ich weiter nichts zu sagen, da Sie zu Michaelis wieder ein biographisches Bändchen aufsuchen wird. Betrachten Sie es freundlich. Es ist freylich nur der tausendste Theil von dem, was in jener Epoche auf mich losgehämmert und in mir gewaltig widerstanden und entgegengewirkt hat; da aber eigentlich eine solche Schrift nicht zu ernsthaft werden soll, so ist es besser, daß man ihr eine gewisse specifische Leichtigkeit giebt, damit sie nicht, wie so viel anderes Bessere, für den Augenblick untergehe ...

Beethoven habe ich in Töplitz kennen gelernt.[1] Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt; allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar gar nicht Unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freylich dadurch weder für sich noch für andere genußreicher macht. Sehr zu entschuldigen ist er hingegen und sehr zu bedauern, da ihn sein Gehör verläßt, das vielleicht dem musicalischen Theil seines Wesens weniger als dem geselligen schadet. Er, der ohnehin laconischer Natur ist, wird es nun doppelt durch diesen Mangel.

Und nun nur noch ein herzliches Lebewohl!

Carlsbad den 2. September 1812. G.

[1] In Karlsbad traf Beethoven laut Goethes Tagebuch dann am 8. September ein.

1321.

An C. G. Körner.

Daß Ihr Aufenthalt in Wien glücklich und fröhlich gewesen, vernehme ich mit viel Vergnügen und danke nur mit wenig Worten sogleich für das übersendete größere Stück. Toni habe ich in diesen Tagen recht gut und mit Beyfall aufführen sehen. Zu der kleinen Posse[1] haben unsere Schauspieler gleichfalls Lust; nur weniges wird abzuändern seyn. Das große Stück[2] wird schon mehr Bedenken finden. Ich habe auch darin das sehr schöne Talent Ihres lieben Sohnes bewundert. Über die Möglichkeit und Räthlichkeit einer Aufführung[3] desselben spreche ich alsdann, wenn ich mit mehreren Freunden Rath gepflogen. Vielleicht läßt sich alles bey Ihres Theodor's Gegenwart hier am Orte arrangiren und abthun. Möge sein Besuch von guter Vorbedeutung seyn, daß wir uns in Weimar und Dresden öfter als bisher geschehen, wieder finden und durch wechselseitige Einwirkung beleben. Für dießmal ein herzliches Lebewohl und die schönsten Empfehlungen an die werthesten Ihrigen.

Weimar, den 5. October 1812. Goethe.

1322.*

An C. v. Knebel.

. . . Hier interessirt uns hauptsächlich die handschriftlich bekannte Correspondenz des Herrn Baron von Grimm.[4] Es

---

[1] „Der Nachtwächter", Erstaufführung 1. März 1813.

[2] „Zriny", das Körner am 24. September gesandt hatte.

[3] Sie erfolgte erst am 12. Oktober 1816.

[4] Grimm und Diderot, „Correspondance littérare"; Goethes Tagebuch verzeichnet vom 10. bis 21. Oktober die Beschäftigung mit „Grimms Litterar-Correspondenz."

bleibt immer ein höchst bedeutendes Werk, ein reiches Document einer einzigen Zeit. Jedermann kann sich daraus etwas anders zueignen, und doch ist es nicht ungerecht zu sagen: man erfährt viel dadurch, aber man lernt nichts daraus.

Ich habe mir den Spaß gemacht, alle Worte auszuziehen, wodurch Menschen sowohl als literarische und sociale Gegenstände verkleinert, gescholten oder gar vernichtet werden, und ich denke daraus ein dictionnaire détractif zu bilden, welches dem dictionnaire des négations des Herrn Pougens zum Supplement dienen mag. Geisterhebendes findet sich wenig. Voltaire ist im Verschwinden, Rousseau im Verborgnen, Buffon macht kein eigentliches Aufsehen, d'Alembert, Helvetius und andere erscheinen auch nur von ihrer klugen Seite. Die alten Literatoren sterben achtzigjährig und von dem Neuen soll nichts gelten. Die nordischen Heroen Catharina, Friedrich, Gustav, der Erbprinz von Braunschweig und andere erscheinen als erbärmliche Tributairs des französischen Sprach- und Schwätzübergewichts. Zwey einzige Figuren halten sich aufrecht in dem socialen, politischen, religiosen Conflict, wo immer einer den andern zu vernichten sucht, und die beyden sind Diderot und Galliani.

Verzeih, daß ich dir vorgreife. Du wirst es bald selbst in die Hände nehmen und da du viele persönlich gekannt hast, manche angenehme Erinnerung haben . . .

Für die Stelle von Calderon[1] danke ich. Sie ist zart und hübsch. Leider werden wir Deutsche eben seine zarte Seite mit unserer schwachen in Rapport setzen. Von seiner wahren Stärke ist noch wenig Begriff unter uns (vid. des Herrn Schulze christliche Saalbaderey über den standhaften Prinzen).[2] Das Leben ein Traum ist wieder fürtrefflich

---

[1] In der Uebersetzung von Helmine v. Chezy.

[2] Joh. Schulze „Ueber den standhaften Prinzen des Don Pedro Calderon" (1811).

und glücklich aufgeführt worden.[1] Einsiedel hat den wundervollen Magus übersetzt. Es ist das Sujet vom Doctor Faust mit einer unglaublichen Großheit behandelt.

Für dießmal nicht weiter. Sobald wir Gewißheit haben, wenn Iffland kommt, so melde ich's, damit du dich darnach einrichtest. Und somit ein herzliches Lebewohl.

Weimar den 17. October 1812. G.

1323.

An Zelter.

Hier kommt denn auch der zweyte Theil meines wieder aufgefrischten oder aufgewärmten Lebens, wie man es nennen will. Möge er Sie im Ganzen an mich erinnern und im Einzelnen aufregend seyn. Verzeihen Sie, wenn ich dießmal nichts weiter sage, denn wenn ich länger zaudre, so kommt das Büchlein nicht von der Stelle, wie es denn schon seit acht Tagen auf Absendung harrt und hofft. Wie vieles in diesem Werklein ist unmittelbar an Sie gerichtet! Wäre ich meiner abwesenden Freunde nicht eingedenk, wo nähm ich den Humor her, solche Dinge zu schreiben?

Ein tausendfaches Lebewohl!

Jena den 3. November 1812. Goethe.

1324.

An Christiane v. Goethe.

Da man euch liebenswürdige, unruhige Ungethüme doch einmal nicht los wird, man mag sich stellen wie man

---

[1] In Schlegels Uebersetzung am 14. September und 14. Oktober.

will, so soll es mir recht angenehm seyn zu hören, daß ihr[1] in der Sonne glücklich angekommen seyd. Laßt mir es melden, und wenn es schön Wetter ist, so kann der Morgen noch zu Spaziergängen und Besuchen, ist es häßlich, zu Revision meiner kleinen Haushaltung angewendet werden. Ich bin sehr zufrieden mit Heinrichen und der Köchinn, ja der Ernst, womit wir die Sache treiben, ist eine Lust und Spaß. Um nicht aus dem Gleise zu kommen, habe ich einen Karpen von Winzerle für mein Geld kommen lassen und die Pohlnische Sauce gleich aus der Tasche bezahlt. Das dient zur Unterhaltung, will aber zugleich soviel sagen, daß ihr hoffentlich soviel mitbringen werdet, um die genaue Wirthschaft für das herrliche Gastmahl zu entschädigen, welches euch bereitet ist, und das ich so eben mit der Köchinn verabredet habe.

Ein Brief, den du inzwischen erhalten hast, hat dir gesagt, daß ich mich wenigstens für den Augenblick an den Languedoc halten muß. Bringe also von diesem ein halb Dutzend Flaschen mit, von dem Elsasser dagegen können wir einige mit zurück nehmen.

Es ist mir sehr angenehm, daß wir gerade am Ende von diesen acht Tagen alles besprechen können. Wenn es sich fortsetzen läßt wie es angefangen ist, so kann es von den schönsten Folgen seyn. Nur bedaure ich euch freylich, daß ihr in Absicht auf die Küche nun leidet; doch kann es euch in diesem Puncte niemals so schlimm ergehn als es mir ergangen ist.

Ein herzliches Lebewohl auf baldiges Wiedersehn.

Jena den 6. Nov. 1812.

G.

[1] Christiane und Caroline Ulrich.

Nachschrift.

Gestern Abend habe ich auch Minchen[1] wieder gesehn. Ich überließ es dem Zufall wie ich mit ihr zusammen kommen sollte. Der hat sich auch recht artig erwiesen, und es war eben recht. Sie ist nun eben um ein paar Jahre älter. An Gestalt und Betragen u. s. w. aber immer noch so hübsch und so artig, daß ich mir gar nicht übel nehme, sie einmal mehr als billig geliebt zu haben.

Überhaupt kommt mir dießmal in Jena alles völlig wie vor mehreren Jahren vor. Knebel ist ganz allerliebst, und eine gewisse vernünftige Thätigkeit und Denkweise scheint wieder aufzutauchen, da wir bisher unter Bestialitäten mancherley Art gelitten haben. Wenn des guten Voigts Coffre[2] nicht wäre, so wüßte ich nichts zu wünschen, denn was meine Arbeiten betrifft, so ist für die kurze Zeit genug geschehn.

1325.*

An C. F. v. Reinhard.

Am 4. November ist mein zweyter Band von Jena an Sie abgegangen; am 7. fühlten Sie sich freundlich gedrungen, mir wieder einmal mit heiterer Zutraulichkeit zu schreiben. Darauf will ich sogleich dankbarlich erwidern, und zwar wie es mir nicht oft geschieht, Ihren Brief vor den Augen und punctweise wie Sie gesprochen haben.

Was ich Ihnen jedesmal schreibe ist eigentlich nur zwischen uns beyden. Mögen Sie etwas davon irgend

---

[1] Minna (Wilhelmine) Herzlieb (Bd. V, S. 306) war am 24. Oktober bei Frommanns eingetroffen als Braut von Joh. Gottfried Pfund; die Verbindung wurde jedoch wieder gelöst.

[2] Das Tagebuch berichtet am 4. Oktober: „Professor Voigt von Gotha kommend, der seinen Koffer verloren hatte."

jemandem mittheilen, so werde ich so wenig dazu scheel sehen, als wenn Sie ein zwischen uns zweyen angefangenes Gespräch in Gegenwart eines dritten fortsetzen. Das Recht, das Sie ihm geben, gestehe ich ihm gern zu.

Von der Kaiserinn von Östreich[1] habe ich mir abgewöhnt zu reden. Es ist immer nur ein abstracter Begriff, den man von solchen Vollkommenheiten ausdrückt, und da mich im Innersten eigentlich nur das Individuelle in seiner schärfsten Bestimmung interessirt, wovon mein zweyter Band wohl auch wieder ein Beleg seyn wird; so fühle ich mich im Stillen glücklich, eine solche ungemeine Personalität im Busen immerfort wieder aufzubauen und mir selbst wieder darzustellen, da ich das Glück gehabt habe, ihre besonderen Züge mir zu vergegenwärtigen und sie festzuhalten.

Mein allerliebstes Abenteuer mit Fräulein Sophie[2] giebt zu sehr ernsthaften Betrachtungen Anlaß. Die wahren Tugenden und die wahren Mängel eines Menschen kommen nie zur Evidenz, und was man von ihm hin und wieder trägt, sind alberne Mährchen. Bey sehr vielen Gebrechen, die ich wohl eingestehe, war Undankbarkeit gegen schöne Augen und Gefräßigkeit nie mein Fehler. Es sind mir oft Geschichten erzählt worden, was ich sollte gethan und gesagt haben, und da habe ich auch nicht eine darunter gefunden, die mich gefreut hätte, die im Guten oder Bösen, zu meinem Vortheil oder Nachtheil, in dem Sinn meiner Natur und meiner Art zu seyn wäre erfunden gewesen.

Ich könnte diesen Halb-Ernst mit einem Ganz-Ernst schließen. — Grüßen Sie indessen das schöne Kind und lassen Sie uns allseits auf ein fröhliches Wiedersehen hoffen . . .

---

[1] Vergl. Seite 124 f.

[2] Sophie v. Reinhard — „die Sie in Carlsbad als ein kleines naseweises Ding von sechs Jahren gekannt haben", so hatte Reinhard am 7. November geschrieben und hinzugefügt, die Gräfin Potocka habe durch jemand, der Sophie zu

Daß Moskau verbrannt ist,[1] thut mir gar nichts. Die Weltgeschichte will künftig auch was zu erzählen haben. Delhi[2] ging auch erst nach der Eroberung zu Grunde, aber durch die ††††† der Eroberer, Moskau geht zu Grunde nach der Eroberung, aber durch die ††††† der Eroberten. Einen solchen Gegensatz durchzuführen würde mir außerordentlichen Spaß machen, wenn ich ein Redner wäre. Wenn wir nun aber auf uns selbst zurückkehren und Sie in einem so ungeheuern, unübersehbaren Unglück Bruder und Schwester und ich auch Freunde vermisse, die mir am Herzen liegen, so fühlen wir denn freylich, in welcher Zeit wir leben und wie hoch ernst wir seyn müssen, um nach alter Weise heiter seyn zu können.

Hier muß ich Lodern[3] nennen, mit dem ich in einer sehr schönen Lebensepoche vertraut und glücklich war; der von Jena nach Halle zog und von da wegen irgend einer chirurgischen Operation auf kurze Zeit nach Polen reiste und dadurch zufällig dem 14. October und den übrigen sämmtlichen angenehmen October Tagen entging, und sich deshalb glücklich pries, nicht zurückkehrte, erst in Petersburg verweilte, dann in Moskau fußte und jetzt von dem Strome des Zeitgeschicks dort so wunderlich als fürchterlich ereilt wird.

Was mir in meinem Leben Ähnliches[4] begegnete ist nur eine Comödie dagegen. Ich zog mich mit den unbesiegt-krebsgängigen Preußen von Valmy auf Hans, und von

Dresden an einer Tafel an Goethes Seite gesehen, erfahren: „Sophie habe mit ihren schönen großen Augen bewundernd nach Goethe hinaufgeblickt, während er sich das Essen recht gut habe schmecken lassen, was man sehr unsentimentalisch gefunden."

[1] Reinhard hatte geschrieben: „Ueber den Brand in Moskau und über die Aufschlüsse, die wir über dieß übelberechnete, beispiellose Ereigniß erhalten, lassen Sie mich schweigen."

[2] Delhi oder Dehli, einst die größte Stadt Indiens und Residenz der Groß-mogule.

[3] Justus Christian Loder (1753—1832) war 1778—1803 Professor der Anatomie in Jena gewesen. (Zuerst erwähnt Bd. II, S. 211.)

[4] Vergl. Bd. IV (S. 1—32) und „Campagne in Frankreich".

da immer so fort über die Aisne und Mosel nach Luxemburg und Trier bis Koblenz zurück. Da mochte ich dieses brillante kriegerische Schicksal nicht mehr theilen und ging den Rhein hinab nach Düsseldorf. Kaum hatte ich da vierzehn Tage in seligen Familienscenen zugebracht, so wurde ich mit der großen Emigranten Masse (lauter Edel- und guten Leuten, die kein schwarz Brod aßen) über Münster und Paderborn dergestalt ungeschickt in das Herz von Deutschland getrieben, daß ich, in Cassel, des Nachts im Wirthshaus anfahrend, deutsch reden mußte, um vom Kellner aufgenommen zu werden.

Verzeihen Sie diese Reminiscenzen und geben Sie den langen Jenaischen Abenden die Schuld, daß ich Ihnen solche vorerzähle: denn was haben Sie nicht aus jenen Zeiten zu entgegnen!

Wie mir nach solchen Betrachtungen die Legenden- und Sagen Almanache[1] munden, ermessen Sie von selbst am besten. Die Talente der Dichterinnen und des bildenden Künstlers müssen wir wohl gelten lassen. Daß sie aber unter einander gerade ihre Fehler und Mängel hegen und pflegen, kann ich nicht gut heißen. Verargen darf ich es jedoch um so weniger, als das deutsche Publicum, ein ägyptischer Brut Ofen, über solchen Windeyern am liebsten brütet.

Möge Ihnen und den Ihrigen der feste Grund und Boden wie den Nachkommen jener alten Heiligen gedeihen!

So weit war ich mit dem redlichen Commentar, der Paraphrase Ihres lieben Schreibens gelangt, als mir einfiel, noch etwas Eignes[2] hinzuzufügen.

wie immer

Jena den 14. November 1812. G.

---

[1] „Taschenbuch der Sagen und Legenden", herausgegeben von Amalie v. Helvig und Baron de la Motte-Fouqué (Berlin 1812).

[2] Das Gedicht „Groß ist die Diana der Epheser".

Daß manches im Literarischen vorgeht, was mir nicht gefällt, darf ich wohl nicht betheuern, daß ich mich manchmal darüber auch wohl äußern könnte und sollte, da ich denn doch auch ein public character bin, will ich nicht in Abrede seyn. Dieß ist nun aber einmal nicht meine Art, dagegen meine größte Lust, ein Schnippchen, nicht in der Tasche, sondern am Kamin zu schlagen, wenn ich mir's mit guten Freunden so leidlich als möglich behagen lasse. Soviel zu Entschuldigung des vorstehenden Spaßes! Und nun kein Wort mehr, als daß ich Ihnen herzlich ergeben bin.

1326.*

An Christiane v. Goethe.

Wir können nicht anders sagen, als daß vor wie nach alles sehr gut geht; die Köchinn sowohl als Heinrich gehen in ihrer Regel fort, und so weiß man täglich und wöchentlich, woran man ist, worauf denn doch am Ende alles ankommt. Meine Geschäfte und Ausarbeitungen machen sich auch gut, ja es thut sich sogar noch manches unerwartet Angenehme hervor . . .

Wir vernehmen, daß große Bewegungen in Jena waren, wegen Tag und Stunde des Tanzens, auch sind uns die allerverschiedensten Nachrichten davon zugekommen. Nun aber scheint es gewiß, daß Sonntag ein Thé dansant seyn soll, und ich erwarte daher die so liebe als unruhige Nachbarschaft Sonntags früh, damit ja nicht die Weimaraner in Nichtachtung des Theaters den Jenensern ein böses Beyspiel geben.

Wie es hernach zu halten sey, wird sich besprechen lassen, vorzüglich aber will ich anrathen, daß an Victualien und sonst allem Guten, ein hinreichender Transport mit herüber

komme; damit nicht, wie schon mehr geschehn, mein Ende das Mittel und den Anfang aufzehre ...

Denn übrigens wollen wir an unserm Leibe und Gaumen nicht sparen, noch auch sonst knickern, deswegen sende und bringe noch etwas Languedoc, welcher nun einmal an der Tagesordnung ist.

Hiermit wollen wir denn abgeschlossen haben; denn ich wüßte nichts weiter hinzuzuthun. Sehr angenehm würde es mir seyn, zu vernehmen, wie Romeo und Julie[1] reüssirt, wie es mit dem Herbsttag[2] abgelaufen. Ich weiß recht wohl, daß ihr ein so rasches Leben habt, daß ihr an Abwesende nicht denken könnt; aber daß ihr, so wie der Assessor,[3] von den unendlich langen Tagen auch nicht einmal eine Viertelstunde abmüßigen könnt, um mich in den unendlich langen Jenaischen Winterabenden einigermaßen zu unterhalten, kann ich nicht gut finden. Ihr solltet bedenken, daß es mit den Äugelchen nicht mehr gehn will, die man denn doch am Ende zu Hülfe rufen müßte, wenn ihr gar zu sorglos seyd. Mit dieser Drohung empfehle ich mich zum schönsten.

Jena den 17. Nov. 1812. G.

1327.

An B. G. Niebuhr.

Als ich Ihren liebwerthen Brief in Carlsbad erhielt, wünschte ich mir nichts mehr, als daß auch Ihr zweyter Theil[4] zugleich mit angekommen wäre: denn dort ist mir erlaubt, eine Folge von Tagen auf Einen Gegenstand zu

---

[1] In Goethes Bearbeitung am 14. November aufgeführt.
[2] Ifflands „Herbsttag", am 16. November gegeben.
[3] August.
[4] Der „Römischen Geschichte".

verwenden; und welcher verdiente es mehr als Ihr Werk? Nun bin ich schon wieder acht Wochen in Weimar, drey in Jena und hatte selten das Glück, wenige Stunden hinter einander meine Gedanken auf Einen Punct zu richten. Auch gegenwärtig erlange ich nur durch einen Anlauf, durch eine eigne Resolution, daß ich mich mit Ihnen unterhalten kann.

Mein Interesse an Ihren Bemühungen ist immer dasselbe und es ist immer im Wachsen. Lassen Sie mich das Allgemeine statt des Besonderen aussprechen! Das Vorübergegangene kann unserm innern Aug und Sinn als gegenwärtig erscheinen durch gleichzeitige schriftliche Monumente, Annalen, Chroniken, Documente, Memoires, und wie das alles heißen mag. Sie überliefern ein Unmittelbares, das uns, so wie es ist, entzückt, das wir aber auch wohl wieder, um andrer willen, aus hunderterley Trieben und Absichten vermitteln möchten. Wir thun's, wir verarbeiten das Gegebene, und wie? als Poeten, als Rhetoren! Das ist von jeher geschehn, und diese Behandlungsarten äußern große Wirkung; sie bemächtigen sich der Einbildungskraft, des Gefühls, sie füllen das Gemüth aus, bestärken den Charakter und erregen die That. Es ist eine zweyte Welt, welche die erste verschlungen hat. Denke man sich nun die Empfindungen der Menschen, wenn diese Welt zerstört wird und jene nicht dem Anschauen vollkommen entgegentritt.

Höchst erwünscht ist jedem, der zu dem Uranschauen zurückkehren möchte, die Kritik, die alles Secundäre zerschlägt und das Ursprüngliche, wenn sie es nicht wieder herstellen kann, wenigstens in Bruchstücken ordnet und den Zusammenhang ahnden läßt. Aber das wollen die Lebe-Menschen nicht, und mit Recht.

Lassen Sie mich hier eine Kluft überspringen! Hätten wir zusammengelebt, hätte ich das Glück gehabt, von Ihren Untersuchungen seit Jahren unterrichtet zu seyn, so würde ich Ihnen gerathen haben, nach Weise des edlen und lieben St. Croix,[1] Ihre Schrift zu betiteln:

Kritik der Schriftsteller, welche uns die
römische Geschichte überlieferten.

Für mich aber ist das Buch das Buch, und, wie Sie wissen, sind die Titel eine moderne Erfindung. Nehmen Sie also meine Freude, daß Sie in allen Hauptpuncten, was Welt und Völker betrifft, meines Sinnes sind, nehmen Sie meinen Dank, daß Sie mir die römische Geschichte wieder genießbar gemacht haben, indem Sie Sich zur Pflicht machen, die stationairen und retrograden Epochen derselben in's vollste Licht zu setzen. Denn welcher geistreiche Mensch wird leugnen, daß es ihn in seiner Vorstellung genirt habe, wenn eine solche hundertfache Ilias und so unendliche herrliche Helden, die viertausend[2] Fabier mit eingeschlossen, nichts weiter in vierhundert Jahren zu Stande gebracht, als daß die Stadt, der Staat, der eben erst, nach unendlichen Bemühungen, mit den Philistern von Veji fertig geworden, auf die allerkleinstädtischeste Weise am Allia zu Grunde geht, so daß sie ganz wieder von vorne anfangen müssen.

Sieht man nun aber die Sache recht klar und deutlich nach Ihrer Darstellung, so gereicht dieß jenem Volke keineswegs zur Schmach, sondern zur Ehre. — Ich muß zu einem andern Puncte überspringen.

---

[1] Es ist G. de Clermont-Lodève, Baron de Saint-Croix (1746—1809) gemeint.
[2] Tatsächlich vierhundert.

Sie geben den Aristokraten die ganze Schuld des Krebsganges, Sie nehmen Sich der plebs an, und das ist ganz recht und dem unparteiischen Forscher erlaubt zu einer Zeit, wo weder die eine noch die andre mehr existirt.

Noch ein Allgemeines, damit ich nur zu Ende komme! Jeder anfangende Staat ist aristokratisch; er kann sich nur erweitern durch die Menge, die man abhält und niederhält, bis sie sich in gleiche Rechte setzt; und von dem Augenblicke an wird die Monarchie verlangt, die denn auch nicht fehlen kann, und von da aus kann sich's auf mancherley Weise wieder zurück und vorwärts wälzen. Denn alle drey Zustände (Zustand ist ein albernes Wort; weil nichts steht und alles beweglich ist) alle drey Verhältnisse leiden eben an dem Beweglichen, welchem das Rechte und Große, wie das Schlechte und Lose, zum Spiele dient, damit ja alles geschehe.

Auf die Weise wie vorsteht (ich sehe nur einen Augenblick zurück), wenn sie gleich etwas wunderlich ist, hoffe ich doch, Sie zu überzeugen, daß man nicht einen innigern Antheil nehmen kann an Ihren Arbeiten, selbst in's besonderste. Ihre beyden Bände, und so der dritte, so die folgenden, werden mich stets begleiten, wohin mich auch mein bewegliches Jahr führt, und weder Sie noch ich können voraussehn, was ich Ihnen alles verdanke; das Tüchtig-Regsame ist ganz allein wohlthätig! —

Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber wohl die wandelnden Menschen! und warum sollte ich nicht hoffen dürfen, Ihnen irgendwo zu begegnen? Lassen Sie mich diesem Blatte, wie ich so gern einem jeden, das von mir ausgeht, thun möchte, die clausulam salutarem hinzufügen: daß es Ihnen wo nicht einsichtig und zulänglich, doch herzlich und wohlgemeynt erscheinen möge.

Mit herzlichen Wünschen! Goethe.

Jena den 23. November 1812.

1328.

An Gräfin Josephine O'Donell.[1]

Hier bin ich nun, verehrte Freundinn, wo Sie mich wissen wollten; in dem Kreise, dem ich mich seit so vielen Jahren gewidmet habe. Ich wäre sehr undankbar, wenn ich nicht zufrieden seyn, und sehr unruhig, wenn ich mich wo anders hinsehnen wollte; doch erlaube ich mir oft, in Gedanken zwischen dem goldenen Schiffe[2] und dem Herrnhause hin und her zu wandeln; so wie zwischen Töplitz, Culm und manchen andern schönen Gebirgsgegenden. — Ich befinde mich so wohl als ich's verlangen kann, habe seit jener Zeit an keinem entschiedenen Übel gelitten und schicke mich, wie billig, in das, was die Jahre nicht mehr bringen, sondern nehmen. Ich sage das, um Ihre freundliche Theilnahme zu erwidern, und wünsche nun auch zu vernehmen, daß Sie Sich wohl befinden; möchten Sie bald Lust und Freyheit haben, mir es zu sagen und mir dabey zugleich versichern, daß unsere allverehrteste Frau und Herrin[3] Sich

---

[1] Geborene Gräfin Gaisruck, Witwe des österreichischen Finanzministers Graf Joseph O'Donnell. Sauer in „Goethe und Oesterreich" schildert sie als eine echte Wienerin und berichtet: „Französisch gebildet stand sie der deutschen Literatur fast ebenso fern wie ihre Herrin; aber es beweist doch, daß der österreichische Adel von der neuen literarischen Bewegung ergriffen war, wenn wir hören, daß ihr Gatte ihr „Hermann und Dorothea" vorgelesen habe. Durch ihren Stiefsohn, den vortrefflichen Grafen Moritz O'Donell, den Schwiegerenkel des Fürsten de Ligne, den Freund Adam Müllers, ward sie in die romantischen Kreise hineingezogen. Eine durchaus tüchtige, treue Natur war sie der Freundschaft würdig, die ihr Goethe in wahrer Anhänglichkeit widmete."

[2] Goethes Wohnung in Teplitz.

[3] Marie Louise, Kaiserin von Oesterreich, die Goethe in Karlsbad 1810 (S. 124) in mehreren Gedichten gefeiert hatte. Am 9. Juli 1812 hatte Goethe aus Teplitz an Christiane geschrieben: „Fast alle Morgen habe ich das Glück gehabt, der Kayserin vorzulesen. Sie spricht meistens dazwischen und äussert sich über die bedeutendsten Gegenstände mit ausserordentlichem Geist und Originalität. Man kann sich kaum einen Begriff von ihren Vorzügen machen. Ihr werdet über gewisse Dinge, die ich zu erzählen habe, erstaunen, beynahe erschrecken. Schon dreymal war

im vollkommensten Wohlseyn befinde: denn, ich will gern gestehn, ich kann's immer noch nicht verwinden, daß ich Sie zuletzt leidend gesehen habe. Die Empfänglichkeit für sinnliche Eindrücke, der ich so viel Gutes verdanke, zieht mir dieses Übel zu, das ich mit einem schmerzlichen Vergnügen ertrage, weil ich mich ebenso deutlich erinnere, wie herrlich Sie in diesen Augenblicken erschien.

Da Sie nun aber allerley Wunderliches von mir gewohnt sind, so muß ich Ihnen erzählen und vertrauen, daß ich mir seit einiger Zeit, obgleich ungern und mit Mühe, von unserer Angebeteten[1] zu sprechen abgewöhnt habe: denn die bravsten und sonst für's Vortreffliche empfänglichen Menschen enthielten sich nicht, mir zu versichern, ich rede enthusiastisch, wenn ich nichts als die reine Prosa zu sprechen glaubte. Es kann zwar seyn, daß wie jener[2] Prosa machte ohne es zu wissen, ich unbewußt poetisch rede. Wäre ich aber auch ein anerkannter Nachtwandler, so will ich doch nicht aufgeweckt seyn und halte mich daher fern von den Menschen, welche nur das Wahre zu sehen glauben, wenn sie das Gemeine sehen.

Nach dieser Klage muß ich mit der Entschuldigung einer andern wunderlichen Idiosyncrasie hervortreten, die Sie schon vor Augen haben, daß ich mich nämlich zu dem Gegenwärtigen einer fremden Hand bediene. Alle meine Freunde haben mich verwöhnt, so daß aus einem Mangel eine Gewohnheit, und aus der Gewohnheit eine Untugend

---

ich zur Tafel geladen. Da ist sie denn, wo möglich, noch heitrer und anmuthiger als sonst; sie neckt diesen oder jenen von den Gästen und reizt ihn zum Widerspruch und weis der Sache zuletzt immer eine angenehme Wendung zu geben." Am 28. Juli hatte die Kaiserin im Laufe eines Gesprächs Goethe aufgefordert, ein Lustspiel zu machen „in dem das Betragen zweier durch eine Wette getrennter Liebenden" dargestellt wurde. Am 30. bereits diktierte Goethe das Lustspiel „Die Wette" seinem Begleiter Riemer.

[1] Marie Louise, Kaiserin von Oesterreich.

[2] Jourdain in Molières „Bourgeois gentilhomme."

geworden ist. Ich bin niemals zerstreuter, als wenn ich mit eigner Hand schreibe: denn weil die Feder nicht so geschwind läuft als ich denke, so schreibe ich oft den Schlußbuchstaben des folgenden Worts ehe das erste noch zu Ende ist, und mitten in einem Comma, fange ich den folgenden Perioden an; Ein Wort schreibe ich mit dreyerley Orthographie, und was die Unarten alle seyn mögen, deren ich mich recht wohl bewußt bin und gegen die ich auch nur im äußersten Nothfall zu kämpfen mich unterwinde, nicht zu gedenken, daß äußere Störung mich gleich verwirren und meine Hand wohl dreymal in Einem Brief abwechseln kann. So ist mir's mit Vorstehendem gegangen, das ich zweymal zu schreiben anfing, absetzte und schlecht fortsetzte; jetzt entschließ ich mich zu dictiren, es ist, als wenn ich mit Ihnen spräche, und die Erinnerung Ihrer Persönlichkeit, Ihrer Gestalt, Ihres freundlichen Wesens giebt mir keine Zerstreuung, weil Sie es ja sind zu der ich mich wende, indem ich dieß ausspreche.

Gilt dieses klägliche Bekenntniß, diese unschuldige Entschuldigung vor Ihrem freundschaftlichen Herzen, so wird die Pause zwischen meinen Briefen künftig nicht so lang seyn, alsdenn erleide ich keine Störung von der im Garten dejeunirenden Freundinn, noch von der anständigen ernsten Dame, welche mir Documente zurückfordert, noch von der pfirsichblüthfarbenen Soubrette;[1] allen, denk' ich alsdenn, habe ich etwas zu sagen, das sie nicht verdrießen wird und woraus denn doch auch kein Geheimniß zu machen wäre.

---

[1] Gräfin O'Donell hatte in der „Wette" die Rolle der Leonore spielen sollen, wie aus dem Gedicht „Gräfin O'Donell als Eleonore" ersichtlich ist. Die Soubrettenrolle des Stückchens ist Friederike, und ihren Brief an Goethe vom 10. August 1812 hat die Gräfin auch mit Friederike unterzeichnet. Wie Goethe in obenstehendem Briefe sie dreifach charakterisiert, so hat er ihr in der „Wette" also eine Doppelnatur gegeben.

Sollte ich nun weiter fortfahren und von meinem nächsten Leben etwas erzählen, so wüßte ich es nicht recht anzufangen: denn da Ihnen weder die Localitäten meiner Lebensbühne, noch die Personen des Drama's, in welchem ich den maître Jacques[1] zu spielen die Ehre habe, bekannt sind, so gäbe es keine eigentliche lebhafte Darstellung, und das Allgemeine, die Resultate sind von keinem großen Belang. Acht Wochen war ich in Weimar und drey bin ich nun hier; morgen erwarte ich den Herzog, den eine Jagdpartie über den Schnee in diesen Musensitz führt. Er war bereit, in jenes Album ein freundliches Wort einzuschreiben, welches freylich gleich ein Hoffnungswort, ein Wort des Wunsches werden mußte, daß man in jenem Arcadien nächsten Sommer die goldenen Tage wiederholen möchte.

Der akademischeu Ruhe bin ich nunmehr doppelt hold, weil ohne sie dieser Brief kaum zu Stande gekommen wäre. So wird das Natürlichste oft das Schwerste, und das, womit man sich immer beschäftigt, wird selten fertig.

Möchten Sie in vorstehenden fremden Zügen die eigensten Gesinnungen eines wahrhaft ergebenen Freundes erkennen!

Jena, d. 24. Nov. 1812. Goethe.

1329.

An C. G. Körner.

Für Ihren freundlichen Zuruf, durch welchen Sie mir Ihre Theilnahme an meinem zweyten Bande versichern, sey Ihnen herzlicher Dank gesagt. Da ich sehr gern gestehe, es auch aus meinen Confessionen erhellen wird, daß ich

---

[1] Den viel verwendbaren Maître Jacques, Kutscher und Koch bei Molières „Geizhals“.

alle meine früheren Arbeiten um mein selbst willen und für mich selbst unternommen, weshalb ich denn auch wegen mancher wohl zwölf und mehr Jahre geruhig abwarten konnte, bis sie Eingang fanden und einige Wirkung thaten, so will ich doch gern bekennen, daß es mit diesem letzten Werk sich anders verhält. Ich wünsche, daß meine Landsleute, besonders aber meine Freunde, die in höhern und mittlern Jahren sich befinden, daran Freude haben und sich mit mir einer nicht längst vergangenen schönen Zeit fröhlich erinnern mögen. Der wackere Griesbach [1] hat sich noch in seinen letzten Tagen an den Francofurtensien ergötzt; der mir unvergeßliche Salzmann [2] ist um einige Monate zu früh gestorben, so daß ihn mein freundliches Andenken nicht mehr hat erreichen können. Er war zwey und neunzig Jahre alt und hat bis in die letzten Stunden weder den Gebrauch der äußern noch der innern Sinne vermißt. Das hatte ich ihm wohl zugetraut!

Auch wir, mein Bester, haben gute Zeiten zusammen erlebt, und ich habe höchst Ursache, jener Epoche mit Liebe und Treue zu denken; wenn ich nur dazu gelange, sie darzustellen.

Ich danke Ihnen, daß Sie auch dieser Arbeit das Zeugniß eines musicalischen und poetischen Effects geben; doch wer könnte den mehr fühlen als Sie? Auch erwarten Sie mit Recht, daß sich sowohl die Darstellung als Reflexion steigere, ja ich muß mich in Acht nehmen, daß ich nicht zu früh fortgerissen werde. Ist es mir gelungen, den ersten Band kindlich genug zu verfassen, wie ich fast glauben muß, weil ihn die verständigen Leute kindisch genannt haben; sieht man im zweyten den Jüngling, der aus mancherley Leiden hervortritt, so muß sich dieser nach und nach als Mensch und Schriftsteller entwickeln. Resultate sind bald ausgesprochen und meist des Aussprechens nicht werth. Erhalten

[1] Der am 24. März verstorbene Jenenser Professor der Theologie.
[2] Der Straßburger Aktuarius; Bd. I, S. 151.

Sie mir, meinen ältern und neuesten Productionen in Ihrem Kreis ein freundliches Andenken.

Das kleine Lustspiel Ihres lieben Sohns, die Braut, ist vor einigen Tagen[1] mit dem größten Beyfall gegeben worden. Ich war nicht gegenwärtig, sondern in Jena; allein ich wußte wohl den Effect voraus.

Unser Wolff,[2] der schon im alten Klingsberg die Maske eines Bejahrten ohne Carricatur mit viel Geschmack angezogen, spielte den Vater, Unzelmann den Sohn, und die Arie ward gut gesungen. Nun hoff' ich, die beyden andern kleinen Stücke sollen auch das Ihrige thun.

Was den Zriny betrifft, über den sind wir noch nicht einig; in politischer und theatralischer Hinsicht ist manches dabey zu bedenken. Es wäre daher wünschenswerth, wenn man ein Exemplar hätte, wie das Stück in Wien gespielt worden. Die Arbeit ist alsdann halb gethan, und gewiß haben sie dort manches bedacht, was wir auch bedenken müssen.

Kommt Ihr lieber Sohn von Wien zurück, so haben Sie die Güte, mir davon Nachricht zu geben: denn da ich ihn nicht, wie ich wohl wünschte, bey mir einquatiren kann, so müßte man ihn dergestalt unterzubringen suchen, daß er ohne große Kosten und mit einigem Agrement hier wäre. In diesen wunderlichen Tagen sind einem auf mehr als eine Weise die Hände gebunden, und auf alles liberale Verfahren, das sonst so natürlich war, muß man Verzicht thun. Verzeihen Sie diese Äußerung; ich habe mir aber fest vorgenommen, bey allem, worin ich Einfluß habe, nichts dem Zufall zu überlassen, damit er allenfalls hinterdrein seine Gunst ausüben könne.

Und nun leben Sie auf's schönste wohl und grüßen die lieben Ihrigen. Goethe.

Weimar den 26. November 1812.

---

[1] Am 23. November.

[2] Pius Alexander Wolff (Bd. V, S. 115).

1330.*

An T. J. Siebeck.[1]

... In dem Schweiggerschen Journal[2] hab ich einen Aufsatz von Pfaff[3] erblickt, der auch gegen meine Farbenlehre gerichtet ist. Notiren Sie ihn doch zu den übrigen: denn ich fühle jetzt nicht die mindeste Lust, die Sache wieder vorzunehmen; ich habe sie herzlich satt und die Herrn noch mehr; erst lernen sie von einem, werden auf Dinge aufmerksam, an die sie ihr Lebtag nicht gedacht hätten, und dann soll es noch Wasser auf ihre Mühle seyn. Ich weiß recht gut, welcher Bach meine Räder treibt, und den sollen sie mir nicht abgraben.

Die Bilder, welche der Doppelspath hervorbringt und die Färbung ihrer Säume habe ich recht gut gesehn und mich viel mit ihnen beschäftigt. Sie sagen aber nichts mehr und nichts weniger als die übrigen auch, und ich habe ihrer, so wie manches andern nicht erwähnt, weil es mir um die Elemente, um die Anfangsgründe zu thun war, welche diese verschrobenen Köpfe ja nicht einmal fassen können. Sie möchten einen gern in die Schule schicken, in die sie gehen sollten. Ich habe dieses Gelichter in meiner Geschichte der Farbenlehre schon so genau geschildert, daß mir über sie zu denken oder gegen sie zu thun nichts übrig bleibt.

Aber über einen anderen Mann habe ich mich neulich betrübt, und ich wünschte, Sie gäben mir einigen Aufschluß. Zufälliger Weise kommt mir eine Stelle aus der Vorrede von Hegels Logik in die Hände. Sie lautet, wie folgt:

---

[1] Dr. Siebeck aus Reval war schon 1806 Goethe näher getreten. Anfang 1812 war er aus Rußland nach Weimar zurückgekehrt und hatte vielfach in der „chromatischen Angelegenheit" in Goethes Gegenwart gearbeitet.

[2] Schweiggers „Journal für Chemie und Physik".

[3] C. H. Pfaff, „Ueber die farbigen Säume der Nebelbilder des Doppelspats".

„Die Knospe verschwindet in dem Hervorbrechen der Blüthe, und man könnte sagen, daß jene von dieser widerlegt wird; eben so wird durch die Frucht die Blüthe für ein falsches Daseyn der Pflanze erklärt, und als ihre Wahrheit tritt jene an die Stelle von dieser. Diese Formen verdrängen sich als unverträglich mit einander, aber ihre flüssige Natur macht sie zugleich zu Momenten der organischen Einheit, worin sie sich nicht nur nicht widerstreiten, sondern eines so nothwendig als das andere ist, und diese gleiche Nothwendigkeit macht erst das Leben des Ganzen aus."

Es ist wohl nicht möglich, etwas Monstroseres zu sagen. Die ewige Realität der Natur durch einen schlechten sophistischen Spaß vernichten zu wollen, scheint mir eines vernünftigen Mannes ganz unwürdig.

Wenn der irdisch gesinnte Empiriker gegen Ideen blind ist, so wird man ihn bedauern und nach seiner Art gewähren lassen, ja von seinen Bemühungen manchen Nutzen ziehen. Wenn aber ein vorzüglicher Denker, der eine Idee penetrirt und recht wohl weiß, was sie an und für sich werth ist, und welchen höheren Werth sie erhält, wenn sie ein ungeheures Naturverfahren ausspricht, wenn der sich einen Spaß daraus macht, sie sophistisch zu verfratzen und sie durch künstlich sich einander selbst aufhebende Worte und Wendungen zu verneinen und zu vernichten, so weiß man nicht, was man sagen soll. Herr Troxler[1] hat einen Theil dieser saubern Stelle als Motto gebraucht, da sie denn, genau besehen, nichts weiter heißen soll, als daß die Herrn, wie Melchisedek, ohne Vater und Mutter geboren und ihren Vorfahren nichts schuldig seyen.

Ich bin von solchen Arbeitern im Weinberge alles gewärtig und gewohnt. Wenn ich aber auch Hegeln verlieren

[1] „Blicke in das Wesen des Menschen".

sollte, dieß würde mir leid thun. Denn was soll man von einer Logik hoffen, in deren Vorrede mit dürren Worten stünde: aus falschen Prämissen käme erst die rechte wahre Conclusion. Ich kann des Buches selbst nicht habhaft werden. Vielleicht nimmt sich die Stelle im Context besser aus. Trösten Sie mich deshalb, mein Lieber, wenn es möglich ist . . .

Mit den aufrichtigsten Wünschen für Ihr Wohl und das Wohl der Ihrigen.

Weimar den 28. Nov. 1812.

Nachschrift.

Mit beyliegendem Briefe könnte mir's gehn, wie schon mit mehreren, die ich lebhaft dictirte, weil ich meine Freunde gegenwärtig zu haben glaubte, sodann aber, wegen einiges Bedenkens, zurückhielt. So veralteten sie und wanderten zuletzt mit andern unbrauchbaren Blättern in's Feuer. Mündlich geht manches, auch das Heftigere vorüber, das auf dem Papier nicht gebilligt werden kann. Indessen da sich in Deutschland kein Mensch um meinetwillen öffentlich genirt, so sehe ich gerade nicht ein, warum ich mich in der stillen Unterhaltung mit meinen Freunden so sehr geniren sollte. Ich implorire daher das nobile officium amici und ersuche Sie, diesen Brief freundlich aufzunehmen, mit Bedacht und gutem Willen zu lesen, ihn für sich zu behalten, und allenfalls zu verbrennen. Und da nun dieser Schritt überwunden ist, so thue ich gleich noch einen zweyten und sende Ihnen einige andre Dinge,[1] damit es doch zwischen uns werde wie vormals, da man in glücklicher Nähe sich alles communiciren konnte und wenn es auch nur ein Tagscherz gewesen wäre.

Entschuldigen und lieben Sie den Ihrigen.

Den 29. Nov. 1812. Goethe.

[1] „Groß ist die Diana der Epheser" und eine Aeußerung über das Troxlersche Werk.

1331.

An Zelter.

Dein Brief,[1] mein geliebter Freund, der mir das große Unheil meldet, welches deinem Hause widerfahren, hat mich sehr gedrückt, ja gebeugt, denn er traf mich in sehr ernsten Betrachtungen über das Leben, und ich habe mich nur an dir selbst wieder aufgerichtet. Du hast dich auf dem schwarzen Probirsteine des Todes als ein ächtes, geläutertes Gold aufgestrichen. Wie herrlich ist ein Charakter, wenn er so von Geist und Seele durchdrungen ist, und wie schön muß ein Talent seyn, das auf einem solchen Grunde ruht!

Über die That oder Unthat selbst weiß ich nichts zu sagen. Wenn das taedium vitae den Menschen ergreift, so ist er nur zu bedauern, nicht zu schelten. Daß alle Symptome dieser wunderlichen, so natürlichen als unnatürlichen Krankheit auch einmal mein Innerstes durchraft haben, daran läßt Werther wohl niemand zweifeln. Ich weiß recht gut, was es mich für Entschlüsse und Anstrengungen kostete, damals den Wellen des Todes zu entkommen, sowie ich mich aus manchem spätern Schiffbruch auch mühsam rettete und mühselig erholte. Und so sind nun alle die Schiffer- und Fischergeschichten. Man gewinnt nach dem nächtlichen Sturm das Ufer wieder, der Durchnetzte trocknet sich, und den andern Morgen, wenn die herrliche Sonne auf den glänzenden Wogen abermals hervortritt, hat das Meer schon wieder Appetit zu Feigen.

---

[1] Zelter hatte in einem vom 14.—21. November datierten Briefe den am 14. November erfolgten Selbstmord seines Sohnes gemeldet. In der vorstehenden Beantwortung jenes Briefes spricht Goethe Zelter zum ersten Male mit dem brüderlichen Du an — ganz einfach aus seiner Stimmung und seiner Verehrung des Freundes heraus. Zelter ist der einzige, dem Goethe in seinem reiferen Alter diese herzliche Bezeichnung erwiesen hat. Im späteren Verlaufe des Briefes taucht vorübergehend das Sie auf.

Wenn man sieht, wie die Welt überhaupt und besonders die junge, nicht allein ihren Lüsten und Leidenschaften hingegeben ist, sondern wie zugleich das Höhere und Bessere an ihnen durch die ernsten Thorheiten der Zeit verschoben und verfratzt wird, so daß ihnen alles, was zur Seligkeit führen sollte, zur Verdammniß wird, unsäglichen äußern Drang nicht gerechnet, so wundert man sich nicht über Unthaten, durch welche der Mensch gegen sich selbst und andere wüthet. Ich getraute mir, einen neuen Werther zu schreiben, über den dem Volke die Haare noch mehr zu Berge stehn sollten als über den ersten. Laß mich noch eine Bemerkung hinzufügen. Die meisten jungen Leute, die ein Verdienst in sich fühlen, fordern mehr von sich als billig. Dazu werden sie aber durch die gigantische Umgebung gedrängt und genöthigt. Ich kenne deren ein halb Dutzend, die gewiß auch zu Grunde gehn und denen nicht zu helfen wäre, selbst wenn man sie über ihren wahren Vortheil aufklären könnte. Niemand bedenkt leicht, daß uns Vernunft und ein tapferes Wollen gegeben sind, damit wir uns nicht allein vom Bösen, sondern auch vom Übermaaß des Guten zurückhalten.

Laß uns nun übergehn zu den andern Wohlthaten deiner Briefe, und ich danke dir zuvörderst für die Betrachtungen über meine biographischen Blätter. Ich hatte darüber schon manches Gute und Freundliche im Allgemeinen erfahren, du bist der erste und einzige, der in die Sache selbst eingeht. Ich freue mich, daß die Schilderung meines Vaters eine gute Wirkung auf dich hervorgebracht. Ich will nicht leugnen, daß ich die deutschen Hausväter, diese Lorenz Starke,[1] und wie sie heißen mögen, herzlich müde bin, die in humoristischer Trübe ihrem Philisterwesen freyes Spiel lassen, und den Wünschen ihrer Gutmüthigkeit un-

---

[1] „Herr Lorenz Stark“ von J. J. Engel (Bd. IV, S. 130).

sicher in den Weg treten, sie und das Glück um sich her zerstören. In den folgenden zwey Bänden bildet sich die Gestalt des Vaters noch völlig aus; und wäre sowohl von seiner Seite als von der Seite des Sohns ein Gran von Bewußtseyn in dieß schätzbare Familienverhältniß getreten, so wäre beyden vieles erspart worden. Das sollte nun aber nicht seyn und scheint überhaupt nicht für diese Welt zu gehören. Der beste Reiseplan wird durch einen albernen Zufall gestört und man geht nie weiter, als wenn man nicht weiß, wohin man geht.

Habe ja die Güte, deine Betrachtungen fortzusetzen: denn da ich, den Forderungen der Darstellung gemäß, langsam gehe und gar manches in Petto behalte (worüber denn schon manche Leser ungeduldig werden, welchen es wohl ganz recht wäre, wenn man ihnen die Mahlzeit von Anfang bis zu Ende, wohl gesotten und gebraten, in Einer Session vortrüge, damit sie solche auch geschwind auf den Nachtstuhl trügen und sich morgen in einer andern Restaurationsbude oder Garküche, besser oder schlechter, wie es das Glück träfe, bewirthen ließen), da ich also, wie gesagt, hinter dem Berge halte, um mit meinen Landsknechten und Reutern zur rechten Zeit hervorzurücken, so ist es mir doch höchst interessant, zu vernehmen, was du, als ein erfahrner Feldzeugmeister, dem Vortrabe schon abmerkst.

Recensionen dieses Werkleins habe ich noch nicht gelesen, das will ich auf einmal thun, wenn die zwey nächsten Bände gedruckt sind. Seit so vielen Jahren kann ich schon bemerken, daß diejenigen, die öffentlich über mich reden sollen und wollen, sie mögen nun guten oder bösen Willen haben, sich in einer peinlichen Lage zu befinden scheinen, und mir ist wenigstens kaum ein Recensent zu Gesicht gekommen, der nicht an irgend einer Stelle die famose Miene Vespasians angenommen und eine faciem duram gewiesen hätte.

Könnten Sie mich einmal unversehens durch den Rinaldo[1] erfreuen, so wäre es eine große Sache. Ich habe mit der Musik keinen Zusammenhang als durch Sie, deswegen Ihnen auch für den Invocavit und die drey Könige[2] herzlicher Dank gesagt sey, ob ich gleich nur noch mit den Augen genossen habe.

Wie leben hier, mit einem ganz disproportionirten Aufwand auf Musik, doch eigentlich ganz sang- und klanglos. Die Oper, mit ihren alten Inventarien-Stücken und denen für ein kleines Theater zugestutzten und langsam genug producirten Neuigkeiten, kann Niemanden entschädigen. Indessen freut mich's, daß Hof und Stadt sich weiß machen, es sey eine Art von Genuß vorhanden. Der Bewohner einer großen Stadt ist von dieser Seite glücklich zu preisen: denn dorthin zieht sich doch so manches bedeutende Fremde. Madame Milder[3] hätte ich wohl hören mögen.

Auf Alfieri[4] haben Sie einen Kernschuß gethan. Er ist merkwürdiger als genießbar. Seine Stücke erklären sich durch sein Leben. Er peinigt Leser und Hörer, wie er sich als Autor peinigte. Seine Natur war vollkommen gräflich, d. h. stockaristokratisch. Er haßte die Tyrannen, weil er sich selbst eine Tyrannen-Ader fühlte, und das Schicksal hatte ihm eine recht gebührende Tribulation zugedacht, als es ihn durch die Hände der Sansculotten noch leidlich genug bestrafte. Eben diese seine innere Adels- und Hofnatur tritt zum Schlusse recht lustig hervor, da er sich selbst für seine Verdienste nicht besser zu belohnen weiß, als daß er sich einen Orden verfertigen läßt. Konnte er deutlicher zeigen, wie eingefleischt ihm jene Formen waren?

---

[1] Goethes im März 1811 für den Prinzen von Gotha verfaßtes, vom Kapellmeister Winter komponiertes Gedicht „Rinaldo" („Zu dem Strande! zu der Barke!")

[2] Am 9. September hatte Zelter seine Kompositionen zu Goethes „Invocavit" und „Die heiligen drei Könige" gesandt.

[3] Pauline Anna Milder-Hauptmann.

[4] Graf Vittorio Alfieri (1749—1803).

Eben so muß ich einstimmen in das, was Sie von Rousseau's Pygmalion sagen. Diese Production gehört allerdings zu den monstrosen und ist höchst merkwürdig als Symptom der Hauptkrankheit jener Zeit, wo Staat und Sitte, Kunst und Talent mit einem namenlosen Wesen, das man aber Natur nannte, in einen Brey gerührt werden sollte, ja gerührt und gequirlt ward. Diese Operation soll, hoff ich, mein nächster Band zum Anschauen bringen: denn ward ich nicht auch von dieser Epidemie ergriffen, und war sie nicht wohlthätig schuld an der Entwickelung meines Wesens, die mir jetzt auf keine andre Weise denkbar ist?

Nun muß ich noch Ihre Anfrage wegen der ersten Walpurgisnacht erwidern. Es verhält sich nämlich folgendermaßen. Unter den Geschichtforschern giebt es welche, und es sind Männer, denen man seine Achtung nicht versagen kann, die zu jeder Fabel, jeder Tradition, sie sey so phantastisch, so absurd als sie wolle, einen realen Grund suchen, und unter der Märchenhülle jederzeit einen factischen Kern zu finden glauben.

Wir sind dieser Behandlungsart sehr viel Gutes schuldig: denn um darauf einzugehn, gehört große Kenntniß; ja Geist, Witz, Einbildungskraft ist nöthig, um auf diese Art die Poesie zur Prosa zu machen. So hat nun auch einer der deutschen Alterthumsforscher die Hexen- und Teufelsfahrt des Brockengebirgs, mit der man sich in Deutschland seit undenklichen Zeiten trägt, durch einen historischen Ursprung retten und begründen wollen. Daß nämlich die deutschen HeydenPriester und Altväter, nachdem man sie aus ihren heiligen Hainen vertrieben und das Christenthum dem Volke aufgedrungen, sich mit ihren treuen Anhängern auf die wüsten unzugänglichen Gebirge des Harzes, im Frühlings Anfang begeben, um dort, nach alter Weise, Gebet und Flamme zu dem gestaltlosen Gott des Himmels und der

Erde zu richten. Um nun gegen die ausspürenden bewaffneten Bekehrer sicher zu seyn, hätten sie für gut befunden, eine Anzahl der Ihrigen zu vermummen, und hiedurch ihre abergläubischen Widersacher entfernt zu halten, und, beschützt von Teufelsfratzen, den reinsten Gottesdienst zu vollenden.

Ich habe diese Erklärung vor vielen Jahren einmal irgendwo gefunden, ich wüßte aber den Autor nicht anzugeben. Der Einfall gefiel mir, und ich habe diese fabelhafte Geschichte wieder zur poetischen Fabel gemacht.

Und nun das herzlichste Lebe wohl! Wie sehr wünschte ich mich statt dieses Blatts in deine Nähe!

Weimar d. 3. December 1812. G.

1332.*

An Zelter.

... Ifflanden erwarten wir noch vor dem neuen Jahr. Ich freue mich sehr, ihn nach so langer Zeit einmal wieder zu sehen und die große consequente Ausführung zu bewundern, durch die er jede Rolle zu adeln weiß. Es ist wohl eine der seltensten Erscheinungen, und ich glaube, daß sie noch bey keiner andern Nation Statt gefunden, daß der größte Schauspieler sich meistens Rollen aussucht, die ihrem Gehalt nach seiner unwürdig sind und denen er durch sein Spiel den höchsten augenblicklichen Werth zu verschaffen weiß. Genau betrachtet hat ein solches Verfahren auf den Geschmack des Volks einen höchst ungünstigen Einfluß: denn indem man genöthigt wird, unter einer gegebenen Bedingung dasjenige zu schätzen, was man sonst nicht achtet, so kommt ein Zwiespalt in unser Gefühl, der sich bey der Menge gewöhnlich zu Gunsten des Geringen und Verwerflichen schlichtet, das sich unter dem Schutze des Vortrefflichen eingeschlichen hat, und sich nunmehr als vortrefflich behauptet.

Wir wollen aber diese Betrachtung für uns behalten; sie nützen der Welt nicht, die immer in ihrem Wuste hingehn mag.

Indessen ich nunmehr am dritten Theile meiner Biographie schreibe, gelange ich zu den ersten Wirkungen Shakespears in Deutschland. Ob sich wohl hierüber noch etwas Neues sagen läßt? — Ich hoffe es. Ob ich Jedermann nach dem Sinne sprechen werde? Daran zweifle ich sehr. Und da die Deutschen von jeher die Art haben, daß sie es besser wissen wollen als der, dessen Handwerk es ist, daß sie es besser verstehn, als der, der sein Leben damit zugebracht, so werden sie auch dießmal einige Gesichter schneiden, welches ihnen jedoch, in Betracht ihren übrigen Untugenden, verziehen werden soll.

Verzeihe mir nun aber auch, liebster Freund, wenn ich in meinen Briefen manchmal auch sauer sehe. Alte Kirchen, dunkle Gläser, sagt das deutsche Sprüchwort, und die kurzen Tage machen auch nicht heller. Meine Heiterkeit bewahre ich mir hauptsächlich für die biographischen Stunden, damit sich in die Reflexionen, die doch einmal angestellt werden sollen, nichts Trübes und Unreines mische.

Und somit Gott befohlen! Laß mich bald etwas vernehmen, und lernen.[1]

Weimar den 12. December 1812. G.

1333.

An F. H. Jacobi.

Auf deinen freundlichen Brief, den ich zu Anfang des Jahrs, als ein gutes Omen erhielt, will ich sogleich dankbar einige allgemeine Betrachtungen erwidern.

---

[1] In Zelters Antwort (24. Dezember) heißt es voll innigster Dankesfreude: „Mein süßer Freund und Meister! mein Geliebter, mein Bruder! Wie soll ich den

Die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meynungen getrennt. Jene sind ein Einfaches, in dem wir uns zusammenfinden, diese ein Mannigfaltiges, in das wir uns zerstreun. Die Freundschaften der Jugend gründen sich auf's Erste, an den Spaltungen des Alters haben die letztern Schuld. Würde man dieses früher gewahr, verschaffte man sich bald, indem man seine eigne Denkweise ausbildet, eine liberale Ansicht der übrigen, ja der entgegengesetzten, so würde man viel verträglicher seyn, und würde durch Gesinnung das wieder zu sammeln suchen, was die Meynung zersplittert hat.

Ich für mich kann, bey den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens, nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andre. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen.

Siehst du, so steht es mit mir, und so wirke ich nach Innen und Außen immer im Stillen fort, mag auch gern, daß ein Jeder das Gleiche thue. Nur wenn dasjenige, was mir zu meinem Daseyn und Wirken unentbehrlich ist, von andern als untergeordnet, unnütz oder schädlich behandelt wird, dann erlaube ich mir, einige Augenblicke verdrießlich zu seyn und auch dieß vor meinen Freunden und Nächsten nicht zu verbergen. Das geht aber bald vorüber, und wenn ich auch eigensinnig auf meine Weise fortwirke,

---

nennen, dessen Namen immer auf meiner Zunge liegt, dessen Name sich auf alles abspiegelt, was ich liebe und verehre! Wenn das Weimarische Couvert meine Treppe heraufwandert, gehen meinem Hause alle Sonnen auf. Die Kinder, die es kennen, reißen sich darum, wer von ihnen es mir bringen soll, um des Vaters Angesicht im Lichte zu sehen, und ich halte es dann lange uneröffnet, besehe es, ob es auch ist, was es ist, drehe es, drücke und küsse es."

so hüte ich mich doch vor aller Gegenwirkung, wie sonst, so auch jetzt.

Daß du deine Werke als historische Documente ansiehst, ist sehr wohl gethan in mehr als einem Sinne: denn bey Verbesserung früherer Schriften macht man es Niemand recht; dem Leser nimmt man, was ihm auf seiner Bildungsstufe am gemäßesten war, und sich selbst befriedigt man nicht: denn man müßte nicht verbessern und umarbeiten, sondern völlig umgießen. Ein frischer Gehalt geht nicht in die alte Form.

Daß es dir und den Deinigen wohl gehe, ist mein herzlicher Wunsch. Grüße sie alle! Ich freue mich, daß du bey dem Rouge et noir, das du in Absicht auf die Localität des Wohnorts[1] spielen mußtest, so gut gefahren bist. Mich hat mein Genius auf eine ähnliche Weise geleitet . . .

Daß du meinem zweyten Theil gewogen bist, macht mir Muth zum dritten,[2] dem ich diesen Sommer widmen werde.

Iffland hat uns vor kurzem durch sein meisterhaftes Spiel höchlich ergetzt. Die Meinigen sind wohl, und so lebe denn auch so gut als es uns noch vergönnt ist! denn der Grieche hat wohl recht, wenn er sagt:

„Das Alter bringt des Alternden gar viel herbey".

Das Beste und Liebste!

Weimar den 6. Januar 1813. G.

---

[1] Eutin und München.

[2] Jacobi hatte ihm geschrieben: „Daß im dritten Theil deines Biographischen Versuchs meiner in allem Guten gedacht werden soll, freut mich unendlich. Sorge nur, daß ich die Erscheinung dieses 3. Theiles auch noch erlebe. Ich hoffe, du vergißest in dieser Epoche nicht des Jabachschen Hauses, des Schlosses zu Bensberg und der Laube, in der du über Spinoza, mir so unvergeßlich, sprachst; des Saales in dem Gasthofe zum Geist, wo wir über das Siebengebirge den Mond heraufsteigen sahen, wo du in der Dämmerung, auf dem Tische sitzend, uns die Romanze Es war ein Buhle frech genug — und andere hersagtest. Welche Stunden! Welche Tage! — Um Mitternacht suchtest du mich noch im Dunkeln auf — Mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblick an konnte ich dich nicht mehr laßen."

1334.*

An Zelter.

... Ifflands Gegenwart hat mir sehr große Freude gegeben. Ich habe mich ganz rein an seinem Talent ergetzt, alles aufzufassen gesucht, wie er es gab, und mich um's Was gar nicht bekümmert. Nimm folgende Bemerkung geduldig auf: Wenn man es mit der Kunst von innen heraus redlich meynt, so muß man wünschen, daß sie würdige und bedeutende Gegenstände behandle: denn nach der letzten künstlerischen Vollendung tritt uns, sittlich genommen, der Gehalt immer als höchste Einheit wieder entgegen, deswegen wir W. K. F.[1] auch in den Propyläen, da wir noch in dem Wahn stunden, es sey auf die Menschen genetisch zu wirken, uns über die Gegenstände so treulich äußerten und unsere Preisaufgaben dahin richteten; dieß ist aber alles vergebens gewesen, da gerade seit der Zeit das Legenden- und Heiligenfieber um sich gegriffen und alles wahre Lebenslustige aus der bildenden Kunst verdrängt hat. Doch hierüber klage ich nur im Vorbeygehn: denn in Gefolg meiner ersten Rede wollte ich nur sagen, daß die Kunst, wie sie sich im höchsten Künstler darstellt, eine so gewaltsam lebendige Form erschafft, daß sie jeden Stoff veredelt und verwandelt.

Ja es ist daher dem vortrefflichen Künstler ein würdiges Substrat gewissermaßen im Wege, weil es ihm die Hände bindet und ihm die Freyheit verkümmert, in der er sich als Bildner und als Individuum zu ergehen Lust hat. Man hat den Musikern wiederholt vorgeworfen, daß sie schlechte Texte lieben, man erzählt zum Scherz, daß einer sich offerirt, den Thorzeddel zu componiren, und wäre der Gesang nicht

[1] Die „Weimarer Kunst-Freunde“.

von dem Texte unabhängig, wie hätte denn die Charfreytagsmusik in der Sixtinischen Capelle mit Vitulos endigen können? und was dergleichen mehr ist. Mancher Comödienzeddel gäb eine bessere Oper als das Büchelchen selbst, wenn man es recht darauf anlegte; und so hab ich die Belebung todter Stücke, ja die Schöpfung aus nichts an Ifflanden höchlich bewundern müssen. Die Menge jedoch, welche immer stoffartig gesinnt ist, betrübte sich über den großen, nach ihrer Meynung verschwendeten Aufwand.

Merkwürdig war die Wirkung des Don Ranudo.[1] Die Grundnichtswürdigkeit des Stücks, die unsittliche Forderung, daß der Geburtsadel auf seinen Schatz unwürdig Verzicht thun solle, trat wie ein Gespenst hervor und beynah tausend Menschen in einem kleinen Hause wurden verstimmt: denn selbst der gemeine Menschenverstand muß fühlen, daß Jemand nicht verdient, erniedrigt zu werden, der sich seiner Natur nach nicht erniedrigen kann und will; vor Mitleiden konnte kein Mensch zum Lachen kommen.

Dieses Phänomen war mir um deswegen merkwürdig, weil ich es als ein Symptom ansah, daß der Sansculottism schon veraltet sey und die verschiedenen Stände gegenwärtig ganz andere Sorgen und Leidenschaften haben, als daß sie sich unter einander necken, bekriegen und aufreiben möchten.

Merkwürdig war mir es außerdem, daß Iffland, der in seinen geschriebenen Stücken die ausführlichste Breite sucht, in seinem Spiel das Concise, Knappe der extemporirten Stücke wieder heranfordert. Wie anders sähe unser Theater aus, wenn er nicht diesen Umweg hätte machen müssen, wie anders sähe es mit uns allen aus, wenn die directen Wege zum Heil nicht jedem Menschen ein Geheimniß blieben!

---

[1] Am 27. Dezember 1812 war Iffland in „Don Ranudo de Colibrados", Posse nach Holberg, von Kotzebue aufgetreten.

Kaum war Iffland abgereist und Epiphanias erschienen, so machte ich Ernst, die heiligen drey Könige bey mir einkehren zu lassen, und durch deine lieben Gesänge sowohl diesen Tag zu feyern, als uns die Aussicht auf Ostern und Pfingsten heiter zu eröffnen. Es war ein schöner und vergnügter Abend, den wir dir durch öftere Wiederholung dieser und anderer Dinge schuldig geworden. Ich hoffe dieser Anfang und Eingang soll gesegnete Folgen haben.

Von mir wüßte ich weiter nichts zu sagen, als daß ich in allem meinen Wesen abwechselnd fortfahre und daß manches gedeiht, obgleich mein Befinden nicht durchgängig das beste ist. Aufregend und höchst erheiternd bleibt mir die Bemühung, Gegenstände alter Kunst aus übriggebliebenen historischen Nachrichten, Trümmern, Anlässen und Ähnlichkeiten wieder herzustellen. Mit Myron's Kuh,[1] glaub ich, ist mir's gelungen.

Herrn Pfund[2] hab ich gern und freundlich, obgleich nur kurze Zeit gesehn. Er empfahl sich mir besonders durch seine Anhänglichkeit an dich. Seine Braut fing ich an als Kind von acht[3] Jahren zu lieben und in ihrem sechzehnten[4] liebte ich sie mehr wie billig. Du kannst ihr auch deshalb etwas freundlicher seyn, wenn sie zu Euch kommt.

Und nun das herzlichste Lebewohl!

Weimar den 15. Januar 1813.

G.

---

[1] Goethes Aufsatz „Myrons Kuh" wurde zuerst gedruckt in „Kunst und Altertum", 2. Band, Heft 1 (1818).

[2] Der mit seiner Braut, Minna Herzlieb, am 30. Dezember bei Goethe gewesen.

[3] Irrtümliche Angabe statt neun.

[4] Wohl achtzehnten.

1335.*

An C. F. v. Reinhard.

... Es freut mich sehr, daß auch Sie von meinem zweyten Theile Gutes gehört haben: denn ich bedarf Muth und Lust zum dritten. Jeder Theil, ja ein jedes Buch dieses Werkleins muß einen andern Charakter haben und so diesen und jenen Leser verschieden ansprechen. Ich habe dafür zu sorgen, daß ich diesen verschiedenen Eintheilungen jeder das Gehörige zutheile. Dabey schon kommt vieles auf gut Glück an; die Effecte hingegen auf den Leser sind noch zufälliger.

... In manchen anderen Dingen, für die Sie meine Neigung kennen, arbeite ich im Stillen fort und habe das Glück, in jedem Fache mich ebenfalls stiller Mitarbeiter zu freuen und ich hoffe noch auf manche schöne Resultate der Erfahrung wie der Theorie. Aber man muß dergleichen Dinge heimlich und heilig halten und, wenn man nicht massenhaft damit hervortreten kann, lieber davon schweigen. Es ist unglaublich was die Deutschen sich durch das Journal- und Tageblattsverzeddeln für Schaden thun: denn das Gute, was dadurch gefördert wird, muß gleich vom Mittelmäßigen und Schlechten verschlungen werden. Das edelste Ganggestein, das, wenn es vom Gebirge sich ablöst, gleich in Bächen und Flüssen fortgeschwemmt wird, muß wie das schlechteste abgerundet und zuletzt unter Sand und Schutt vergraben werden. Ich halte mir in denen Dingen, die mich interessiren, lichte Puncte und lichte Menschen fest, das Übrige mag quirlen wie es will und kann.

Unser guter Wieland hat uns in diesen Tagen verlassen,[1] nachdem er nur kurze Zeit sich mehr matt und schwach als

---

[1] Er war am 20. Januar gestorben.

krank befunden. Am dritten September ward sein achtzigster Geburtstag noch feyerlich begangen. Geistesruhe und Thätigkeit hielten sich bey ihm so schön das Gleichgewicht, und so hat er, mit der größten Gelassenheit und ohne das mindeste leidenschaftliche Streben, unendlich viel auf geistige Bildung der Nation gewirkt. Ich habe mir in diesen Tagen sein Wesen und Thun recapitulirt; es ist höchst merkwürdig und in Deutschland einzig in seiner Art. Die Franzosen haben eher ähnliche Männer aufzuweisen.

Und nun seyn Sie mir herzlich gegrüßt unter den Lebendigen.

Weimar den 25. Januar 1813. Goethe.

1336.*

An C. L. v. Woltmann.[1]

Damit es mir mit Ew. Hochwohlgeb. Briefe nicht ergehe wie mit so manchen werthen Zuschriften, die ich so lange wiederholt im Kopfe beantworte, bis endlich nichts von allem dem, was ich sagen wollte, auf's Papier kommt; so will ich lieber gleich für das Übersendete meinen schuldigen Dank abtragen und Ihr gütiges Vertrauen aufrichtig erwidern. Zu Ihrer Monatsschrift[2] Beyträge zu liefern bin ich leider durch mancherley gehindert, ich muß mich möglichst concentriren und darf keine neuen Obliegenheiten eingehn, wenn ich dasjenige nur einigermaßen leisten will, was ich mir vorgenommen habe, wenn so manches dichterisch und wissenschaftlich Vorgearbeitete nicht unbrauchbar bleiben und verloren gehen soll. Die unausweichlichen Forderungen, die der Tag an uns macht, sind ohnehin dringend und störend genug.

---

[1] Bd. IV, Seite 39.

[2] „Deutsche Blätter".

Hiezu noch eins. Je älter man wird, je weniger wird es uns möglich, in Gesellschaft an's Publicum zu reden. Ich kann nicht verlangen, daß ein Redacteur Aufsätze ausschließen soll, die meinem Sinn widersprechen, aber mir kommt es gar zu wunderlich vor, in einem Heft meine Überzeugungen und das Gegentheil davon zu lesen, schließ ich mich aber in ein Bändchen ein, so laß ich jeden gern in seinen Bänden und auf seinen Blättern mir nach Belieben widersprechen, ich seh mich kaum danach um, kommt es mir aber zufällig in die Hände, so übe und belehre ich mich daran so gut als es gehn will.

Da ich eben dieses einigen werthen Freunden seit etlichen Wochen habe antworten und sagen müssen, so verzeihen Sie mir gewiß diese meiner Lage und meinen Kräften ganz angemessene Erklärung.

Nehmen Sie nun aber den besten und aufrichtigsten Dank für das, was Sie über meine biographische Arbeit haben äußern wollen. Der gründliche und freydenkende Historiker ist freylich am ersten im Fall, solche problematische Productionen zu beurtheilen und zu würdigen, er stößt sich nicht daran, daß man ihm Dichtung und Wahrheit anbietet, da er weiß, wie viele Dichtung er von bedeutenden historischen Monumenten abziehn muß, um die Wahrheit übrig zu behalten. Die Deutschen haben die eigne Art, daß sie nichts annehmen können, wie man's ihnen giebt, reicht man ihnen den Stiel des Messers zu, so finden sie ihn nicht scharf, bietet man ihnen die Spitze, so schreyen sie über Verletzung. Sie haben so unendlich viel gelesen und für neue Formen fehlt ihnen die Empfänglichkeit. Erst wenn sie sich mit einer Sache befreunden, dann sind sie einsichtig, gut und wahrhaft liebenswürdig. Als Autor hab ich mich daher jederzeit isolirt gefunden, weil nur mein Vergangenes wirksam war und ich zu meinem Gegenwärtigen keine Theilnehmer finden konnte.

Hieraus ersehn Sie, wie hoch ich Ihre so freundliche als einsichtsvolle Einleitung schätzen muß, die Sie meiner letzten Arbeit gönnen wollen . . .

Unsern guten Wieland haben wir nun auch verloren. Er trug die Unfälle der letzten Jahre mit Gleichmuth, wie das Glück der frühern. Er lebte nach seiner Weise thätig und gesellig bis an's Ende. Einen gleichern Lebensfaden hat die Parze kaum gesponnen.

Leben Sie recht wohl! und lassen uns, bis der unsrige abgeschnitten wird, das alte gute Verhältniß manchmal erneuern, und die Zeit so anwenden, daß jenes in früheren Jahren allenfalls Versäumte durch spätere Kraftanwendung einigermaßen nachgeholt werde.

Mich zu fernerem freundlichen Andenken bestens empfehlend

Weimar den 5. Febr. 1813. Goethe.

1337.

An den Herzog Carl August.

Ew. Durchl.

bin, seit so manchen Jahren, für mich und die meinigen soviel schuldig geworden, daß mir zuletzt die Worte des Dancks ausgehen müssen. Möchten Sie überzeugt seyn, daß die meinem Sohn abermals erwiesne Gnade[1] von mir tief empfunden wird und mir zur Beschämung gereichen würde, wenn nicht der Gedancke mich für Ihro Dienst verdoppelt zu sehen, so vergnüglich und aufheiternd wäre. Möge Ew. Durchl. Alles gelingen, wie Sie den Wünschen der Ihrigen immer zuvorzukommen geneigt sind!

W. d. 6. Febr. 1813. Goethe.

---

[1] Ernennung zum Hofjunker.

1338.*

An W. v. Humboldt.

... Zu Ihrer immer mehr ausgearbeiteten Übersetzung des Äschylus[1] wünsche ich von Herzen Glück und ich freue mich, daß Sie Sich durch die Drohungen des Heidelberger Cyclopen[2] und Familie von diesem guten Werke nicht abschrecken lassen. Jene bedräuen gegenwärtig unsern Wolf,[3] der doch auch keine Katze ist, mit schmählicher Hinrichtung, weil er es gewagt, auf der Übersetzungsinsel, die sie vom Vater Neptun privative zu Lehn erhalten, gleichfalls zu landen und einen lesbaren Aristophanes mitzubringen. Es steht geschrieben, selig sind, die im Herrn entschlafen, aber noch seliger sind die, welche über irgend einen Dünkel toll geworden.

Selig im ersten Sinne ist nun unser Wieland, er ist in seinem Herrn entschlafen und ohne sonderliches Leiden zu seinen Göttern und Heroen hinübergegangen. Was Talent und Geist, Studium, Menschenverstand, Empfänglichkeit und Beweglichkeit, verbunden mit Fleiß und Ausdauer, vermögen utile nobis proposuit exemplar. Wenn jeder seine Gaben und seine Zeit so anwenden wollte, was müßten für Wunder geschehn!

Dieser Winter ist mir, wie gewöhnlich, sehr zerstreut, aber doch, bey leidlicher Gesundheit, schnell und nicht ungenutzt vorübergegangen. Theatralische Vorbereitungen auf den lang erwarteten Iffland, welcher erst gegen Ende des Jahrs ankam, sowie auf seine Gegenwart, die mir viel

---

[1] Die metrische Uebersetzung des „Agamemnon" des Aeschylos (erschien 1816).

[2] Joh. Heinrich Voß, der mit seinen Söhnen Heinrich und Abraham an einer Aeschylos-Uebersetzung arbeitete; sie erschien 1826.

[3] F. A. Wolf hatte des Aristophanes „Acharner" und „Wolken" (1811 und 1812) übersetzt.

Vergnügen gewährte, brachten mich November und December aus dem Geschicke. In den Januar und Februar fallen vier Geburtstäge, wo man entweder unsere Erfindung oder unsere Mitwirkung anspricht, und so wird manches, zwar mit gutem Willen, aber ohne Frucht verzettelt.

Was ich mit Vergnügen und wahrem Antheil dazwischen getrieben habe, war ein erneuter Versuch, von alten Monumenten, deren Beschreibung auf uns gekommen ist, die Spur unter den vorhandenen Bildwerken zu finden. Die Philostrate waren wieder an der Tagesordnung, und was die Statuen betrifft, so glaube ich dem Olympischen Jupiter, über den schon manches vorgearbeitet ist, hernach aber der Juno von Samos, dem Doryphorus des Polyclet, besonders aber der Kuh Myrons, und dem Stier, der die Europa trug, auf die Spur gekommen zu seyn. Meyer,[1] durch dessen alte Kunstgeschichte, die nunmehr in's Reine geschrieben ist, die Hauptanregung geschehn, nimmt lebendigen Antheil, da seine Zweifel sowie seine Beystimmung immer gegründet sind.

Und so will ich denn für dießmal schließen, in Hoffnung, bald wieder etwas von Ihrer lieben Hand zu sehn.

Weimar den 8. Februar 1813. Goethe.

1339.

An Christiane v. Goethe.

(Naumburg, 17. April.)[2]

Denen lieben Personen, die uns von Weimar weggetrieben haben,[3] sind wir schon einen sehr angenehmen

---

[1] Der „Kunstmeyer", Bd. III, S. 193.

[2] An diesem Tage, an dem Goethe „früh 6 Uhr aus Weimar gefahren", verzeichnete er in Naumburg in seinem Tagebuch: „Brief nach Weimar angefangen … Tagebuch in Briefform." Und am 24. Mai heißt es im Tagebuch: „An meine Frau. Schluß des Tagebuchs."

[3] Ueber den Anlaß zu dieser Reise, zu der ihn die Seinigen (Christiane und Caroline Ulrich) weggetrieben, schreibt er am 1. Juli an C. F. v. Reinhard:

Morgen schuldig geworden. Vor Seebachsburg begegnete uns ein Regiment Husaren, ihre Hütten und Zelte fanden wir leer; es sah aus, als wenn der Krieg für immer von uns Abschied nehmen wollte. Die Jenaischen Boten brachten Blumen und Packete vor wie nach, und als wir nach Roßla zu einlenkten, fanden wir alles im tiefsten Frieden; freylich stiller als im Frieden, denn wir vermißten die Fuhrleute, die sonst um diese Zeit auf die Leipziger Messe zogen. Das Wetter bewölkte und entwölkte sich, zum Regen konnte es nicht kommen. Die Luft war warm und angenehm. Mein Begleiter[1] erzählte mir eine alte Geisterlegende, die ich sogleich als wir in Eckartsberge still hielten rhythmisch ausbildete.[2] Sie wird Herrn Riemer gesendet werden mit der Bitte, solche vorzulesen, aber nicht aus Handen zu geben. Auf immer gleich ruhigem Wege kamen wir vor der Mittagsstunde im Scheffel an, wo uns ein alter Kellner mit großer Gemüthsruhe in den bekannten alten Zimmern empfing, uns jedoch nachher mit Gemüthlichkeit, als er merkte, daß wir gemüthlich seyen, die neusten Kriegsereignisse erzählte. Die Pässe wollten ihm gar nicht ernsthaft vorkommen, doch versprach er, wenn wir es verlangten, sie vidiren zu lassen.

„Magst dem Schicksal widerstehen,
Aber manchmal sezt es Schläge;
Will's nicht aus dem Wege gehen,
Ey! so geh du aus dem Wege."

Nach vorstehendem ewigen Spruche bin ich den Unruhen ausgewichen, welche unser Thüringen aufregten, und noch mehr bedrohten; ich kann mich aber nicht rühmen, daß meine eigene Klugheit mir dießmal zu statten gekommen sey. — Schon frühe hatte ich mich zu meiner gewöhnlichen Reise in die böhmischen Bäder vorbereitet, und alles sowohl im Hause, als was meine Reisebedürfnisse betraf, wie sonst geordnet, aber die sonderbare und ahnungsvolle Trübung des politischen und militarischen Himmels machte mich unentschlossen und ich zauderte von einem Tag zum andern, bis endlich die Meinigen, wie durch eine Inspiration, mich am 17. April von Hause wegtrieben." — Außerdem veranlaßten ihn zu dieser Reise nach Teplitz Gesundheitsrücksichten und das Verlangen, für den 3. Band von „Dichtung und Wahrheit" mehr Muße zu finden.

[1] Sein Sekretär C. John.

[2] Die Ballade „Der getreue Eckart".

Da es Morgens früh gar zu sehr gestaubt hatte, gingen wir nach dem Dom, um Regen zu erbitten; allein der Himmel erhörte uns zu früh, und wir wären beynah tüchtig durchgenetzt worden. Wir gelangten jedoch glücklich in das altheilige, nunmehr vermodernde Gebäude, woraus wir gern einiges durch Kauf, Tausch oder Plünderung an uns gebracht hätten. Unter den Schnitzwerken der Chorstühle sind sehr hübsche Gedanken. Ein ganz dürrer, rebenartiger Stab schlängelt sich und wird durch mitumgeschlungene Acanthartige Blätter belebt. Noch sehr schöne gemalte Fensterscheiben sind übrig, ein Teppich, von dem die Theile der Figuren und des Grundes einzeln verfertigt, und hernach mehr zusammengestrickt als genäht sind. Manches Größere und Kleinere von Bronce. Das Bild einer heiligen Schusterstochter, die zum Wahrzeichen den Schuh noch auf der Hand trägt. Ein Graf hatte sie wegen ihrer großen Schönheit geehelicht. Er starb früh und sie nahm den Schleyer. Sie muß sehr hübsch gewesen seyn, da sie, nicht zum besten gemalt, etwas aufgefrischt und noch ein wenig lackirt, doch immer noch reizend genug aussieht. Was aber besonders Freund Meyern zu erzählen bitte, ist folgendes. Das steinerne Bild eines Bischofs, Gerhard von Goch, hat mich in Erstaunen gesetzt; das heißt das Gesicht. Er ward 1414 installirt, zog auf's Concilium zu Costnitz 1416 und ist derjenige, dem die Naumburger ihre Angst und wir das vortreffliche Schauspiel,[1] Die Hussiten, verdanken. Er starb 1422. Nun aber kommt die Hauptsache. Das Gesicht nämlich ist so individuell, charakteristisch, in allen seinen Theilen übereinstimmend, bedeutend und ganz vortrefflich. Die übrige Figur ist stumpf und deutet auf keinen sonderlichen Künstler. Nun erkläre ich mir dieses Wunder daraus,

[1] Ironische Anspielung auf Kotzebues „Die Hussiten vor Naumburg".

daß man sein Gesicht nach dem Tode abgegossen und ein nachahmungsfähiger Künstler diesen Abguß genau wiedergegeben habe. Dieses wird mir um so wahrscheinlicher, weil in den Augen eine Art von falscher Bewegung erscheint, und auch die Züge des untern Gesichts, bey sehr großer Natürlichkeit, doch nicht lebendig sind. Uralte Hautreliefs, gleichzeitig mit dem Kirchenbau. Sie stellen in einem Fries die Passion vor, sind höchst merkwürdig. Ich erinnere mich keiner ähnlichen. Doch konnte ich sie nicht scharf genug sehn und wüßte nichts weiter darüber zu sagen: denn wir eilten freylich wieder aus dem Heiligthume, wo es aus mehr als einer Ursache feucht, kalt und unfreundlich war. Solche Räume, wenn sie nicht durch Meßopfer erwärmt werden, sind höchst unerfreulich. An sehr schönen und eleganten, zwischen die catholischen Pfeiler eingeschobenen protestantischen Glasstühlen ist kein Mangel, so daß die Honoratioren sich nicht zu beschweren haben. Auf mein Befragen versicherte mir der Küster, der Prediger habe sich in diesem weiten und wunderlich durchbrochenen Raum gar nicht anzugreifen, wenn er nur deutlich articuliere und das letzte Wort so genau ausspreche wie das erste. Das ist also ohngefähr, wie auf dem Weimarischen Theater und wie überall, und hieraus kann man sehen, was Reisen für einen großen Nutzen bringt. Übrigens sind die Merkwürdigkeiten unerschöpflich. Das Wichtigste, ein sonst höchst bewallfahrtetes wunderthätiges Marienbild, steht nun in einer protestantischen Ecke und der Küster versicherte, der Kopf sey hohl, mit Wasser gefüllt hätten muthwillige Fischlein dem Bilde sonst Thränen ausgepreßt. Ich habe Sünder gekannt mit hohlen Köpfen, denen auch solche Fischlein im Gehirn schwimmend, zu gelegener und ungelegener Zeit, Thränen auspreßten. Ich übergehe einige andere Hauptnebenpunkte, als die Bestien am Gesims, welche Wasser

spieen, wenn's regnete, zur Ergetzung der Christenheit, und was dem sonst mehr seyn mag.

Dresden den 21. April.

Vorstehendes war gleich den 17. Abends in Naumburg geschrieben und sollte, zum Beweis meines Wohlbefindens, sogleich abgehn; allein der Postcurs war gehemmt und wir mußten das Blättchen mit uns nehmen. Am Ostertage hatten wir auf dem Wege nach Leipzig trübes und stürmisches Wetter, fortdauernd vortrefflichen Weg, aber so menschenleer, daß man in der Wüste zu fahren glaubte. Der Himmel heiterte sich auf und schon um 12 Uhr zogen wir in Leipzig im Hôtel de Saxe ein. In Markranstädt hatten wir einige Russen gesehn, die sich mit irgend einer Art von Spiel divertirten. Ein sehr gutes Essen stellte uns wieder her, wir durchzogen die Stadt, die gerade wegen des schneidenden Windes nicht erfreulich war. Abends gingen wir in's Declamatorium des Herrn Solbrig.[1] Hohler, geist- und geschmackloser ist mir nicht leicht etwas vorgekommen; das Publicum aber hat mir gefallen. Es mochten gewiß an 300 rh. eingekommen seyn, sie applaudirten aber nur ein einzig Mal, als er den Kaiser Alexander hoch leben ließ. Hätte der arme Schlucker sein Handwerk verstanden, so hätte er gleich *Wohl auf Cameraden! auf's Pferd, auf's Pferd!* angestimmt, und hätte gewiß große Sensation erregt. Dagegen fing er mit jämmerlichem Ton das elendeste aller jammervollen deutschen Lieder zu recitiren an: *Ich habe geliebet, nun lieb ich nicht mehr.*[2] Es rührte sich aber hierauf, so wie nach andern ähnlichen Dingen

[1] Christian Gottfr. Solbrig (1774–1838).

[2] Dagegen schrieb Goethe das kraftvolle Gedicht: „Gewohnt, getan". („Ich habe geliebet, nun lieb' ich erst recht".)

keine Hand weiter und wir machten uns in Zeiten davon. Dagegen schrieben wir zu unserer Lust die von August erzählte Todtentanzlegende[1] in paßlichen Reimen auf. Sie soll dem Prinzen Bernhard dedicirt und übersendet werden. An Spargel und an sonstigem Guten hat es auch nicht gefehlt.

Montag den 19. fuhren wir ohne irgend ein Ereigniß, bey guten und leeren Straßen auf Wurzen, wo wir neben der Fähre eine ganz neue Militärbrücke fanden. In Oschatz fanden wir einen leidlichen Gasthof zum Löwen und schrieben daselbst eine Parodie des Solbrigschen Lieds, sie beginnt: Ich habe geliebt, nun lieb ich erst recht! und so geht es denn weiter. Von Leipzig heraus war die Gegend beschneyt und bereift, das thauete aber weg und verlor sich; von einer gar freundlichen Abendsonne beleuchtet, sahen wir das schöne Elbthal vor uns und gelangten zu rechter Zeit nach Meißen in den Ring. Ein großes Fourage Magazin gegenüber versorgten unzählige Fuhren, weshalb die Wagen den ganzen Platz einnahmen. Eine Wittwe mit zwey Töchtern versorgte den Gasthof in dieser schweren Zeit, die jüngste erinnerte mich an eure glückliche Art zu seyn. Sie erzählte die Verbrennung der Brücke mit großer Gemüthsruhe und wie die Flamme in der Nacht sehr schön ausgesehn habe. Die zusammenstürzende Brücke schwamm brennend fort und landete am Holzhof, weil aber nicht das mindeste Lüftchen wehte, so erlosch alles nach und nach. In anderthalb Stunden war das ganze Feuerwerk vorbey. Ferner erzählte sie von den Kranken und Gefangenen, die sie gespeiset hätte, von der Einquartierung in den letzten Zeiten, wie die Cosacken ihre Pferde abgesattelt, sich in Kähne gesetzt und die Pferde nachschwimmen lassen. Das war alles vorübergegangen und Meißen befand sich vor wie

---

[1] „Der Totentanz“.

nach. Dieß ist's, was am meisten aufheitert, wenn man an Orte kommt, wo der Krieg wirklich getobt hat, und doch noch alles auf den Füßen findet.

Dienstag der 20. war ein sehr angenehmer und unterrichtender Tag. Vor allen Dingen bestiegen wir das Schloß und besahen uns zuerst die Porcellanfabrik. Die Vorrathssäle nämlich. Es ist eigen und beynah unglaublich, daß man wenig darin findet, was man in seiner Haushaltung besitzen möchte. Das Übel liegt nämlich darin. Weil man zuviel Arbeiter hatte (es waren vor 20 Jahren über 700), so wollte man sie beschäftigen und ließ immer von allem, was gerade Mode war, sehr viel in Vorrath arbeiten. Die Mode veränderte sich, der Vorrath blieb stehn. Man wagte nicht, diese Dinge zu verauctioniren oder in weite Weltgegenden um ein Geringes zu versenden und so blieb alles beysammen. Es ist die tollste Ausstellung von allem, was nicht mehr gefällt und nicht mehr gefallen kann, und das nicht etwa eins, sondern in ganzen Massen zu hunderten ja zu tausenden. Jetzt sind der Arbeiter etwa über 300. Hauptmann von Wedel, ein Bruder unsers guten Oberforstmeisters, hat die Direction, freute sich sehr einen Weimaraner zu sehn und war äußerst gefällig. Hinter den wohlgeputzten Scheiben einer Wohnung auf dem Schloßplatze sahen wir eine von den lieblichsten Erscheinungen. Ein schönes Mädchen, von etwa 4 Jahren, wurde eben zum 3. Feyertage von der Mutter angezogen und stand auf dem dunkeln Grunde wie ein Porträtchen, das van Dyk und Rubens nicht schöner hätten malen können. Die Schönheit des Kindes, die günstige Beleuchtung, der dunkle Grund, der Firnis des Glases, alles trug dazu bey, daß man sich nicht satt sehen konnte, und als ihr nun die Mutter das Halskräuschen umlegte, war das Bildchen völlig fertig. Während der ganzen Zeit sah sie uns an und schien beynah zu empfinden, daß

es was Artiges sey, so aufmerksam angesehn zu werden. Der Dom, der auf demselben Platze steht, hat aus mehreren Ursachen äußerlich nichts Anziehendes, inwendig aber ist es das schlankste schönste aller Gebäude jener Zeit, die ich kenne, durch keine Monumente verdüstert, durch keine Emporkirchen verderbt, gelblich angestrichen, durch weiße Glasscheiben erhellt, nur das einzige Mittelfenster des Chors hat sich bunt erhalten. In eben dem Chor waren mir auffallend und neu die aus Stein gehauenen Baldachine über den Sitzen der Domherrn. Es sind Capellen und Burgen, die in der Luft schweben, und das Geistliche mit dem Ritterlichen wechselt immer ab. Eine höchst schickliche Verzierung, wenn man denkt, daß die Domherren altritterlichen Geschlechts waren und die Capellen ihren Thürmen verdankten. Ich habe mir gleich eine Zeichnung davon gemacht, die den ganzen Begriff giebt, den man durch Beschreibung niemandem geben kann.

Zum Frühmahl ward ein Karpfen mit pohlnischer Sauce genossen, wie er uns den Abend vorher schon trefflich geschmeckt hatte. Ich besah noch die Pfeiler der abgebrannten Brücke und fuhr um halb 1 ab. Bey halb bedecktem Himmel war die Luft kühl und doch Sonnenblicke so reichlich, daß wir die vergnüglichste Fahrt hatten. Wir zogen über die neugeschlagene Schiffbrücke und dann an dem rechten Ufer der Elbe hin, das über alle Begriffe cultivirt und mit Häusern bebaut ist, die erst einzeln, dann mehrere Stunden lang zusammenhängend, eine unendliche Vorstadt bilden. In der Neustadt fanden wir alles auf dem alten Fleck, der metallne König[1] galoppirte nach wie vor auf derselben Stelle unversehrt. In Weimar hätten sie ihm schon durch die Explosion der Brückenbogen einen Arm

[1] August der Starke.

weggeschlagen. Schon $1/2$ Stunde vor der Stadt begegneten uns reichliche Spaziergänger, sogar eine lesende Dame; auf der Brücke aber erschien der 3. Feyertag in seinem völligen Glanze, unzählige Herren und Damen spazierten hin und wieder. Die beyden gesprengten Bogen sind durch Holzgerippe wieder hergestellt, aber nicht bis zur Höhe der steinernen Brücke, weswegen man hinunter und wieder hinauf fahren muß. Was diesen Mißstand veranlaßt, erfuhren wir nicht. Auch die Stadt war sehr belebt. In der Moritzstraße hielten Russen, erwartend eine selige Bequartierung. Uns aber ging's wunderlich: denn als ich an der Wohnung des Prinzen Bernhard anfuhr, begegnete mir Hauptmann Verlohren und erzählte, daß er eben das Haus geräumt und für die Hoheit eingerichtet habe. Ich bewunderte die gute Austheilung und anständige Einrichtung, fand auch Körners und andere Damen daselbst, welche diese Anstalten beurtheilen wollten und billigten. Hauptmann Verlohren verschaffte uns sogleich ein ander Quartier in der 1. Etage seiner Wohnung, bey Herrn Hofrath von Burgsdorf. Wir sind auf das allerbequemste eingerichtet, finden gute Bedienung, herrliches und nicht zu teures Essen in einem nahen Traiteurhause, unser Wein hat bis heute gehalten, der Rack natürlich auch. Herrn von Ende besuchte ich heute früh, sodann Körners, wo ich Herrn Arndt[1] antraf, der sich als Patriot durch Schriften bekannt gemacht. Und so weit wären wir gekommen, bis zu halb 3 nach Tische den 21. April. Leider ist nun der Wein ausgegangen und der doppelt so theure schmeckt nicht. Nun wünscht man recht wohl zu leben und hofft auf die Fortsetzung.

G.

---

[1] Der Dichter der Befreiungskriege, Ernst Moritz Arndt (1769—1860); vergl. Arndts „Erinnerungen aus dem äußeren Leben".

(Dresden, 25. April.)

Mittwoch den 21. Nachmittag gingen wir zu den Mengsischen Gypsen, waren mehrere Stunden vollkommen vergnügt und belehrten uns auf's beste. Viele Russen gingen auf und ab und ließen sich von dem Inspector was vorerzählen. Ein junger hübscher Officier hielt sich in der Gegend, wo ich war, und als ich es bemerkte, redete ich ihn an. Er nannte sich einen Herrn von Nolten, der Name war mir bekannt. Einer seiner Verwandten hat eine Zeitlang in Jena, Weimar und Rudolstadt gelebt. Vielleicht erinnert ihr euch dessen. Ich sagte, wenn er nach Weimar käm, solle er mein Haus besuchen, es ist gar nicht unmöglich und wer weiß, was so eine Bekanntschaft für Nutzen bringen kann.

Regierungsrath Graf von Königsberg, dessen sich August erinnern wird, ist hier bey der Verwaltungscommission angestellt. Er hatte sehr große Freude, mich zu sehn. Abends gingen wir ins Schauspiel. Cosi fan tutte, italiänisch, war angekündigt. Nein! so ein Schreckniß ist mir niemals vorgekommen. Alte vermagerte, ja lahme Frauen, statt der lustigen Dirnen, Liebhaber, steif und stockig über alle Begriffe, der Buffo nicht der Rede werth; der Gesang gerade nicht schlecht, aber unerfreulich. Mir ward so angst, daß ich mich flüchtete wie die Officiere in's Schiff stiegen. Auf dem Rückwege begegnete mir ein großer Volksauflauf, über den weg ein schöner Postzug hervorragte, eine treffliche Reisechaise mit Wache und auf dem Bocke der Hofmockel. Der Wagen hielt vor einem Hause, ich drängte mich durch's Volk und sah Schwebeln[1] aussteigen, den 4. April hatte er in Weimar von mir

[1] Legationssekretär Schwebel bei der französischen Gesandtschaft in Weimar.

Abschied genommen. Welch' ein wunderliches Wiederantreffen. Herr von Ende und Verlohren haben sich seiner angenommen, er hat einen Arzt und gute Wartung.

Des Nachts gegen 11 weckte mich eine fürchterliche Erscheinung. Die Straße war von Fackellicht erhellt, und ein wildes Kriegsgetöse hatte mich aus dem Schlafe geschreckt. Eine Colonne hatte in der Straße Halt gemacht. Es war eine unangesagte Einquartierung. Ganz verwünscht sah es aus, wenn sich die Thore der großen Häuser aufthaten und 10. 20. 30 bey Fackelschein in ein Gebäude hineinstürzten. Doch sind die Wirthe das nun schon gewohnt, sie haben Stuben und Lager wie sie konnten eingerichtet, Essen halten sie schon gekocht parat und wärmen es nur. Dicke Grütze, Rindfleisch und Sauerkraut, Kartoffelsalat mit viel Zwiebeln und Knoblauch, Brannteweín sind die Hauptingredienzien des Gastmahls. Donnerstag den 22. gingen wir nach dem Kupferstichkabinet, wo wir uns an großen Bänden nach Raphael trefflich ergetzten, alte Bekanntschaften erneuerten und neue ganz unvermuthet machten. Nach Tisch auf die Gallerie. Die besten Sachen sind auf Königstein geflüchtet, aber an dem, was zurück blieb, hätte man ein Jahr zu sehn; doch war das erste was uns der Inspector Demiany[1] verkündigte, daß Director Riedel auf dem Königstein sey, um alles wieder herbeyzuholen. Das wollen wir denn auch abwarten und als ein Glückszeichen ansehn.

Dresden ist freylich jetzt sehr lebhaft; wenn man denkt, daß es schon für sich im Gewissen 40 000 Einwohner hat, was dieses schon in Friedenszeiten für eine Bewegung giebt, und was für Bedürfnisse für eine solche Menge müssen zusammengeschafft werden. Nächstens soll eine Übersicht des Wochenmarkts folgen insofern es möglich ist.

[1] Carl Friedrich Demiany, seit 1812 an der Dresdener Galerie, nach Riedels Tod 1816 erster Inspektor.

Auffallend war folgende Erscheinung: Chorschüler, aber nicht etwa in langen Mänteln wie sonst, sondern in knappen schwarzen Fracks und überhaupt schwarz gekleidet, etwa 30 an der Zahl, gingen, 4 Mann hoch, Arm in Arm, mit großen Stürmern auf den Köpfen, der Präfect voraus durch die Straßen. Sie marschirten nach der Melodie eines Gassenhauers, der ohngefähr so heißen mag:

So gehen wir gassaten [1]
Wir lustigen Cameraden
Und ziehen frank und frey

Und was man uns genommen,
Das haben wir nicht bekommen,
Und wenn uns nun der Teufel holt,
So sind wir auch dabey.

Vor den ansehnlichsten Häusern und auch vor dem unsern machten sie Fronte, sangen einen Vers desselben Lieds oder auch eines etwas ernsteren und dann zogen sie weiter. Der militarische Geist war auch schon völlig in diese Schwarzröcke gefahren.

Daß die Cosacken, die auf dem Markte halten, von allen Menschen umgeben und angestaunt werden, ohne sich in ihrer Gemütsruhe im mindesten stören zu lassen, darf ich kaum sagen; aber wie lief jung und alt zusammen, als sie ein Cameel mitbrachten, zum ächten asiatischen Wahrzeichen.

Ich sah mehrere dieser seltsamen Fremdlinge vor einem Laden stehn, wo Nürnberger Tand feil war. Sie kauften Nadelbüchsen und hatten große Freude an den Pferdchen, besonders aber an den bespannten Kutschen. Sie unterhielten sich darüber, deuteten auf alles ganz nah mit einer gewissen naiven Anmuth hin, berührten aber nichts.

Auf demselben Spaziergang kaufte ich einen Fündling. Ihr müßt aber nicht erschrecken, als wenn die Familie ver-

[1] Durch die Gassen laufen (gassatim ire).

mehrt werden sollte, vielmehr dient Herrn Riemer zur Nachricht, daß es ein seltsames Gestein sey, dem man keinen Namen geben kann und das sich vielleicht nur einmal findet. Daß Truppen, besonders aber Officiere zu Pferd und zu Fuß in Wagen und auf Wagen hin und her ziehen, läßt sich denken. An Fourage Fuhren fehlt es nicht, vom Lande kommen viele Menschen herein und es ist ein großes Treiben den ganzen Tag. Dazwischen fehlt es nicht an Orgelmännern, seltsam gekleideten Kindern die Kunststücke machen, und sonst an Buden und Läden, wo, wie an der Messe allerley Wunderliches zu sehen ist.

Ich habe mir einen Plan von Dresden angeschafft und mache mich nach demselben mit der Stadt und den Vorstädten bekannt. Bewegung und Zerstreuung thun mir gar wohl. Ich fange nun erst an, mich wieder zu erkennen. Geht es euch auch gut, so bleibt mir nichts weiter zu wünschen. Ich habe noch nicht viel Personen gesehn und ist auch nicht viel Freude dabey. Man hört nichts, als was man leider schon mit sich selbst hat abthun müssen. Das Vergangene zu hören ist ekelhaft, und wer wüßte von der Zukunft was zu sagen. Proclamationen, Befehle, Gedichte und Flugschriften giebt's unzählige. Für August wird eine vollständige Sammlung gemacht.

Wenn es dir, mein liebes Kind, so gut geht als du es um mich sonst und jetzt verdienst; so kannst du zufrieden seyn. Die Bewegung und Zerstreuung hat mich bald wieder hergestellt. Lebe recht wohl und liebe mich. Vogel besorgt dir alles an mich.

(Dresden) d. 25. Apr. 1813. G.

Beyliegende Blätter giebst du nicht aus der Hand; vorlesen könnt ihr daraus nach Belieben und Schicklichkeit. Gedichte kommen nächstens.

1340.

An Zelter.

Beykommendes, mein theuerster Freund, war dir schon lange bestimmt, ich zauderte es abzusenden: denn man wußte kaum zuletzt mehr, mit wem man in der Welt noch zusammenhinge, oder nicht; jetzt finde ich eine gute Gelegenheit es nach Berlin zu bringen. Nachdem ich erst um deinetwillen besorgt gewesen, konnte ich mich bald beruhigen, nun bin ich für mich und das Meinige besorgt, und vielleicht sobald nicht beruhigt. Am 17. April ging ich, mehr durch Zureden der Nächsten und Freunde, als aus eignem Entschluß von Weimar ab. Ich war noch mit einem preußischen Passe durch die Chaine gekommen, als am 18. die Franzosen nicht ohne Gewalt wieder in Weimar einrückten. Davon weiß ich aber selbst nicht mehr, als was der allgemeine Ruf verkündet; denn ich habe seit der Zeit weder etwas von dorther vernommen, noch hat ein Brief von mir dorthin gelangen können.

In Dresden sagte mir Dr. Sibbern, daß er dich gesehn, daß du ihm etwas an mich habest mitgeben wollen, daß du aber deshalb abgestanden, weil er wahrscheinlich nicht nach Weimar kommen würde. Dahin wird er freylich nicht gelangen, aber in Dresden wäre es mir erfreulich gewesen, etwas von dir zu vernehmen. Ich lege ein kleines Liedchen bey, eine Parodie auf das elendeste aller deutschen Lieder: Ich habe geliebt, nun lieb ich nicht mehr. Wäre das Dichten nicht eine innere und nothwendige Operation, die von keinen äußeren Umständen abhängig ist, so hätten diese Strophen freylich nicht in der jetzigen Zeit entstehen können,

und da ich denke, daß ihr immer einmal wieder tafeln und singen werdet, so sey euch dieser außerzeitige Scherz gewidmet.

Lebe recht wohl und laß mich bald etwas von dir erfahren.

Töplitz den 3. May 1813.

Goethe.

1341.*[1]

An Christiane v. Goethe.

(Töplitz, 21. Mai.)

Freytag den 23. fuhren wir nach Tharand. Der Weg dahin durch ein Thal an der Weisseritz hinauf, das sich bald sehr verengt, bald wieder erweitert, und zu schönem Feldbau Gelegenheit giebt, ist höchst angenehm. Die Lage des Badeörtchens selbst ist wirklich gefällig. An dem Puncte, wo zwey Thäler zusammen kommen, steht die Ruine eines großen und weitläuftigen Schlosses auf einer isolirten Anhöhe. Um dieselbe und in die beyden Thäler hinauf ist der Ort gebaut, das Badehaus groß und geräumig und auch zum Logiren eingerichtet. Ich erneuerte die Bekanntschaft mit Herrn Forstrath Cotta,[2] dessen Anstalt junge Leute zum Forstwesen zu bilden sehr gut gedeiht. Andere Erziehungsinstitute schließen sich an und greifen in einander. Auch besuchte ich Herrn von O'Caroll,[3] der mit Tochter und Enkel sich in jenes friedliche Eckchen der Welt geflüchtet hat. Wir speisten und tranken gut und waren Abends zur rechten Zeit wieder zu Hause. Ich besuchte noch Frau von Grotthuß.

---

[1] Fortführung und Schluß des Reisetagebuchs.
[2] Heinrich v. Cotta (1763—1844), früher Forstmeister in Eisenach.
[3] Seine Gattin war 1810 in Weimar gestorben.

Sonnabends früh war alles auf den Beinen, weil man die Ankunft der Potentaten erwartete. Ich ging über die Brücke und besuchte Kügelgen in der Neustadt. Cosacken, Uhlanen, andere Reuterey, Fuhrwerke aller Art, von den schlechtsten Kibitken bis zu den kostbarsten Reisewagen bewegten sich hereinwärts. Die wohlmontirte und sich gut präsentirende Dresdner Bürgergarde hinauswärts. Die Ankunft der hohen Häupter verzog sich. Ich ging wieder zurück nach Hause, sodann mit meiner Wirthinn Frau von Burgsdorf in die Canzley des Finanzcollegiums, deren Fenster gerade auf die Brücke gingen. Doch als mir's da zu warm und zu eng ward, ging ich mit Forstr. Cotta wieder in die Neustadt, nach dem schwarzen Thor, wo man ein paar bekränzte Säulen aufgerichtet hatte, an deren Fuß die Bewillkommnung vor sich gehn und hübsche weißgekleidete Kinder wie gewöhnlich Blumen streuen sollten. Hier erfuhr ich den Unfall, welcher Weimar betroffen hatte, auf eine Weise, die mich mehr verdroß als erschreckte. Meine eigne so wunderbare und unvorsetzliche Entfernung gab mir die Hoffnung, daß auch von euch das Übel werde entfernt geblieben seyn. Kaiser und König ritten endlich ein; es war ½1 Uhr. Die Garden, wundersam schön, männlich und militarisch, folgten, bey 8000 Mann Infanterie. Mit Noth kamen wir zurück in die Stadt. Auf dem Neumarkte hielten Kaiser und König. Hier sah ich noch den Rest der Infanterie, alsdann Cavallerie und starke Artillerie vorbey defiliren. Nachts war Illumination, fast durchaus mit Lichtern hinter den Fenstern. Ein einziges Haus hatte einen transparenten Tempel, daneben Inschriften mit ziemlich kleinen Buchstaben, an welchen die Zuschauer die Schärfe ihrer Augen übten, ohne daß sie solche ganz hätten lesen können. Überhaupt scheint man, was diese Dinge betrifft, in Dresden nicht stark zu seyn. So waren die Festone, womit die beyden

Empfangssäulen oben verbunden waren, dergestalt dünn und mager, daß man sie den Mädchen auf die Kleider hätte garniren können. Ein starker Wind trieb sie nach der Stadt zu, so daß die hereinreitenden Fürsten wenig davon gesehn haben ...

(Töplitz, 24. Mai.)

Da es mir nun, wie du siehst, so wohl als möglich geht; so dancke ich dir herzlich für den Antrieb, mich hierher zu begeben. Einige Tage später wäre es unmöglich gewesen.[1] Was du erduldet hast, möge eine fröhliche Folgezeit vergelten. Bis jetzt steht alles noch schwanckend, so daß man keinen Plan machen, noch sich etwas vornehmen kann, sobald dies möglich ist, hörest du mehr von mir. Indessen schreibe ich von Zeit zu Zeit, laßt mich auch etwas vernehmen ...

1342.

An August v. Goethe.

Inliegendes war schon geschlossen, als das folgende entstand und ich will nicht versäumen es mit abzuschicken: denn ich hoffe, du sollst dich deiner Erfindung in diesem Gewande freuen. In demselben Packet sende ich an Prinz Bernhard den famosen Todtentanz[2] als Ballade. Du kannst ihn dir gegen die wackelnde Glocke[3] allenfalls

---

[1] Eine preußische Streiftruppe des Blücherschen Armeekorps hatte am 12. April Weimar besetzt; in der Nähe von Erfurt hatte sich die Avantgarde Neys unter General Souham gesammelt. Nachdem es in der Nähe der Stadt und in den Straßen selbst zu einem Gefecht gekommen, sahen sich die Preußen gezwungen, Weimar zu räumen, das nun von den Franzosen besetzt wurde. Ueber die weiteren Vorgänge, besonders über die Haltung der Herzogin, siehe Bojanowski: „Louise, Großherzogin von Sachsen-Weimar", S. 332 ff.

[2] Vergl. S. 252.

[3] Später „Die wandelnde Glocke" benannt.

austauschen. Dabey liegt auch ein blaues Landschäftchen, das dir wohl ein guter Freund auf Papier wieder glatt zieht. Diese Späße sollen nebenbey noch zu dem wichtigen Zwecke dienen, euch zu sagen, daß ihr in eurem jetzigen täglichen Zustand, er sey wie er will, froh und fröhlich seyn sollt: denn das Unheil, das in unserer Nähe vorgeht, und dem wir, wie einer vom Felsen dem Schiffbruch ganzer Flotten, sicher, aber mit Angst zusehn, ist ohne Gränzen. Lebe wohl! Grüße Riemer, auf dessen Beyfall ich bey der wackelnden Glocke, so wie bey dem Todtentanz gerechnet habe. Noch einiges wird nachkommen. Lebe recht wohl und genieße jeder leidlichen Stunde.

Töplitz den 22. May 1813. G.

Besonders meynt John, wer Abends in's Weimarische Theater gehn könne, sey ein glücklicher Mensch; da es hier in Töplitz gar nicht auszuhalten wäre, wenn nicht die Sonne länger als billig am Himmel stünde. Wobey man immer aber noch Langeweile genug hat.

1343.*

An Christiane v. Goethe.

Töplitz den 1. Juni 1813.

Gestern langte dein Brief vom 24. glücklich an, ist also nicht länger wie billig unterwegs gewesen. Überhaupt sendet nur alles durch Vogeln[1] an Verlohren, da erhalte ich es am sichersten und geschwindesten. Es freut mich sehr, daß ihr die bisherigen Unbilden mit gutem Muthe ertragen habt. Fahret ja so fort und, in der Lage in der ihr seyd,

[1] Geh. Kanzleisekretär Christian G. C. Vogel, Geheimsekretär des Herzogs.

beklagt euch ja über nichts: denn wie es in denen Gegenden aussieht, wo die Armeen wirklich zusammentreffen, das darf man sich gar nicht vergegenwärtigen. Wir befinden uns wohl und sind fleißig . . .

Ich schreibe deshalb auch gleich wieder, ob ich schon nicht viel zu melden habe. Der gute Voigt[1] thut mir sehr leid. August soll mich ja gelegentlich dem Herrn Geh. Rath empfehlen und ihm meine Theilnahme bezeigen. Auch möchte ich etwas von Meyer und Knebel hören, wie es denen gegangen ist und wie sie sich befinden. Körners sind noch hier, in einer sehr unangenehmen Lage. Ihr Sohn ist bey den Preußen und sie mögen überhaupt bey'm Einrücken der nordischen Alliirten etwas laut gewesen seyn, deswegen, scheint es, mögen sie nicht gern nach Dresden zurück. Ich fahre sie einen Tag um den andern spazieren; es ist dieß doch Unterhaltung und Zeitvertreib . . . Hierneben steht das verlangte Liedchen, dem man freylich Tag und Stunde nicht ansieht, wo es entstanden ist. Es findet sich leicht eine Melodie dazu. Wenn ich zurückkomme, soll mich die Engels damit empfangen.

G.

(Beilage.)

Ich habe geliebet, nun lieb ich erst recht, . . .

Entsprungen Leipzig den 18. April 1813 in Solbrigs Declamatorium, geschrieben Oschatz den 19. April, bey einem sehr friedlichen Mittagsessen.

---

[1] C. G. v. Voigt; sein Sohn war von den Franzosen gefangen genommen und am 13. Mai gestorben.

Ich lege noch ein Blättchen bey, um dir zu sagen, daß ich von Wien sehr erfreuliche Nachrichten habe, die mich überzeugen, daß Ihro Maj. fortfahren, in Gnade und Huld meiner zu gedenken. Über die Rede[1] zu Wielands Andenken hat sie[2] mir das Freundlichste sagen lassen. In so trüben Zeiten, wo man kaum mehr weiß, wohin man die Augen richten soll, thut ein solcher Sonnenblick gar zu wohl . . .

1344.

An Riemer.

Bey meiner letzten Sendung,[3] werthester Freund, habe ich Ihnen abermals völlige Macht und Gewalt gegeben, die fremden Worte aus der Handschrift zu tilgen, insofern es möglich und räthlich sey, wie wir auch schon früher gethan haben. Ich bin, wie sie wissen, in diesem Punkte weder eigensinnig, noch allzuleicht gesinnt, allein das muß ich Ihnen gegenwärtig vertrauen, daß ich, im Leben und Umgang, seit ich von Ihnen entfernt bin, mehr als einmal die Erfahrung gemacht habe, daß es eigentlich geistlose Menschen sind, welche auf die Sprachreinigung[4] mit so großem Eifer dringen: denn da sie den Werth eines Ausdrucks nicht zu schätzen wissen, so finden sie gar leicht ein Surrogat, welches ihnen eben so bedeutend scheint, und in Absicht auf Urtheil haben sie doch etwas zu erwähnen, und

---

[1] „Zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland", gehalten in der Loge Amalia am 18. Februar 1813.

[2] Kaiserin von Oesterreich.

[3] Elftes und zwölftes Buch von „Dichtung und Wahrheit".

[4] Der Purismus der Sprachreiniger wird schon in den Xenien bekämpft; so wird in dem Xenion „Eridanus" der Purist Campe genannt „die furchtbare Waschfrau, welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand".

an den vorzüglichsten Schriftstellern etwas auszusetzen, wie es Halbkenner vor gebildeten Kunstwerken zu thun pflegen, die irgend eine Verzeichnung, einen Fehler der Perspective mit Recht oder Unrecht rügen, ob sie gleich von den Verdiensten des Werkes nicht das geringste anzugeben wissen.

Überhaupt ist hier der Fall, der öfters vorkömmt, daß man über das Gute, was man durch Verneinung und Abwendung hervorzubringen sucht, dasjenige vergißt, was man bejahend fördern könnte und sollte. Ich notire nur einiges zur künftigen Unterhaltung.

Eine fremde Sprache ist hauptsächlich dann zu beneiden, wenn sie mit Einem Worte ausdrucken kann, was die andere umschreiben muß, und hierin steht jede Sprache im Vortheil und Nachtheil gegen die andere, wie man alsobald sehen kann, wenn man die gegenseitigen Wörterbücher durchläuft. Mir aber kömmt vor, man könne gar manches Wort auf diesem Wege gewinnen, wenn man nachsieht, woher es in jener Sprache stammt, und alsdann versucht, ob man aus denselben etümologischen Gründen durch ähnliche Ableitung zu demselben Worte gelangen könnte.

So haben zum Beyspiel die Franzosen das Wort perche, Stange, davon das Verbum percher. Sie bezeugen dadurch, daß die Hühner, die Vögel sich auf eine Stange, einen Zweig setzen. Im Deutschen haben wir das Wort stängeln. Man sagt: ich stängle die Bohnen, das heißt, ich gebe den Bohnen Stangen, eben so gut kann man sagen: die Bohnen stängeln, sie winden sich an den Stangen hinauf, und warum sollten wir uns nicht des Ausdrucks bedienen: die Hühner stängeln, sie setzen sich auf die Stangen.

Es wird Ihnen leicht seyn, mehrere Beyspiele dieser Art anzuführen, zu finden oder zu erfinden, mir kommt sie viel vorzüglicher vor, als wenn man entweder durch Vor-

setzung der kleinen Partikeln, oder durch Zusammensetzung Worte bildet. Wo aber solche Ausdrücke besonders zu finden sind, will ich noch kürzlich bemerken, da wir schon öfters, jedoch in anderm Zusammenhang, darüber gesprochen haben.

Man trifft sie häufig an in den eigenthümlichen Sprachen der Gewerbe und Handwerke, weil die natürlichen Menschen, die auf einem gewissen Grade der Cultur stehen, bey lebhaftem sinnlichen Anschauen, an einem Gegenstande viele Eigenschaften auf einmal entdecken, und da sie kaum in einem Begriff zusammenzufassen sind, welches überhaupt auch dieser Menschenklasse Art nicht ist, so gewinnen sie dem ganzen etwas bildliches ab, und das Wort wird meistentheils metaphorisch und also auch fruchtbar, so daß man, mit einigem Geschick, gar wohl andere Redetheile davon ableiten kann, die sich alsdann gar wohl, besonders durch humoristische Schriften, einführen ließen. Soviel für dießmal! In der Hoffnung eines baldigen Wiedersehens und umständlicher Gespräche über diesen Gegenstand und verwandte.

Töplitz den 30. Juni 1813. G.

1345.

An C. G. v. Voigt.

Wie oft habe ich mich nicht schon hingesetzt, um Ihnen, verehrtester Freund, ein Wort der aufrichtigsten Theilnahme[1] zu zu rufen, und immer habe ich mich wie gelähmt gefühlt, es war mir nicht möglich nur den mindesten Ausdruck meiner Gesinnungen zu finden. Jetzt erst, da Herr von

[1] Wegen des Todes seines Sohnes.

Wolfskeel[1] mich versichert, Sie sehen es nicht ungern, wenn Freunde theilnehmend Ihres Verlustes gedencken; so gewinne ich es über mich, die traurige Pflicht nach langem Zögern zu erfüllen.

Im Augenblick als die beyden Monarchen am schwarzen Thor zu Dresden von der Menge erwartet wurden, gelangte zu mir ein danckles Gerücht, was in Weimar am 18ten Apr. vorgefallen, und nach den unbestimmten Nachrichten mußte ich befürchten, daß Ew. Excell. Person gefährdet sey und wie mußte dies die Sorge vermehren, die in mir aufstieg, als ich eine ungeheure wilde Volcksmasse in Sachsen und Thüringen vordringen sah, ich dachte mir unsre Fürsten und das Land von Ihrer Vorsorge, Ihrem Beystand entblöst und sah alles so schwarz, daß ich mich kaum freuen konnte, persönlich so großen Übeln entgangen zu seyn. In diesem Irrthum blieb ich mehrere Tage, bis mir die Aufklärung neuen Schmerz bereitete, indem der Nachricht von der Befreyung Ihres Herrn Sohns, die Nachricht von seinem Ableben auf dem Fuße folgte.

Und hier befinde ich mich wieder in dem Falle dessen ich zuerst erwähnte. Was kann man hinzufügen, wenn die Sache ausgesprochen ist.

Als ich über den Sturz, wodurch Wieland und seine Tochter so sehr beschädigt wurden, äusserst betroffen und aufgeregt, mich kaum zu fassen wußte, ward mir zuerst wieder einige Ruhe und Gleichmuth wieder hergestellt, als ich den leidenden Freund selbst, seine Heiterkeit seine Geduld vor mir sah, die meinen ungebärdigen Verdruß über diesen ungeschickten Schicksalsstreich augenblicklich beschämte. Und so nahe ich mich auch gegenwärtig Ihnen verehrtester, seitdem ich von unsern besuchenden Freunden vernommen,

[1] Kanzler Christ. Fr. C. Freih. v. Wolfskeel.

daß Sie Sich ununterbrochen und glücklich beschäftigen, Theilnehmen und jenes traurige Andencken nicht entschieden ablehnen, ja selbst an Erinnerung früher und hoffnungsvoller Zeiten Freude und Erquickung finden. So bewahrheitet sich denn abermals der paradox aufgestellte Satz: daß der eigentliche Trost nur von dem Leidenden, die Fassung nur von dem Beschädigten ausgehen könne.

Lassen sich mich für diesmal schließen und nur soviel von mir hinzufügen: daß äussere Ruhe und körperliches Wohlseyn mich diesmal hier sehr glücklich machen könnten, wenn nicht die Verdüsterung des politischen und militarischen Himmels und die Nähe sovieler unaussprechlich unglücklichen jedes Behagen verscheuchte, dergestalt, daß wir es uns zum Vorwurf machen, in dem Moment, wo jedermann leidet und fürchtet, einige vergnügte Stunden zu geniessen, wie mir denn doch manche in den hiesigen Gebirgen gegönnt waren. Der ich mich dringend empfehle

Teplitz d. 26. Juli 1813. Goethe.

1346.

An Christiane v. Goethe.

(Ilmenau) Am 28ten Aug. 13.

Ich wachte zeitig auf, ohne mich des Tags zu erinnern. Ein Kranz mit Glück auf! von Bergr. Voigt, den mir Dienemann ans Bette brachte, erinnerte mich erst.[1] (s. No. 1.) ich war noch nicht angezogen, als ich Durchl. den Herzog, den Prinzen und Gefolge herankommen sah und eilte auf der Straße entgegen. Da gab es freundliche Begrüßungen, und kaum waren sie auf meinem Zimmer, als drey kleine

[1] Im Tagebuch heißt es über die Geburtstagsfeier „Besuch Seren(issimus). Pr. Bernh. und Suite. Kinder, Jungfrauen, Betagte, Artige, Verse und Kränze."

Mädchen mit Sträußen und Goldpapier Bogen auf Tellern hereintraten. Das Gedicht (No 2.) von Serenissimo entdeckt ich zuletzt. (No 3) vom Grafen Etling. (No 4) noch unbekannt. (No 5) von Fritsch. Kaum hatte man sich damit bekannt gemacht so traten drey hübsche Mädchen herein, jede einen Krug haltend; sie rezitirten ihre Gedichte,[1] (No. 6. 7. 8.) gar hübsch und als die letzte mir den Kranz aufsetzte, küßte ich sie gar behaglich, und hohlte es bey den andern nach.

Bald hierauf kamen die Mütter und Grosmütter mit den Enckeln und kleinsten Kindern und brachten eine bekränzte Cartoffel Torte. Welche so heiß sie war dem Prinzen Bernh. fürtrefflich schmeckte. Und so war unerwartet ein sehr artiges, manigfaltiges, wohlgemeyntes, ja rührendes Fest entstanden, wo ich im Sürtout und ohne Halsbinde figurirte. Soviel für diesmal. Ich siegle, damit es bey nächster Gelegenheit abgehe. Das war also auch wieder ein guter Rath, der mich nach Ilmenau hinwies. Daß ich unterwegs heiter war, saht ihr aus den Verslein.[2] Gestern war ich sechs Stunden zu Pferde, welches mir sehr wohl bekam. Meine überraschende Ankunft machte viel Spas. Möget Ihr dergleichen genießen! G.

* * *

Aus der Zeit von Goethes Heimkehr nach Weimar bis Ende Oktober sind keine Briefe von allgemeinem Interesse mitzuteilen. Charakteristischer für seine Stimmung als die Briefe dieser Monate ist sein Bekenntnis in den „Tag- und Jahresheften“ 1813: „Hier muß ich noch einer Eigentümlichkeit meiner Handlungsweise gedenken.

[1] Vom Justizamtmann Ackermann in Ilmenau.

[2] Es ist das Gedicht: „Ich ging im Walde so für mich hin“; die Handschrift trägt das Datum „26. August 1813“ und die Aufschrift „Frau von Goethe“. Der Dichter war am 26. nach Ilmenau geritten; das Gedicht entstand in Erinnerung an die Wiederkehr des 12. Juli, an dem vor fünfundzwanzig Jahren Goethe und Christiane ihre Verbindung geschlossen hatten.

Wie sich in der politischen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervortat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste. Dabei ist denn zu rechnen, daß ich von meiner Rückkehr aus Carlsbad an mich mit ernstlichstem Studium dem chinesischen Reich[1] widmete und dazwischen, eine notgedrungene unerfreuliche Aufführung des Essex[2] im Auge, der Schauspielerin Wolff zuliebe und um ihre fatale Rolle zuletzt noch einigermaßen glänzend zu machen, den Epilog zu Essex schrieb, gerade an dem Tage der Schlacht von Leipzig."

1347.

An Gräfin Josephine O'Donell.

Die seit geraumer Zeit zwischen meiner verehrten Freundin und mir unterbrochene Communication thut sich endlich wieder auf und ich versäume nicht, mit wenigem von meinem Zustande Nachricht zu geben.

Nachdem uns ein zwar gehofftes, aber doch immer schweres Geschick lange gedroht, so brach es endlich am 21. und 22. October über uns herein, und wir hatten von der rohen losgelassenen Gewalt alles zu fürchten und vieles zu ertragen. Wenn Sie sich vorstellen, daß wir in acht und vierzig Stunden die ganze Stufenleiter vom Schreckbarsten bis zum Gemeinsten durchgeduldet haben, so werden Sie gewiß Ihres Freundes mit Antheil gedenken. Das erste liebreiche, was mir alsdann entgegenklang, war der Name O'Donell,[3] der allein schon hinreichend gewesen wäre, mich in

---

[1] Am 10. November schreibt er an Knebel: „Ich hatte mir dieses wichtige Land gleichsam aufgehoben und abgesondert, um mich im Falle der Not, was auch jetzt geschehen, dahin zu flüchten. Sich in einem ganz neuen Zustande auch nur in Gedanken zu finden, ist sehr heilsam."

[2] „Graf von Essex" von Banks, bearbeitet von J. G. Dyk, wurde zum ersten Male mit dem „Epilog" am 13. November aufgeführt. Der Epilog, ein Monolog der Königin Elisabeth, wurde von Frau Wolff gesprochen.

[3] Graf Moritz O'Donell (1788—1843).

eine andere Welt zu versetzen. Da aber der Mann, der ihn trägt, unter die vorzüglichsten gehört, die ich in meinem Leben gekannt habe, so war die Unterhaltung mit ihm Erquickung ja Wiederherstellung, und ich freue mich nur, daß mein Sohn gegenwärtig gewesen, um einen Begriff von so hoher Bildung zu fassen, und sich darüber mit mir jetzt und in der Folgezeit fruchtbar zu unterhalten. Eben so engelartig erschien mir Fürst Moriz Liechtenstein,[1] welcher mehr als er selbst wissen kann mir hülfreich gewesen. Die edle Theilnahme des Fürsten Louis,[2] der mit eigener und der Seinigen Gefahr die Verwüstungen, womit uns wilde Horden überzogen, abzulehnen trachtete, mußte rühren und unsere Hoffnungen beleben. Erfreulich war die ritterlich angenehme Gegenwart des Fürsten von Windisch Grätz,[3] wozu sich ein Graf Clam,[4] ein von Pfeil und andere junge so brave als wohldenkende Männer gesellten. Von mehreren ist mir der Name entfallen, aber ihre Gestalt sowohl als ihr Gespräch bleibt mir unvergeßlich.

So lebten wir bedrängt und getröstet, aufgeregt und beruhigt unsere Tage, bis endlich die Gegenwart und besondere Gunst des Herrn Grafen Metternich[5] mich völlig aufrichtete und mir einen frohen Eindruck hinterließ: denn es ist freylich geist- und herzerhebend an den Ansichten solcher Männer Theil zu nehmen, die das ungeheure Ganze leiten, von dessen kleinstem Theil wir andern uns gedrückt, ja erdrückt fühlen.

Und so sey denn der erste freye Athemzug, der mir vergönnt ist, meiner geliebten Freundin gewidmet. Übernehme Sie wie sonst die schöne Pflicht, mich und mein Geschick allerhöchsten Orts zum angelegentlichsten zu empfehlen. Die

---

[1] Den Goethe von Teplitz her kannte.

[2] Fürst Alois Gonzaga Liechtenstein (1780—1833), der in der Schlacht bei Leipzig das 2. Armeekorps kommandiert hatte.

[3] Alfred Conr. Ferd. Windisch-Grätz (1787—1862).

[4] C. Jos. Clam-Martinitz (1792—1840).

[5] Der am 24. u. 25. Oktober in Weimar gewesen sein soll.

hoch und heilig gehaltenen Namenszüge[1] blickten mich in diesen Stunden der Verwirrung, wie glückbringende Sterne, freundlich an, als ich sie statt aller übrigen Schätze zu flüchten und zu retten suchte. Leben Sie tausendmal wohl und lassen Sie mich in Hoffnung eines fröhlichen Wiedersehens bald den theuren Namen erblicken, der mir nun doppelt werth geworden.

Weimar d. 30. October 1813. — ewig verbunden Goethe.

1348.*

An C. v. Knebel.

... Wie wir seit vierzehn Tagen leben, brauchen wir einander nicht zu articuliren, denn jeder hat sein Theil geduldet. Ich habe viel interessante Bekanntschaften gemacht, die ich wirklich als reichlichen Ersatz des Übels, das mir widerfahren, betrachten kann; ich freue mich darauf, dir bey unserer nächsten Zusammenkunft, mehrere Schilderungen mitzutheilen.

Was mich aber am eigentlichsten über diese Tage tröstet, sind ein paar Arbeiten, die mir seit dem siebenzehnten October, ich darf wohl sagen gelungen sind. Unsere Schauspieler lernen den Essex ein, Madame Wolff, welcher die Rolle der Elisabeth übertragen ist, bat mich um eine Schlußrede statt der ganz erbärmlichen, wie sie der Text enthält; dazu mußte ich die Lage der Personen übersehen, erinnerte mich des Lebens der Königin und so entstand ein großer Monolog, eine Art Epilog, wie sie die Engländer haben, der ricochetweise einen großen Raum durchläuft. Das andere

[1] Der Kaiserin von Oesterreich: ihr Geschenk mit ihrem „Namen in Sternenzügen", wie er am 8. Februar 1814 an die Gräfin O'Donell schreibt.

ist eine Ballade,[1] deren Gegenstand ich schon lange gehegt, aber nicht zur Erscheinung bringen können; es scheint, daß das Fieber dieser Tage solchen Productionen günstig ist. Ich hoffe, dir beyde nächstens vorzulesen: denn ich wünsche nichts mehr als einige Wochen in Jena zuzubringen.

So will ich denn auch vermelden, daß wir mit der Biographie bis zum achtzehnten Druckbogen gelangt sind. Riemer steht mir gar löblich bey, sonst möchte das Werklein in diesen unsaubern Zeiten wohl schwerlich zur erwünschten Reinlichkeit gelangen.

Nun grüße ich deine älteren und jüngeren Lieben, in Hoffnung eines glücklichen Zusammentreffens; die meinigen haben sich auch ganz wacker gehalten.

Weimar den 4. Novbr. 1813. G.

1349.*

An C. v. Knebel.

... Der junge Schopenhauer[2] hat sich mir als einen merkwürdigen und interessanten jungen Mann dargestellt; du wirst weniger Berührungspuncte mit ihm finden als ich, mußt ihn aber doch kennen lernen. Er ist mit einem gewissen scharfsinnigen Eigensinn beschäftigt, ein Paroli und Sixleva in das Kartenspiel unserer neuen Philosophie zu bringen. Man muß abwarten, ob ihn die Herren vom Metier in ihrer Gilde passiren lassen; ich finde ihn geistreich und das Übrige lasse ich dahin gestellt.

W. d. 24. Nov. 1813. G.

---

[1] Ballade „Vom vertriebenen und zurückgekehrten Grafen"; 1820 zuerst mit der Ueberschrift „Ballade" in „Kunst und Altertum" gedruckt. In den „Tag- und Jahresheften" 1813 heißt es in Bezug darauf: „Der Löwenstuhl, eine Oper, gegründet auf die alte Ueberlieferung, die ich nachher in der Ballade: „Die Kinder, die hören es gerne" ausgeführt.

[2] Arthur Schopenhauer (1788—1860), der Sohn von Goethes Freundin Johanna Schopenhauer.

1350.

An Kirms.

(30. November.)

Mir scheint nicht wohl gethan, wenn wir jetzt diese Sache[1] zur Sprache bringen.

1) Können wir ohne Serenissimi ausdrückliche Authorisation niemand verabschieden.

2) Haben wir niemals was ausser dem Theater geschah beachtet, am wenigsten die Liebschaften der Schauspieler und Schauspielerinnen.[2]

3) Müssten wir, wenn von solchen Dingen die Rede seyn sollte, die Proscription auch auf andere ausdehnen.

4) Sind ja privat Relationen und Untersuchungen nicht hinreichend zu solchen Schritten.

5) — — — —

Doch ich glaube schon genug gesagt zu haben.

G.

1351.*

An Sara von Grotthuß.

... Die ungeheueren Schicksale sind, verhältnißmäßig, gelind an uns vorübergegangen, und ich war, mit allen

---

[1] Es handelte sich um den von Kirms gemachten Vorschlag, die Schauspielerin Lefevre wegen Liederlichkeit und Talentlosigkeit zu entlassen.

[2] Am 1. Dezember schreibt er an Kirms: „Der gestern an mich gebrachten Sache habe weiter nachgedacht und gebe zu überlegen, ob man die Lefevre nicht wenigstens suspendiren und ihr verbieten solle weder aufs Theater noch in die Theater Loge, bis auf weiteres zu kommen, auch könnte eine Commination des Verabschiedens hinzugefügt werden. Den Modum würde man ja wohl finden. Leider ist die Trübler in demselben Falle, von der Jung sagt man das Gleiche. Was ist mit diesen zu thun?"

denen mir zunächst Verbundenen, durch diese unruhigen Wochen wenigstens gesund, und man half sich wechselsweise selbst die schlimmsten Stunden ertragen.

Wo man hinsieht und hört, woher auch Briefe zu uns gelangen, alles klingt wieder von Jammer und Noth, und nur die Hoffnung, daß aus diesem Chaos eine neue Ordnung der Dinge hervortreten werde und müsse, erhält noch die Jüngeren aufrecht, indem die Älteren es wahrscheinlich finden daß sie erst aus glücklicheren Regionen auf dieses neue Glück herabsehen werden . . .

Weimar d. 1. Decbr. 1813. G.

1352.

An den Herzog Carl August.

Ew. Durchlaucht haben geruht, meinen Sohn, den Hofjunker und Cammer-Assessor, dem Cammerrath Rühlmann auf seiner Reise nach Frankfurt zur Begleitung zu geben und ihm dadurch die höchste Gnade erzeigt, weil er sowohl glückliche Gelegenheit findet sich zu Welt- und Staatsgeschäften mehr zu qualificiren als auch sich nach den Resten meines Vermögens umzusehen. Alle meine Wünsche wären daher erfüllt, wenn es in Ew. Durchlaucht Plan läge, ihn in der angetretenen, seiner Natur und Eigenschaft ganz angemessenen Carriere fernerhin zu belassen, damit er sich früher oder später unter diejenigen Ärzte zählen könne, die berufen sind, Wunden, welche der Krieg geschlagen hat, zu heilen. Zu gleicher Zeit würde er mir in meinem kleinen Geschäfts- und Hauskreise behülflich seyn können, wo man eines angebornen vertrauten Beystandes bedarf da es mit denen die man sich anzueignen gedenkt, nicht immer gelingen will, und man unversehens wieder verlassen dasteht. Meine bürgerliche und

öconomische Lage, welche Ew. Durchlaucht geschaffen, würde dadurch erhalten, gesichert, und ich von allen Seiten in einer so stürmischen Periode beruhigt seyn. Dieses hätte ich alles Höchstdero Ermessen stillschweigend anheim gegeben, wenn nicht mein Sohn, nach dem letzten Aufrufe, der Pflicht und Ehre es gemäß gehalten hätte sich gleichfalls zu melden, nicht ohne Muth und Lust, wie es Jüngeren wohl geziemt, die mehr vorwärts als zurück und nach der Seite sehen sollen. Zu diesem Schritte hätte ich widerstrebender meine Einwilligung gegeben, wenn Ew. Durchlaucht höchste Erklärung nicht zum Voraus bezeugte daß Ihro oberste Übersicht jeden an seinen Platz zu stellen sich vorbehalte.

W. d. 30. Dez. 1813.

1353.*

An v. Trebra.[1]

. . . Unsere Chemiker fahren fort die wunderlichsten Dinge zu entdecken, und deine Weissagungen bestärken sich immer mehr. — Da ich von Weissagungen rede, so muß ich bemerken, daß zu unserer Zeit Dinge geschehen, welche man keinem Propheten auszusprechen erlaubt hätte. Wer durfte wohl vor einigen Jahren verkünden, daß in dem Hörsaale unseres protestantischen Gymnasiums mohametanischer Gottesdienst werde gehalten und die Suren des Korans würden hergemurmelt werden, und doch ist es geschehen, wir haben der baschkirischen Andacht[2] beygewohnt, ihren Mulla geschaut, und ihren Prinzen im Theater bewillkommt.

---

[1] Fr. Wilh. Heinrich v. Trebra (geb. 1740), seit 1801 Oberberghauptmann in Freiberg, wo er 1819 starb. Goethe notierte am 16. Juni 1776 in seinem Tagebuch: „Trebra brav, wahr, in dem Seinigen treu."

[2] Es hatte sich eine Truppe Baschkiren in Weimar aufgehalten.

Aus besonderer Gunst hat man mir Bogen und Pfeile verehrt, die ich, zu ewigem Andenken, über meinem Kamin, aufhängen werde, sobald Gott diesen lieben Gästen eine glückliche Rückkehr bestimmt hat.

Wir haben diese Tage her nicht sowohl in Unruhe, als in großer Bewegung gelebt. Unser gnädigster Herr begiebt sich zu seinen Heerhaufen, welche schon bis Cassel vorangerückt sind. Da wir den Kriegszustand gegenwärtig für den natürlichen und wünschenswerthen halten müssen, so entschlagen wir uns aller Sorgen, um frohen Muthes einen glücklichen Erfolg zu genießen. Auch mein Sohn wird, nicht dem Kalbfell, wohl aber dem Hüfthorn folgen. Diana war im Frieden und Krieg immer die Schutzgöttin der Weimaraner . . .

Laß mich, mein Lieber, bald von dir hören. Man bedient sich als Symbol der Ewigkeit der Schlange, die sich in einen Reif abschließt, ich betrachte dieß hingegen gern als Gleichniß einer glücklichen Zeitlichkeit. Was kann der Mensch mehr wünschen, als daß ihm erlaubt sey das Ende an den Anfang anzuschließen, und wodurch kann dieß geschehen, als durch die Dauer der Zuneigung, des Vertrauens, der Liebe, der Freundschaft.

Meine kleine Haushaltung grüßt dich. Meine Frau und die Schreiberin[1] wünschen dich kennen zu lernen, besonders letztere, welche den Mann gern sehen möchte, dem ich mitunter so possirliche Sachen schreibe. Laß mich bald wissen, daß du dich mit den Deinigen recht wohl befindest.

Weimar den 5. Jan. 1814.

Wenn ich diese Blätter mit rother Tinte corrigirt zu dir sende, so ist auch dieß ein Zeichen der Zeit. Unsere jungen Herren finden nichts bequemer als hinaus zu

[1] Caroline Ulrich.

marschiren, um anderen ehrlichen Leuten eben so beschwerlich zu seyn als man uns gewesen, und das ist ein sehr lockender Beruf, da man noch nebenher für einen ausgemachten Patrioten gilt. Uns Übersechzigern aber bleibt nichts übrig als den Frauen schön zu thun, damit sie nicht gar verzweifeln. Wie wollen wir das nun anfangen? mit den bejahrten spiele ich Karte, und die jüngeren lehre ich irgend etwas. Vivat sequens. Gott erhalte deinen Humor! Ich habe keine weitere Ambition, als daß man zu mir sagen möge:

You are the merriest undone Man in Europe.

W. d. 7. Jan. 1814.

1354.

An Arthur Schopenhauer.[1]

Herrn Docktor Schoppenhauer wünsche um eilf Uhr, lieber jedoch um halb eilf bey mir zu sehen, um den ersten klaren Sonnenschein zu benutzen.

W. d. 8. Jan. 1814. Goethe.

1355.

An A. v. Goethe.

Dir soll gleich, mit umgehender Post, die Nachricht werden, daß dein Brieflein angekommen ist und uns höchlich erfreut hat. Fahre so fort, mit heiterem Sinn, auf zwey Dinge zu achten, erstlich, wo die Menschen hinaus wollen?

---

[1] Schopenhauer war im Juni 1813 nach Weimar gekommen, hatte dort und in Rudolstadt seine Dissertation „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" gearbeitet und am 2. Oktober 1813 in Jena promoviert. Im November bereits begannen seine Beziehungen zu Goethe. Als Schopenhauer im Mai 1814 Weimar verließ, schrieb ihm Goethe ins Stammbuch:

„Willst du dich des Lebens freuen,
So mußt der Welt du Wert verleihen."

und zweitens wie sie sich deshalb masquiren? Zeige dich nicht allzu behäglich, damit sie dir dein Glück nicht übel nehmen. Wir gehen in unsrem Wesen fort und zu diesem Gehen gehört auch das Schlittenfahren, obgleich andere sich daraus ein Bedenken machen.

Die Menschen sind noch eben so absurd wie 1806, wo ich gar frömmlich aufgefordert wurde das Schauspiel abzudanken, nach welchem sie vier Wochen später jämmerlich lechzten, da ich nun die Bosheit hatte die Eröffnung noch vierzehn Tage aufzuschieben, bis sie mich unter Drohungen dazu nöthigten. Wir sind mit Asche genug bestreut, und brauchen nicht noch gar einen Sack überzuziehen.

Erkundige dich, wenn du Zeit hast, nach Antiquaren aller Art, besuche ihre Läden und Zimmer und bringe mir etwas Gedeihliches wohlfeil mit. Wenn dir etwas behagt, so zaudere nur nicht, denn wenn du auch irrtest, hat es nichts zu sagen. Irrend lernt man.

In der Jenaischen Literaturzeitung[1] steht eine treffliche Ankündigung, in welchem Sinne man, zunächst, die politischen Flug-Schriften anzeigen wolle. Ich würde, (bis auf wenige Stellen, die noch einer Erläuterung bedürfen) diese Columnen gern unterschreiben. Folgende Stelle nimm dir zu Herzen, und sprich sie nicht aus. Insofern aber in Frankfurt Exemplare unserer Literaturzeitung gehalten werden, so mache die Menschen, gelinder Weise, darauf aufmerksam. „Unsere Männer und Frauen mögen ja nicht glauben, die Deutschheit sey einerley mit dem Christenthum und der ritterlichen Gesinnung; denn jenes war ihr an sich fremdartig, zumal ehe es die Reformation verdeutschte, und dieses, gleichfalls ein Sprößling der Fremde, stand in manchem Widerspruch mit der ursprünglichen deutschen National-Freyheit."

---

[1] Dezember 1813, Nr. 245.

Und hiemit glauben wir für diesesmal aus unsrem gegenwärtigen allgemeinen Schnee, dir den freundlichsten Segen ertheilt zu haben.

Die Nonne[1] grüßt den Hühnermönch[2] zum schönsten, „gieb mir dein Seel".

Weimar den 14. Jan. 1814. G.

Cnaja! Cnaja![3]

1356.*

An Eichstädt.

Weimar den 19. Jan. 1814.

... Zugleich eröffne Ew. Wohlgeboren den Wunsch welchen dieselben gewiß gern erfüllen werden. Der jüngere Schiller[4] nämlich bleibt, da alles nach den Waffen greift, ungern zurück; er ist nach Jena gezogen und will sich der Rechtsgelahrtheit widmen. Nun ist dieß die schönste Gelegenheit, ja eine dringende Forderung, sich der lateinischen Sprache und den römischen Eigenthümlichkeiten zu nähern und die hohe Cultur wodurch sich jene, und die Tüchtigkeit, wodurch sich diese auszeichnet, an sich heran, wo nicht in sich hinein zu bilden. Dieses wünscht ich dem jungen Schiller unter Ew. Wohlgeboren Leitung. Hätte er sich noch nicht producirt, so haben Sie die Güte ihm Anlaß zu geben, ja es

---

[1] Caroline Ulrich, die Schreiberin des Briefes.

[2] August, vergl. S. 192.

[3] Vielleicht eine Anspielung auf eine Erinnerung Goethes aus seiner italienischen Reise. Am 13. Januar 1787 hatte er aus Rom an den Weimarer Freundeskreis geschrieben: „Einer der Schüler fing in einer fremden Mundart an, gegen die Cardinäle gewendet: gnaja! gnaja! so daß es ohngefähr klang wie canailla! canailla! Der Cardinal (Albani) wendete sich zu seinen Mitbrüdern und sagte: „Der kennt uns doch!"

[4] Ernst Schiller.

wird vielleicht erforderlich seyn ihn zu einer Annäherung zu nöthigen. Er ist ohnehin in sich gekehrt; die Jugend fürchtet, sich den älteren Personen zu nähern und sich zu entdecken, ja ich fürchte (dieß sey im Vertrauen gesagt), daß er seine Schul- und Heidelberger Universitätsjahre nicht hinreichend genutzt, und sich in den ersten Anfängen nicht sattsam gegründet habe. Mögen Ew. Wohlgeboren ihn väterlich prüfen und leiten, auch insofern er ausgebildet genug seyn sollte, zur lateinischen Gesellschaft heranziehen, und ihm sonst Gelegenheit zu einer freudigen Thätigkeit geben; so werden Sie die Mutter und mich sehr verbinden, und auch die, an dem Schicksal dieser Familie großen Theil nehmenden höchsten Herrschaften erfreuen. Wenn wir hoffen dürften, daß auf diese großen erschütternden Bewegungen ein fester Zustand folgen werde, so haben wir alle Ursache einen wissenschaftlichen Stamm zu erhalten, damit die Wiederkehrenden sich anzuschließen desto mehr Lust haben mögen.

Ergebenst

Goethe.

1357.*

An C. v. Knebel.

... Carl[1] hat sich recht brav bewiesen, und ich will gern am rechten Orte seiner gedenken. Dieß bemerke ich aber: daß es für junge Leute eine wahre Wohlthat ist, wenn ihnen gewisse bessere und höhere Zustände, eine Zeitlang, versagt bleiben; dadurch lernt man erst schätzen, was man erhält; denn leider sieht der Mensch, nach einem jeden was ihm geworden, immer wieder was neues Wünschenswerthes vor sich, und seine Ungeduld wächst mit jedem Gelingen.

[1] Knebels Sohn.

Verzeihe diese allgemeine Bemerkung! ich habe sie aber in meiner Pädagogik gegen meine jungen Leute immer gern zur Ausübung gebracht.

August befindet sich in Frankfurt ganz wohl, doch will es ihm nicht gerade behagen wie sonst, da er jünger war und nicht so scharf bemerkte, was für ein Unterschied in den Culturen ist. Das religionsmystische, leider oft hohle und stets dünkelhafte Wesen hat auch die besten Menschen ergriffen, und Werner findet die beste Gelegenheit, seine Spitzbübereyen auszuüben . . .

Weimar den 19. Jan. 1814. G.

1358.

An Gräfin Josephine O'Donell.

Sie handelten sehr lieb und freundlich, meine Theuerste, mir von Ihrer Genesung sogleich eigenhändige Nachricht zu geben, nachdem das Gerücht von Ihrer Krankheit[1] mich sehr beunruhigt hatte. Diese und ähnliche Übel sind doppelt empfindlich, indem sie uns von den werthen Personen trennen, welche allein sie zu lindern im Stande wären. Geben wir hingegen unsrem Gefühle nach und meiden nicht oder lassen nicht meiden, so verbreitet sich das Übel, und der Wiedergenesene hat einen krankgewordenen Hülfreichen zu beklagen. So sieht es jetzt leider in der ganzen Welt aus, und ein Brief braucht nicht immer schwarz gesiegelt zu seyn, um uns Unheil zu verkündigen.

Dagegen ist aber auch das erworbene Heil so groß, daß sich niemand beklagen wird, an der Gefahr und Noth, wodurch es erworben ward, Theil genommen zu haben oder

[1] Es handelt sich nach R. M. Werners Annahme um eine ansteckende Krankheit, die die Gräfin von „werten Personen“ (der Kaiserin von Oesterreich) fernhielt.

zu nehmen, es sey handelnd oder leidend, mit dem Leibe oder dem Beutel bezahlend; wenigstens dürfen wir uns sagen, daß die Seele gewonnen habe.

An mir ist indeß Ihr schöner Segenswunsch in Erfüllung gegangen und ich bin durch günstige Ereignisse in den Fall gesetzt, meinen löblichen und unlöblichen Gewohnheiten wieder fröhnen zu können; welches, genau besehen, denn doch der Menschen höchster Wunsch bleibt. Das vergangene Jahr hat, nicht allein im Äußern sondern auch im Innern, sich höchst ungünstig gegen mich erwiesen; der Jänner hingegen hat sich höchst freundlich und lieblich gezeigt. Wir wollen sehen, wie sich seine übrigen Jahresgesellen betragen und aufführen werden.

Da wir uns nun unter dem Schutz der heiligen Heer-Schaaren[1] wieder können wohl seyn lassen; so habe ich angefangen meine, vergangenes Jahr zweymal geflüchteten und vergrabenen Kunstschätze und sonstige Prätiosa wieder auszuscharren und aufzustellen, bey welcher Gelegenheit mir mancherley Gutes und Treffliches, und also auch jener Name[2] in Sternenzügen auf's neue geschenkt wird. Lassen Sie ja, theuerste Freundin, wenn Sie sich der Verehrtesten wieder nähern, mein Andenken treulich mit einfließen.

Mein dritter Band[3] kommt noch nicht. Ich glaube, er wäre glücklicher, wenn er in Sedez gedruckt wäre. Die kleinen Büchelchen sind immer regelmäßig zu Weihnachten da. Für mich ist es ein Glück, daß ich ein alter Schriftsteller bin, dem es um die Publicität nicht sonderlich mehr zu thun ist. Erst entvölkerte Nervenfieber, sodann Insurrection und Conscription die Druckersäle; jetzt hat der Verleger wegen der Versendung Zweifel. Ein junger Autor würde

[1] Der Verbündeten.
[2] Der Kaiserin von Oesterreich.
[3] Von „Dichtung und Wahrheit“.

vor Ungeduld aus der Haut fahren; ich aber tröste mich und hoffe, daß das Büchlein, wenn es eine Weile liegt, wie die Mispeln nur gewinnen wird.

Und so möge denn der tiefe Schnee diesen Brief nicht abhalten, dem ich abermals ein kleines Büchlein hinzufüge, damit er einiges Gewicht erhalte, und nicht verweht und verwindwebt werde. Leben Sie recht wohl, und lassen mich empfohlen seyn.

Weimar, den 8. Februar 1814. Goethe.

1359.

An S. Boisserée.

Auf Ihren freundlichen, umständlichen Brief, der mir ein langes Entbehren Ihrer Nachrichten auf einmal vergütet, will ich sogleich, mich kurz fassend, einiges erwidern. Von der Schlacht bey Lützen an bis zum Ablauf des Stillstandes befand ich mich in Töplitz (denn es ziemt uns wohl in dieser Zeit unsere kleinen Privatzustände an dem ungeheuren Maaßstabe der Weltgeschichte zu messen), sodann habe ich in Weimar, die bedeutenden Tage hindurch, Sorge, Furcht, Angst, Schrecken und Leiden mit so viel anderen getheilt, nicht ohne eine gewisse innere Thätigkeit, denn es ist mir inzwischen manche Production gelungen. Nunmehr, seit dem Anfang des neuen Jahres, befinden wir uns wieder, im Rücken so großer Ereignisse, wie im völligen Frieden und werden nur durch einige kriegerische Symbole, durch einen Trupp Baschkiren und, von Zeit zu Zeit, durch einen Kanonenschuß, von der Citadelle von Erfurt, an das Kurzvergangene erinnert.

Ihre Sammlung, so wie Ihr Unternehmen sind mir nicht aus dem Sinne gekommen, beyde sind zu ernstlich, als daß ich nicht wünschte, Ihnen förderlich zu seyn, auch habe ich mich nicht enthalten können, in dem dritten Bande meines biographischen Versuchs, wo vom Cölner Dom die Rede ist, auf Ihre Bemühungen hinzudeuten. Sie werden diese apostolische Generosität, da ich gern gebe was ich habe, zum besten aufnehmen.

Zu den glücklichen Acquisitionen gratulire ich allerschönstens, den Meister Hemmelinck[1] möchte wohl kennen lernen. Sie machen sich ein großes Verdienst, jene ersten herrlichen Anfänge wieder zur Anschauung zu bringen, denn man begreift nun erst wie die späten trefflichen Meister, die wir gewöhnlich kennen und bewundern, sich auf dem hohen Grad hervorthun konnten, da sie den schweren Reichthum ihrer Vorfahren nur, mit Talent und gutem Humor, zu vergeuden brauchten.

Könnten Sie veranstalten, daß mir auch nur ein Probedruck von der Dresdner Platte zugesendet würde, so sollte er bey mir nicht unter den Scheffel gestellt werden, es giebt dieß Gelegenheit, von Ihnen, Ihrer Lage, Ihren Wünschen zu sprechen. Wer weiß wo es einmal Feuer fängt.

Von Cornelius und Overbeck[2] haben mir Schlossers stupende Dinge geschickt. Der Fall tritt in der Kunstgeschichte zum erstenmal ein, daß bedeutende Talente Lust haben sich rückwärts zu bilden, in den Schoß der Mutter zurückzukehren und so eine neue Kunstepoche zu begründen. Dieß war den ehrlichen Deutschen vorbehalten und freylich durch den Geist bewirkt, der nicht Einzelne sondern die ganze gleichzeitige Masse ergriff. Ihre Sammlung und Ihr Dom wirken ja aus gleichem Grunde und in gleicher Richtung.

---

[1] Der Niederländer Hans Memling (früher irrtümlich Hemling genannt), geb. vor 1430, gest. 1494.

[2] Der Maler Fr. Overbeck (1789—1869).

Unter meine liebsten Wünsche gehört es, dieses Jahr die Bäder am Rhein, die Freunde und Ihre Sammlung zu besuchen, und ob ich gleich an der Gewährung zweifle; so will ich mich doch einstweilen an der Hoffnung ergetzen. Leben Sie recht wohl, und fahren immer, so treu als gründlich, fort. Es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ein so redliches Bemühen nicht belohnt werden sollte.

So wie allem
Weimar den 14. Febr. 1814.
Aufrichtigen, Rechten,
so auch Ihnen
treu ergeben Goethe.

1360.

An Franz Bernhard von Bucholtz.[1]

Weimar den 14. Februar 1814.

Unter die schönen Früchte, welche mir die Reise meines Sohnes gebracht, habe ich vorzüglich Ihren lieben und zutraulichen Brief zu rechnen, für welchen hiermit zu danken nicht ermangle. Da ein jeder mit oder wider Willen beschäftigt ist, sich den großen Ereignissen des Tages, wenigstens in Gedanken, gleichzustellen, so machte es mir viel Freude zu sehen, wie jüngere Männer sich dieser hoffnungsreichen Periode zubilden. Sowohl durch Ihren werthen Brief, als durch eine kleine Druckschrift,[2] wird es mir möglich, mich an Ihre Seite zu versetzen; ich glaube daraus Ihre Lage und Ihre Denkart erkannt zu haben; zu beyden wünsche ich Glück. Lassen Sie mich etwas von meinen Betrachtungen hinzusetzen.

---

[1] In Frankfurt; laut Tagebuch war Bucholtz am 27. September 1812 bei Goethe gewesen.

[2] „Unser Volk; ein Blick in Vergangenheit und Zukunft" (Wien 1813).

Die Vereinigung und Beruhigung des deutschen Reiches im politischen Sinne überlassen wir Privatleute, wie billig, den Großen, Mächtigen und Staatsweisen. Über einen moralischen und literarischen Verein aber, welche bey uns wo nicht für gleichgeltend doch wenigstens für gleichschreitend geachtet werden können, sey es uns dagegen erlaubt zu denken, zu reden. Eine solche Vereinigung nun, die religiöse sogar mit eingeschlossen, wäre sehr leicht, aber doch nur durch ein Wunder zu bewirken, wenn es nämlich Gott gefiele, in Einer Nacht den sämmtlichen Gliedern deutscher Nation die Gabe zu verleihen, daß sie sich am andern Morgen einander nach Verdienst schätzen könnten. Da nun aber dieses nicht zu erwarten steht, so habe ich alle Hoffnung aufgegeben, und fürchte, daß sie nach wie vor sich verkennen, mißachten, hindern, verspäten, verfolgen und beschädigen werden.

Dieser Fehler der Deutschen, sich einander im Wege zu stehen, darf man es anders einen Fehler nennen, diese Eigenheit ist um so weniger abzulegen, als sie auf einem Vorzug beruht, den die Nation besitzt und dessen sie sich wohl ohne Übermuth rühmen darf, daß nämlich vielleicht in keiner andern so viel vorzügliche Individuen geboren werden und neben einander existiren. Weil nun aber jeder bedeutende Einzelne Noth genug hat, bis er sich selbst ausbildet, und jeder Jüngere die Bildungsart von seiner Zeit nimmt, welche den Mittleren und Älteren mehr oder weniger fremd bleibt; so entspringen, da der Deutsche nichts Positives anerkennt und in steter Verwandlung begriffen ist, ohne jedoch zum Schmetterling zu werden, eine solche Reihe von Bildungsverschiedenheiten, um nicht Stufen zu sagen, daß der gründlichste Etymolog nicht dem Ursprung unsers babylonischen Idioms, und der treueste Geschicht-schreiber nicht dem Gange einer sich ewig widersprechenden

Bildung nachkommen könnte. Ein Deutscher braucht nicht alt zu werden, und er findet sich von Schülern verlassen, es wachsen ihm keine Geistesgenossen nach; jeder, der sich fühlt, fängt von vorn an, und wer hat nicht das Recht, sich zu fühlen? So, durch Alter, Facultäts- und Provinzial-Sinn, durch ein auf so manche Weise hin und wieder schwankendes Interesse, wird jeder in jedem Augenblicke verhindert, seine Vorgänger, seine Nachkommen, ja seinen Nachbar kennen zu lernen.

Da nun dieses Mißverhältniß in der nächsten Zeit immer zunehmen muß, indem außer den vom Druck Befreyten und wieder neu Auflebenden, nun auch noch die große Masse derer, welche durch kriegerische Thatkraft die heilsame Veränderung bewirkten, ein entschiedenes Recht haben zu meinen, weil sie geleistet haben: so muß der Conflict immer wilder, und die Deutschen mehr als jemals, wo nicht in Anarchie, doch in sehr kleine Parteien zersplittert werden. Verzeihen Sie mir, daß ich so grau sehe; ich thue es, um nicht schwarz zu sehen; ja manchmal erscheint mir dieses Gemisch farbig und bunt. Gebe uns das gute Glück eine feste politische Lage, so wollen wir die obige Jeremiade in Scherz- und Spaßlieder umwandeln.

Aufrichtig zu sagen, ist es der größte Dienst, den ich glaube meinem Vaterlande leisten zu können, wenn ich fortfahre, in meinem biographischen Versuche die Umwandlungen der sittlichen, ästhetischen, philosophischen Cultur, insofern ich Zeuge davon gewesen, mit Billigkeit und Heiterkeit darzustellen, und zu zeigen, wie immer eine Folgezeit die vorhergehende zu verdrängen und aufzuheben suchte, anstatt ihr für Anregung, Mittheilung und Überlieferung zu danken. Genauer als sonst werde ich die Tagesschriften, sie mögen sich hervorbringend oder beurtheilend beweisen, lesen und betrachten, und es sollte mir sehr

angenehm seyn, wenn diese Barometer des Zeitgeistes eine bessere Witterung andeuten, als ich mir erwarte.

Leben Sie recht wohl, und wachsen einer glücklichen Zeit und einer vollendeten Bildung entgegen, wie sie der jüngere Deutsche jetzt mehr als jemals hoffen kann.

Keinen höheren Wunsch wüßte hinzuzufügen.

Goethe.

1361.

An J. J. Riese.[1]

Die Erzählungen meines Sohnes, begleitet von einem Schreiben Ihrer liebwerthen Hand, haben mich in jene so ruhig als unschuldige Zeiten zurückversetzt, in welchen wir einer heitern und lustigen Jugend genossen. Ich freue mich daß Sie, als ein besonders theurer Freund, zu den übrig gebliebnen gehören und wir uns noch, bis auf diesen Tag, zusammen der Vergangenheit freuen können. In meinem dritten Bande finden Sie Ihren geschätzten Nahmen und die Erinnerung unsrer näheren Verhältnisse, nicht ohne Bemerkung des vielfältigen Widerspruchs mit welchem der Freund meinen Enthusiasmus zu zügeln und meine Dialecktik zu üben verstand.

Auch habe ich, bey Gelegenheit der lebhaften Erzählung meines Sohnes, die Narbe an dem rechten Zeigefinger vorgewiesen, welche Sie mir schlugen, als ich mit demselben, unter einer Forsthaus Laube, etwas schalkisch, auf ein herankommendes Frauenzimmer deutete, dem wir beyde gewogen waren. Wir bereiteten uns eben einen Teller Schincken zu verzehren und Sie hatten das aufgehobne Messer in der Hand, welches zu meiner Bestrafung sich etwas eilig niedersenckte.

---

[1] Jugendfreund Goethes, Bd. I, S. 254.

Solche lustige, leichte Wunden schlägt das fortschreitende, immer ernstere Leben nicht, und ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie, bey so großem Wechsel der Dinge, als einzelner Mann, weniger Sorgen unterworfen, an Ihrer Stelle unverruckt geblieben. Grüßen Sie mir unser Fränzchen zum schönsten, deren Heiterkeit sich gewiß erhalten hat. Eine so beständige Freundschaft deutet auf redliche, treue Gemüther und einen ruhigen, gleichen Lebenswandel.

Mögen Sie noch lange, amtlich auf dem Kirchhofe beschäftigt,[1] diesem und jenem ein Erbbegräbniß zutheilen und mit dem besten Humor sich selbst und Ihren nächsten Umgebungen leben, zu Trost und Freude, und auch dabey immer fort meiner in Liebe gedencken.

Herzlich angeeignet

Weimar d. 14. Febr. 1814. Goethe.

1362.

An Sara v. Grotthus.

Schon mehrmal ist es mir so ergangen, daß, wenn ich mich, nach langem Zaudern, endlich entschloß lieben Freunden zu melden daß eine zugedachte Gabe nicht angekommen, sogleich nach abgesendetem Briefe das Erwartete glücklich eintraf; und so ging es auch jetzt mit den fünf köstlichen Gänse-Brüsten, die in einem Körbchen glücklich anlangten, und vortrefflicher schmecken, oder zu schmecken scheinen, als alle sonst genossene. Seit den letzten von Ihnen erhaltenen sind keine wieder in meine Speisekammer gekommen, und die Köstlichkeit derselben bezeugt vorzüglich Riemer, der sich die Abende wieder fleißig bey mir einfindet, und mir mancherley vorbereiten hilft, was Ihnen dereinst auch Vergnügen machen

---

[1] Als Verwalter der städtischen Armenkasse in Frankfurt.

soll, zugleich mit mir dankt und sich Ihrem theueren Andenken empfiehlt.

Lassen Sie mich, nach einer so schmackhaften leiblichen Speise, ohne gesuchten Übergang, von einer gleichfalls wohlbereiteten geistigen Speise reden! ich meine das Werck sur l'Allemagne, von Frau von Staël; Sie haben es selbst gelesen, und es bedarf also meiner Empfehlung nicht. Ich kannte einen großen Theil desselben im Manuscript, lese es aber immer mit neuem Antheil. Das Buch macht auf die angenehmste Weise denken, und man steht mit der Verfasserin niemals in Widerspruch, wenn man auch nicht immer gerade ihrer Meinung ist. Alles was sie von der Pariser Societät rühmt kann man wohl von ihrem Werke sagen.

Man kann das wunderbare Geschick dieses Buches wohl auch unter die merkwürdigen Ereignisse dieser Zeit rechnen. Die französische Polizey, einsichtig genug daß ein Werk wie dieses das Zutrauen der Deutschen auf sich selbst erhöhen müsse, läßt es weislich einstampfen, gerettete Exemplare schlafen, während die Deutschen aufwachen, und sich, ohne solch eine geistige Anregung, erretten. In dem gegenwärtigen Augenblick thut das Buch einen wundersamen Effect. Wäre es früher da gewesen, so hätte man ihm einen Einfluß auf die nächsten großen Ereignisse zugeschrieben, nun liegt es da wie eine spät entdeckte Weissagung und Anforderung an das Schicksal, ja es klingt als wenn es vor vielen Jahren geschrieben wäre. Die Deutschen werden sich darin kaum wiedererkennen, aber sie finden daran den sichersten Maaßstab des ungeheuern Schrittes den sie gethan haben.

Möchten sie, bey diesem Anlaß, ihre Selbstkenntniß erweitern, und den zweyten großen Schritt thun ihre Verdienste wechselseitig anzuerkennen, in Wissenschaft und Kunst, nicht, wie bisher, einander ewig widerstrebend, endlich auch gemeinsam wirken, und, wie jetzt die ausländische Sclaverey, so

auch den inneren Parteisinn ihrer neidischen Apprehensionen unter einander besiegen, dann würde kein mitlebendes Volk ihnen gleich genannt werden können. Um zu erfahren inwiefern dieses möglich sey, wollen wir die ersten Zeiten des bald zu hoffenden Friedens abwarten.

Dem freundlichsten Lebewohl füge ich einen wiederholten aufrichtigen Dank hinzu.

Weimar den 17. Feb. 1814.

Goethe.

1363.

An Zelter.

Ein Packetchen poetisches Allerley, welches ohngefähr vor acht Tagen abgegangen, wird dir glücklich zugekommen seyn. Nun will ich aber mit prosaischen Worten nachholen, dir sagen und versichern, daß dein langes Stillschweigen mir höchst peinlich gewesen. Ich gestehe gern, daß uns allen der Athem bis zum Außenbleiben mag gestockt haben, den man nur in freundschaftlicher Mittheilung wiederfinden kann.

Voran aiso will ich sagen, daß unsre kleine Sang- und Klang-Gesellschaft nur an dir gezehrt und gelebt, und nach trauriger Pause an dir wieder auferstanden ist. Die Verklärung der Johanna Sebus haben wir als Sacrament unserer Rettung aus den unendlich breiten Fluthen gefeyert.

Zu dem In te Domine speravi hätte ich auch ein langes Mährchen zu erzählen, wie ich mir, bey sonderbaren innern und äußern Bedrängnissen, diese Worte in meiner böhmischen Einsamkeit rhythmisch klanglos, aber doch vierpersönlich um nicht vierstimmig zu sagen, componirt, und keinen angelegentlichern Wunsch gehabt, als diese schönen

Worte durch dich musicalisch commentirt zu hören. Ich kam in Versuchung, vier Linien untereinander zu ziehen, um die Art wie ich es genommen, anschaulich zu machen. Jetzt, da ich deine Composition höre, bin ich darüber völlig belehrt und finde darin eine angenehme Erfahrung. Der Dilettant nämlich wird durchaus nur durch das Faßliche und eine unmittelbare Wirkung gerührt, und dieß charakterisirt auch seine Productionen, wenn er in irgend einer Kunst sich versuchend auftritt. Meine Composition, die sich ziemlich abgerundet und fixirt hat, ähnelt einer von Jomelli[1] und es ist immer wunderbar und lustig genug, daß man sich zufällig auf solchen Wegen ertappt und sich einmal seines eignen Nachtwandelns bewußt wird. Um hierüber in einem andern Fache klar zu werden, dem ich mich ernstlicher gewidmet habe, sortire ich ältere landschaftliche Skizzen, und werde hierbey auch das Ähnliche gewahr.

In der wandelnden Glocke muß doch etwas Magisches ertönen: denn wirklich habe ich sie in Töplitz geschrieben, wohin sie dich zu rufen schien.

Daß meine verliebten Launen noch nach vierzig Jahren die Berliner interessiren können, giebt mir Vermuthung, daß darin etwas Frisches müsse enthalten seyn, welches der Zeit nicht unterliegt.

Riemern, der in seinem Amte immer froher wird, weil er sich dem Kreise, der für ihn viel zu eng ist, anzueignen und immer mehr zu thun lernt, indem er weniger thut, habe ich deine Invectiven gegen die Philologen mitgetheilt. Er war darüber sehr erfreut und empfiehlt sich dir auf's beste. Ich wünschte, daß du seinen Commentar darüber hören könntest. Da er selbst vom Metier ist, so weiß er am besten, wo sich eigentlich die Erbsünde dieser

---

[1] Nicolo Jomelli (1714–1774).

Mängel herleitet, die er verwünscht, weil sie, ob er sich gleich selbst davon befreyt hat, durch andere auf ihn lastet. Die unendliche Schwierigkeit, eine große überlieferte Masse als eine zweyte Natur mit Freyheit zu behandeln, ist um so größer, als wir ja der ersten Natur gegenüber, uns, wenn wir recht aufrichtig seyn wollen, immer unzulänglich fühlen.

Kannst du mir etwas zu meinem kleinen Singe-Concert mittheilen, so ist es eine große Gabe. Dieses Anstältchen zieht sich durch Zeit und Umstände hindurch, wie Gänge und Klüfte durch die Gebirgsmassen; bald metallhaltig bearbeitet man sie mit Vortheil, bald ist es aber auch nur Gangart, die zuletzt selbst so schmal wird und zu verschwinden droht, aber doch immer darauf hindeutet, daß man beharrlich fortarbeitend in derselben Richtung wieder etwas Erfreuliches finden werde.

Von hundert Dingen schweige ich, und bringe sie gelegentlich zur Sprache. Wahrscheinlich entferne ich mich diesen Sommer nicht weit von Weimar. Könntest du dich auf einige Wochen dort losreißen, so würdest du eine Welt zu mir bringen und wir wollten suchen dir ein Weltchen als Gastgeschenk zurück zu geben.

Zu lustiger Raumfüllung mögen hier ein paar Reimsprüche aus der Tasche des Weltlaufes schließen.

Die Jahre sind allerliebste Leute! ...[1]

Das Alter ist ein höflich Mann, ...[1]

Weimar den 23. Februar 1814. Goethe.

[1] Die beiden Gedichte mit den Ueberschriften: „Die Jahre“ und „Das Alter“.

1364.

An A. v. Arnim.

(23. Februar.)

So wie die Pausen eben so gut zum musicalischen Rhythmus gehören als die Noten, eben so mag es auch in freundschaftlichen Verhältnissen nicht undienlich seyn, wenn man eine Zeitlang sich wechselseitig mitzutheilen unterläßt. Strebende Menschen, von welchem Alter sie auch seyen, können nicht immer parallel neben einander gehen; will man sich nun gar beständig bey der Hand halten, so entsteht daraus ein hin und wieder zerren, beyden Theilen unbequem und retardirend wo nicht schädlich.

Lassen Sie mich also wieder einmal nach geraumer Zeit auf Ihre Sendung etwas erwidern. Die Vorzüge dieser kleinen Stücke[1] haben mir als einem Schauspieldirector abermals die unangenehme Empfindung gemacht, daß talentvolle Männer nicht die Beschränkung des Theaters berücksichtigen wollen, und ein für allemal verschmähen, in den nothwendigen, unerläßlichen und so leicht zu beobachtenden Formen ihr Gutes mitzutheilen. Wie manches Geistreiche, Herzerhebende brächte man da unter das Volk, das man jetzt immer mit seiner eigenen Gemeinheit füttern muß.

Geistreiche Autoren würde durch diese geringe Beengung sich leise gewarnt fühlen; sie würden nicht, wie jetzo meist geschieht, ehe man's sich versieht nach allen Seiten hin transscendiren; sie würden gar bald gewahr werden, worüber der Mensch lachen und weinen, wobey er empfinden und denken mag. Das Seltsame wäre ein recht hübsches Ding, wenn es sich nur selbst zu regeln wüßte.

Das angedeutete Stück[2] wäre wohl aufführbar; in meiner Lage aber bemerke ich folgendes. Alles, was auf

---

[1] In Arnims „Schaubühne", Bd. I.

[2] „Die Vertreibung der Spanier aus Wesel".

den Augenblick anspielt und so die Gemüther stoffartig erregt, habe ich immer vermieden, nicht weil ich es im Ganzen für unzulässig halte, sondern weil ich gefunden habe, daß der Enthusiasmus eigentlich nur die große Masse wohl kleidet. Man muß sich einander unbekannt seyn, und sich nur zusammen fühlen, wenn man sich zusammen erwärmen, ja erhitzen will. Geschieht dieß unter Bekannten, so leidet immer der eine Theil, indem der andere sich freut.

Sodann auch ist das ungeheure Siegesglück auf's schnellste soweit vorgeschritten, daß wir auf heftige Incentive nicht mehr zu denken brauchen. Das Beharren in Thun und Leiden ist es eigentlich, was wir schon jetzt der Masse zu predigen haben. Das andre hat sich alles von selbst gegeben und wir brauchten jetzt gar keine Worte mehr, um mit wenigem Anstoß noch einen großen Theil unsrer Bevölkerung über den Rhein zu treiben.

In den beyden mitgetheilten Zeitungsblättern finde ich guten Sinn und Ton; das über Arndt Gesagte so freundlich als gründlich. Etwas Ähnliches möchte ich wohl über das neue Bestreben vernehmen, durch welches die aus einer Knechtschaft kaum entronnenen Deutschen sich schnell wieder in die Fesseln ihrer eigenen Sprache zu schmieden gedenken.[1] Indem ich diesen Dingen nur zusehen kann, so ist mir nichts angenehmer, als von anderen zu hören was ich gern selbst sagen möchte. Möge Ihnen, da Sie nun wieder in den Ihrigen und mit den Ihrigen ruhig leben können, leicht werden die Nachwehen einer so schmerzlichen als glücklichen Cur zu überstehen und Ihren Kleinen ein doppeltes und dreyfaches Erbe, der Güter des Talents und der Gesinnung.

Weimar den 22. Feb. 1814.

[1] Vergl. S. 266.

1365.*

An C. v. Knebel.

.... Das Werk der Frau von Staël[1] mag man immer gerne wieder lesen; man glaubt wirklich in guter Gesellschaft zu seyn, man wird durch diese Blätter zum Denken und zum Erwidern aufgefordert. Ist es einmal fertig da, so wird es zu schönen Betrachtungen über uns und über unsere Nachbarn Anlaß geben, vorzüglich weil es während einer so großen Umwälzung erscheint, welche den inneren Zustand sowohl, als die äußeren Verhältnisse bedeutend verändern wird.

Die Bezüge auf die englische Nation treten nun auch wieder ein, und die guten Deutschen bemerken nicht, mit welcher Klemme sie von dieser Seite bedroht sind. Dem französischen Stolz kann man beykommen, weil er mit Eitelkeit verbrüdert ist, dem englischen Hochmuth aber nicht, weil er, kaufmännisch, auf der Würde des Goldes ruht. Doch wollen wir dieß alles abwarten und, da wir weder reich noch eitel sind, uns in unsern stillen Kreisen wie früher behagen . . . G.

1366.

An C. v. Knebel.

Hier das Brieflein[2] mit vielem Danke zurück. Er stellt den Zustand, in dem er sich befindet, sehr lebhaft dar. Möge er glücklich wiederkehren, und diese Expedition wird ihm sehr wohl thun. Der treue Geradsinn, der ihm eigen ist, nimmt sich in diesem Metier vortrefflich aus.

---

[1] „Ueber Deutschland".
[2] Von Knebels Sohn Carl.

Gestern überraschte uns eine ganz besondere Erscheinung, Fürst Radziwill,[1] der ein herrlich Violoncell spielt, selbst componirt, und zu diesem Bogeninstrumente singt. Es ist der erste wahre Troubadour der mir vorgekommen; ein kräftiges Talent, ein Enthusiasmus, ja, wenn man will, etwas Phantastisches, zeichnen ihn aus, und alles was er vorbringt, hat einen individuellen Charakter. Wäre seine Stimme entschiedener, so würde der Eindruck, den er machen könnte, unberechenbar seyn. Und somit lebe wohl und grüße die Deinigen.

Weimar den 2. April 1814. G.

1367.*

An Zelter.

... Und nun noch einen geheimen Auftrag; den ich ganz im Stillen zu beherzigen bitte. Sollte nicht auf dem Berliner Theater unter den Choristen, oder sonst Anfängerinnen, ja auf irgend einem Liebhabertheater sich ein Mädchen, das aber nicht über 16—17 Jahre alt seyn dürfte, finden, wie man sie zu sogenannten angehenden Liebhaberinnen wünscht, von mittlerer Größe, leichtem Wuchs, hübschen Augen, angenehm klingender Stimme pp., was ich dir nicht vorzuerzählen brauche, so wäre mir sie willkommen. Könnte sie soviel singen um die 3. Stimme in der Oper zu übernehmen, so wäre es um desto besser. Mich sollte bedünken dergleichen Wesen müßten in Berlin zu Dutzenden herumlaufen. Wenn man bedenkt, was aus der Maaß geworden

---

[1] Anton Heinrich Fürst v. Radziwill (1775—1833). In den „Tag- und Jahresheften" berichtet Goethe: „Der Besuch des Fürsten Radziwill erregte gleichfalls eine schwer zu befriedigende Sehnsucht; seine genialische, uns glücklich mit fortreißende Komposition zu Faust ließ uns doch nur entfernte Hoffnung sehen, das seltsame Stück auf das Theater zu bringen."

ist, wie sich die Elsermann und die Engels gebildet haben, welche noch bey uns sind, so könnte wohl einem solchen Creatürchen die Lust kommen sich auch in unsere Schule zu begeben. Forsche, bedenke und melde. G.

Die Comödienzettel sind angekommen.
Tausend Lebewohl.

Um der beliebten Kürze willen und um die Sache, sofern sie thulich ist, zu fördern, füge ich Folgendes hinzu. Eine solche Person erhielte Reisegeld, um auf der fahrenden Post bequem herzukommen, ferner würde sie, in billiger Erwägung ihrer augenblicklichen Brauchbarkeit, mit proportionirter Gage bedacht. Auf wie lange man contrahirte, würde auf die Persönlichkeit ankommen, allenfalls könnte man sechswöchentliche Aufkündigung festsetzen, wodurch kein Theil gefährdet wäre. Gute Aufführung wird vorausgesetzt, weil irgend ein Eclat von unschicklicher Art bey uns die Suspension und sodann die Entlassung nach sich zieht, wie wir vor kurzem ein Beispiel[1] gehabt haben. Die Begleitung einer Mutter oder Verwandten ist nicht unangenehm. Möchten sich zwey Subjectchen zusammen thun und sich eine gewisse Selbstständigkeit zutrauen, desto besser. Sollte nicht in der Singschule dergleichen zu finden seyn? Das Betragen derselben könntest du zunächst beurtheilen und freylich je mehr sie im Gesang leisten, desto besser kann man sie setzen. Soviel für dießmal, sage mir bald ein Wort.

Weimar, den 22. April 1814.

---

[1] Demoiselle Lefevre (S. 276).

Ein Blumenglöckchen ...[1]

Das Größte will man nicht erreichen ...[2]

Zu verschweigen meinen Gewinn ...[3]

1368.

An C. F. C. v. Wolfskeel.

(Anfang Mai.)

Ew. Hochwohlgeb.

nehme mir die Freyheit, wegen einer Angelegenheit zu behelligen, welche mir in meinen häuslichen Verhältnissen manches Unangenehme verursacht. Es dient nämlich bey mir eine Köchin, welche übel verheirathet ist, und von ihrem Manne, einem Bäckergesellen, der sich bald auswärts, bald hier aufhält, auf allerley Weise molestirt, besonders aber von Zeit zu Zeit nicht auf die höflichste Weise um Geld angegangen wird. Dieses Ehepaar ist auch schon der Scheidung wegen vor Herzoglichem Consistorio gewesen; was entgegensteht, daß die Trennung der Ehe nicht erfolgt, ist mir nicht ganz klar, gegenwärtig aber geht mein Wunsch und meine Bitte dahin, daß Ew. Hochwohlgeb. insofern die Sache thunlich, sowohl um dieser Person, als um meiner häuslichen Ruhe willen, die Scheidung gütig und gesetzlich befördern mögen. Denn leider wirken solche Händel auf den Dienst zurück, und man weiß oft gar nicht, warum unver-

---

[1] Das Gedicht „Gleich und gleich".
[2] Erhielt später den Titel „Egalité".
[3] In die achte Abteilung der „Zahmen Xenien" als Nr. 67 aufgenommen.

sehens eine solche Person aus dem gewohnten Gleise tritt, und sich ungeberdig stellt, wenn man eine ganze Weile mit ihr zufrieden zu seyn Ursache hat. Für diese so wie für so manche andere Geneigtheit verpflichtet, werde nicht aufhören mit der vollkommensten Hochachtung zu beharren.

1369.*

An Zelter.

Nun ist alles, mein werthester Freund, was du mir zugedacht angekommen, und in der Zwischenzeit wirst du auch einen Brief von mir erhalten haben, der, damit das letzte Blatt nicht leer bliebe, von einigen Reimspäßen begleitet ist. Dergleichen Dinge gedeihen unter deinen Händen gar glücklich zum Canon und anderer Art Wettgesänge. Ich bedauere nur, daß uns eine so weite Entfernung trennt, denn sonst würde mein Leben um vieles klangreicher werden. Ich hatte einen Freund der zu sagen pflegte, er wünsche nur in zwey Fällen König zu seyn, wenn nämlich bey Tafel frische Heringe, oder englisch Bier präsentirt würde, damit er von jenen das Mittelstück, und von diesem das erste Glas zu sich nehmen könne. Ein ähnliches Gefühl hatte ich, als du mir den hohen Besuch[1] meldetest, der sich an deiner großen und einzigen Darstellung erquickt hat. Hier ist es nun freylich leichter, den hohen Gästen ihr übriges königliches Geschick nicht zu mißgönnen. Doch hätte ich wohl gern an dieser großen Tafel, die so viele Theilnehmende zuläßt, mitgeschwelgt.

Indessen du dir nun, freylich nicht ohne Müh und Ausdauer, den Vorschmack des Himmels geben kannst; muß ich

---

[1] Des sächsischen Königspaares.

leider, auf die wunderlichste Weise, betteln und negoziiren, um dasjenige nur unvollkommen zu genießen, was du mir gönnen magst. In diesem Fall empfindet man den engen und hülflosen Zustand einer kleinen Stadt nur allzusehr, nicht als wenn die Elemente gänzlich mangelten, aus welchen sich eine genußreiche Welt, im Kleinen, schaffen ließe, aber weil eben diese Elemente sich, gerade wegen der Enge und Nähe, eher abstoßen als anziehen, und dem Schöpfer kein Spielraum gegeben ist, sie dergestalt zu handhaben, daß sich ihre freundlichen Pole verbinden müßten. Die lächerlichsten Scenen in Wilhelm Meister sind ernsthaft gegen die Späße, zu denen ich meine Zuflucht nehmen muß, um zu bewirken, daß deine Sendungen sich vom Auge losreißen und zum Ohr gelangen.

Die bildende Kunst hat darin größere Vortheile, sie gewährt dem Auge ein dauerndes Vergnügen, und wenn der Künstler einmal das Geschick gehabt hat, etwas Gutes zu machen, so erhält ja wohl das Glück auch sein Werk, hundert, ja tausend Jahre, und überliefert es den Einsichtigen zum Genuß. Es ist mir die letzte Zeit so wohl geworden, theils unter meinen frühern Besitzungen, die ich lange nicht gemustert, manches unerwartete Gute anzutreffen, theils, da jetzt so vieles in der Welt los ist, köstliche Dinge um leidliche Preise zu erhalten. Hierbey ist aber auch gerade der umgekehrte Fall, man kann sie nicht wie eine Partitur in die Ferne senden und seinen Genuß mit auswärtigen Freunden theilen . . .

Kürzlich und eilig danke für die große Freude, welche mir durch deine Sendung geworden ist. Es gelang mir dießmal, meine wandelbare Hauscapelle recht gut zu organisiren.

Weimar d. 4. May 14.

G.

1370.*

An F. M. v. Klinger.

... Die harte Prüfung, die Ihnen das Geschick zugedacht,[1] habe ich mit der innigsten Theilnahme erfahren. Es ist schon schwer genug die allgemeine Weltlast mit zu tragen, und wo soll die Kraft dazu herkommen, wenn wir in unserm Innersten und Eigensten verletzt werden, wohin wir denn doch immer, in jedem äußersten Falle, wieder zurückgewiesen sind.

So wie ich bisher gethan, denke ich auch zunächst mich, und was von mir übrig ist, zusammenzuhalten, und was ich mitzutheilen habe, unter der Form meines biographischen Versuches zu überliefern. Sie sehen aus dem Bisherigen, daß ich in demselbigen Sinn und Ton fortfahren kann, und daß mich, im Verlauf, mehr persönliche Verhältnisse, als die allgemeinen, hindern könnten weniger freymüthig zu seyn. Doch denke ich auch hier, was entgegensteht, dergestalt zu überwinden, daß mein Büchlein, mit der zu hoffenden, nicht allein freymüthigen sondern auch wahrhaft tüchtigen und gründlichen Epoche gleichen Schritt halte. Auch naht die Zeit heran, wo ich meine gesammelten Arbeiten auf's neue wieder herauszugeben habe. Ich werde diese Gelegenheit benutzen, manches Ältere, was bisher zurückgeblieben, wäre es auch nur um eines historischen Interesse willen, darzubringen.

Möge sich Deutschland bald beruhigen, und auf eine Weise gestalten, daß wir, nach Erfüllung so schöner Hoffnungen, uns noch endlich einmal froh wiedersehen mögen.

Mich Ihrem freundschaftlichen Andenken auf's dringendste empfehlend

Weimar d. 8. May 1814. Goethe.

[1] Der Tod von Klingers Sohn infolge der bei Borodino erhaltenen Verwundung.

1371.

An C. G. v. Voigt.

Als Ew. Excellenz gefällige Sendung gestern Abend bey mir ankam, war eben Professor Riemer bey mir und ich dictirte demselben das Anliegende, heute da ich es wieder überlese, wüßte ich zwar nichts Anders zu sagen, auf eine andere Weise aber müßte es gesagt werden, wenn es als communicables Votum anzusehen wäre. Da ich es aber blos als eine vertrauliche Eröffnung gegen Ew. Excellenz betrachte, so wage ich das Blatt abzuschicken, um so eher als die Sache keinen Aufschub leidet. Ich füge noch einen Gedanken hinzu. Der Fall ist schon öfters vorgekommen, daß man Fürsten theils Feste, theils Denkmale votirt, welche jedoch solche abgelehnt und die Verwendung einer solchen Summe zu einer milden Stiftung gewünscht. Die Vermehrung des Fonds für Waisenkinder ist wohl nie wünschenswerther gewesen wie jetzt, da so viele Eltern frühzeitig hingerafft wurden. Sollte der gute und fromme Wille der Weimarischen Bürger nicht auf diesen Gegenstand zu lenken seyn? ich wenigstens würde alsdann mit Vergnügen meinen geringen Antheil abtragen.

Verzeihen Ew. Excellenz, daß ich vor meiner Abfahrt nach Berka nicht noch einmal persönlich aufwarte, man merkt nicht in wie vielerley Verhältnissen man steht als in dem Augenblick da man scheiden soll. Vielleicht gönnen Sie mir das Glück Sie draußen zu begrüßen, es ist eine kleine Spazierfahrt.

Weimar d. 13. May 1814.

G.

(Beilage.)

Mir sey vergönnt, gleich einem alten Facultisten das Pro und Contra der beyden Vorschläge, wie es mir in der Eile begegnet, aufzustellen.

1) Es möchte kaum zu hindern seyn, daß bey Ankunft Serenissimi irgend eine freudige Aufwallung Tages und Nachts sich hervorthäte. Jedermann wird gewiß gern Licht und Lichter, Lampen und Lämpchen anzünden, wenn man dem Tages-Einzug ein frohes Vivat entgegengerufen. Sollte aber freylich zu dem Empfang ein Triumphbogen aufgebaut und im begleitenden Sinne die Stadt auch bey Tage decorirt werden, wie früher wohl dergleichen geschehen; so dürfte leicht ein größerer Aufwand nöthig seyn, als daß ihn die Wirkung belohnen möchte. Dieses Pro und Contra möchte sich dadurch zur Entscheidung neigen, daß die eigentliche Freude keine Form verlangt. Wie nun also neulich die Menschen ohne Ziel und Maaß schießen konnten; so wäre es vielleicht nicht übel, wenn man einen Jeden nach seiner Art leuchten ließe.

2) Ein dauerndes Monument betreffend, scheint mir das Contra, um kurz zu seyn, viel entschiedener: denn A) sehen Durchlaucht niemals gern, daß man in Ihre Anlagen etwas, auch wohlgemeyntes, fremdes mische; B) bin ich, wegen eines Obeliskes eigentlich ein zu perhorrescirender Votant, weil ich alle Obelisken von jeher verwünscht habe, die nicht aus Einem Granitstück gehauen waren: wie denn z. B. in Schönhof ein ungeheurer zusammengesetzter dasteht, den der abgefallne Tünch jedem ästhetischen Auge verdrießlich macht. C) Würde ich gern, sowie vieles andere geschehen lassen, daß ein solches opus publicum in Weimar auferstünde, aber Freude, Beyfall und Theilnahme könnte ich demselben nicht schenken.

Selbst auch in Absicht auf das Technische glaube ich nicht, daß Steinhauer, Fuhrleute, Maurer und alle sonst nöthige Handwerker, mit der größten Thätigkeit, hinreichend wären, ein solches Werk innerhalb vier Wochen zu Stande zu bringen.

Sollte ich in dieser Angelegenheit irgend ein recht reines Votum aussprechen; so lasse man einem jeden Einzelnen, bey dieser gewiß im Allgemeinen recht frohen Angelegenheit, die Lust sich nach seiner Art zu bethun, ohne ihn zu etwas zu nöthigen, wozu er wohl beytritt, aber ohne Überzeugung, daß es recht, erfreulich und dem Herren angenehm sey. Es sey mir verziehen, zu sagen: daß unser Fürst aus Paris kommt, wo er die größten Kunstherrlichkeiten der Welt gesehen hat.

1372.

An Kirms.

Ew. Wohlgeboren kann ich nicht verbergen, daß der freundliche und ehrenvolle Antrag[1] des Herrn Generaldirector Iffland mich in eine peinliche Lage versetzt. Wie gern ich Gelegenheitsgedichte bearbeite, habe ich oft gestanden, und wie geschwind ich mich zu einem solchen Unternehmen entschließe, davon mag zeugen, daß ich mich so eben mit einem kleinen Vorspiel beschäftige, nach dem Wunsch der Badedirection in Halle, welche etwas Zeitgemäßes, das sich zugleich auf den verewigten Reil[2] bezöge, vor kurzem verlangt hat.

Wie weh es mir also thun muß, eine einzige Gelegenheit, wie die, welche sich von Berlin darbietet, zu versäumen,

---

[1] Goethe war aufgefordert worden, für das Berliner Hoftheater ein Festspiel zur Rückkehr des Königs zu schreiben.

[2] Siehe Bd. V, S. 184.

bedarf keiner Worte. Ich habe die Sache seit vierundzwanzig Stunden, nach allen Seiten, durchgedacht und finde sie nicht ausführbar. Vier Wochen sind ein gar zu kurzer Termin; sie wären es nicht, wenn ich mich in Berlin befände, oder wenigstens von dem dortigen Theater und den äußeren Verhältnissen früher persönliche Kenntniß genommen hätte.

Die Wirkung nach Halle und in Halle wird mir leicht, es geschieht durch unsere Schauspieler, deren Fertigkeiten ich kenne, und für die also, mit einigem Geistesaufwand, wohl solche Rollen zu schreiben sind, welche Gunst erwerben. Von Lauchstädt her läßt sich manches anknüpfen, in Halle selbst habe ich persönliche Verhältnisse, und sodann ist es wohl erlaubt, das Ganze überhaupt leichter zu nehmen.

Die Aufgabe für Berlin ist groß und ich erkenne in ihrem ganzen Werth die Ehre, die man mir erzeigt, zu glauben, daß ich sie zu lösen im Stande sey. Ich habe den großen Umfang, der gefordert werden kann, schnell durchgedacht; aber ich darf keine Erfindung wagen ohne genugsame Zeit und hinreichende Kenntniß. Damit aber dieses nicht eine bloße Ausflucht scheine, so erbiete ich mich', eine ähnliche Arbeit durchzudenken, die, bey einem bevorstehenden Friedensfeste auf einem so würdigen Schauplatz, wenn sie glückt, mit Ehren erscheinen dürfte.

Hierzu aber wäre nöthig, daß der Herr Generaldirector irgend einem geistreichen Mann den Auftrag gäbe, sich mit mir in Rapport zu setzen und mich mit den Persönlichkeiten der Schauspieler und Sänger, den Rollen, worin sie am meisten gefallen und was man sonst noch für nothwendig hielte, bekannt zu machen.

Hierauf würde ich die Erfindung gründen und mich darüber, auch abwesend, mit den dortigen einsichtigen Männern vorläufig berathen und so getroster an die Ausführung gehen können.

Ich bitte dieses, mit Versicherung eines aufrichtigen Dankes und wahrhafter Verehrung, dem Herrn Generaldirector mitzutheilen.

Berka an der Ilm
18. May 1814.

Ergebenst
Goethe.

1373.

An Iffland.

Aus ein paar Blättern, welche Herr Geheime Hofrath Kirms übersendet, haben Sie, verehrter Mann, gesehen, daß Ihr freundlicher und ehrenvoller Antrag mich erst erschreckt, dann aber aufgeregt hat. Hiebey folgt nun das versprochene Programm zu dem Vorspiel,[1] über welches ich mir Ihren einsichtigen Rath erbitte. Findet es Beyfall, so können Decorationen, Kleider und Instrumentalmusik einstweilen besorgt werden. Die Chöre sende zunächst, wie ich denn den ersten, für die Krieger, schon beylege. Der Dialog folgt sodann, wo nicht auf einmal doch theilweise, und so hoffe ich, soll alles zur rechten Zeit beysammen seyn. Mehr sage ich nicht, damit diese Sendung sogleich abgehen könne. Nehmen Sie meinen Dank für das mir erwiesene Vertrauen und erhalten mir Ihre Gewogenheit. Mit der aufrichtigsten Hochachtung

Berka an der Ilm
den 24. May 1814.

ergebenst
Goethe.

---

[1] „Des Epimenides Erwachen".

1374.*

An die Herzogin Louise.

Ew. Durchlaucht

dank zuvörderst unterthänigst für die gnädigen Mittheilungen. Die Worte Napoleons[1] sind merkwürdig genug, er legt sich die entgegengesetztesten Eigenschaften bey. Die Liebe zum Wunderbaren gehört eigentlich dem Poeten und die Lust Schwierigkeiten zu überwinden dem Mathematiker . . .

Berka an der Ilm d. 9. Juni 1814.

1375.

An Carl Liebich.[2]

(7. Juli.)

Für den an mich ergangenen sehr ehrenvollen Antrag hab ich alle Ursache meinen lebhaftesten Dank abzutragen, wobey mir sehr angenehm ist, daß ich Ihren Wünschen, wo nicht unmittelbar doch mittelbar, entgegenzukommen im Stande bin.

Es hat nämlich vor einigen Monaten die angesehene Generaldirection des Berliner Theaters von mir ein Fest-

---

[1] Wie die Herzogin am 8. Juni geschrieben, hatte Napoleon auf Elba gesagt: „J'ai toujours cherché le merveilleux; j'avais la passion de surmonter toutes les difficultés et chaque contradiction me faisait roidir contre elle. Tout cela m'a mené à l'Isle d'Elbe."

[2] Direktor des Prager Theaters, hatte Goethe um ein Friedensfestspiel für seine Bühne ersucht.

spiel verlangt zur Feyer der Ankunft ihres Königs und seiner höchsten Gäste. Ich habe diese Gelegenheit benutzt, um alles zur Sprache und zur Darstellung zu bringen, was in den Gemüthern seit so vielen Jahren vorging, und was sich nun in diesen letzten Zeiten so glücklich entfaltet hat. Mein Bemühen, nichts zurückzulassen, was man fordern und erwarten könnte, hat jenes Stück zu einer solchen Vollständigkeit gebracht, daß ich, wenn ich ein neues fertigen sollte, mich nur wiederholen müßte. Mein stiller Wunsch, diese Arbeit nicht nur für Berlin, sondern für das ganze Vaterland, nicht nur für den Augenblick, sondern auch für die Zukunft unternommen zu haben, scheint sich durch Ihren Antrag der Erfüllung zu nähern.

Jenes Drama ist dergestalt eingerichtet, daß ganz reine Recitation, Recitation mit melodramatischer Begleitung, Recitativ, Cavatine, Arie, Duett, Terzett und Chor mit einander abwechseln, so daß die vorzüglichsten Schauspieler sowohl als die Sänger darin ihre Talente entwickeln können.

Herr Capellmeister Weber arbeitet an der dazu nöthigen Composition, welche, nach denen mir bekannt gewordenen Musterstücken, von großer und schöner Wirkung seyn muß.

Das Stück wird gleich nach der Aufführung gedruckt erscheinen, und Sie werden alsdann selbst urtheilen, ob es werth sey ein Secularstück zu werden, und ob es Ihren Wünschen entspreche.

Haben Sie alsdann die Güte, mir ganz offen Ihre Meinung zu sagen, und erhalten mir bis dahin Ihr freundliches Andenken.

Goethe.

1376.*

An Christiane v. Goethe.

Juli 1814.

Zuförderst also muß ich die charmante Person[1] Loben, welche mich das Fahrhäuschen[2] zu betreten bewog, bey der großen Hitze, dem Staub und dergleichen wäre ich sonst vergangen . . .

Und nun, nach Werners Beyspiel, an der Seite ein Lob der Gemüse. Wirsching und Kohlrabi wie ich sie in vielen Jahren nicht gegessen. Nun steht meine ganze Hoffnung auf Artischocken:

Ein Liebchen ist der Zeitvertreib, auf den ich jetzt mich spitze,
Sie hat einen gar so schlanken Leib und trägt eine Stachelmütze.

Hanau (28. Juli) 1814.

1377.*

An Christiane v. Goethe.

(Frankfurt).

Also fuhr ich zu Frankfurt ein, Freytag Abends, den 28ten, die Stadt war illuminirt und ich, wie Friz Fromann, nicht wenig über diese Attention betroffen. Allein meine

---

[1] In dem Gedicht „Gewohnt, getan" (Seite 251) heißt es: „Nun fesselt mich deine charmante Person". Nach der obigen Briefstelle ist das also auf Christiane zu deuten.

[2] Die Reisekutsche. In dem am 25. Juli auf dieser Reise entstandenen Gedicht „Der neue Copernikus" heißt es:

„Art'ges Häuschen hab' ich klein,
Und, darin versteckt,
Bin ich vor der Sonne Schein
Gar bequem bedeckt."

Bescheidenheit fand einen Schlupfwinkel, indem der König von Preußen, gleichfalls incognito angekommen war. Ich bedankte mich daher nicht und ging, auf Carlen[1] gestützt, durch die erhellte Stadt hin und her. Wo die Lampen nicht leuchteten schien der Mond desto heller. Auf der Brücke verwunderte ich mich über die neuen Gebäude und konnte überall wohl bemerken, was sich verschlimmert hatte, was bestand und was neu heraufgekommen war. Zuletzt ging ich an unserm alten Hause vorbey. Die Haus Uhr schlug drinne. Es war ein sehr bekannter Ton, denn der Nachfolger[2] im Hausbesitz hatte sie in der Auction gekauft und sie am alten Platze stehen lassen. Gar vieles war in der Stadt unverändert geblieben.

Heut d. 29ten früh ging ich zum Bockenheimer Thor hinaus und freute mich über die neu entstandene Welt. Erst ging ich links, dann rechts und ans Eschenheimer Thor. Die Anlagen sind gut und schön . . .

G.

1378.*

An Christiane v. Goethe.

Wisbaden also d. 1. Aug. 1814. Die Bewegung einer glücklichen Reise, die überwarme Jahrszeit, das erquickliche Schwalbacher Wasser, und die wenigen warmen Bäder wirken schon so gut auf mein ganzes Wesen daß ich mir das Beste verspreche. Solchen Anfang und solche Hoffnungen braucht es aber auch daß ich den hiesigen Aufenthalt erträglich finde, wo alles zusammenkommt was ich hasse und noch drüber. Nächstens sende eine Litaney

[1] Seinen Diener.
[2] Witwe Rössing.

und ihr werdet mich bedauern. Doch zu Steuer der Wahrheit Sey gesagt: eigentlich ist die Schuld mir beyzumessen, der ich die Güter und Gaben, die solch eine Gegend, solch ein Zustand darbietet, nicht mehr genießen kann. Denn euch andern lebenslustigen Hasenfüsen wäre hier das köstlichste Gastmal bereitet. Vier Chausseen, die von Hügeln und Bergen in die Tiefe führen wo der Ort liegt, Stieben den ganzen Tag von zu- und abfahrenden, von Lust- und Spazierfahrenden. Da solls nach Maynz, Biebrich, Ellfeld, Schlangenbad Schwalbach und wohin alles. Da liegen für Fusgänger verfallne Schlösser, mit Erfrischungs Örtern, im nächsten Gebirg. Da, und so weiter! Zelter, ein furchtbarer Fuswandrer, hat das alles schon durchstrichen, als Liebhaber von allen Sorten Erheiterung, das alles schon durchfahren, durch { truncken / gessen } und will ich soll das auch thun. Ich hoffe die Lust dazu soll kommen, er muss sich meinetwegen nicht binden, einige Stunden des Tags mit ihm sind mir die gröste Erquickung, das übrige theilt sich ein . . .

G.

1379.*

An Christiane v. Goethe.

Sehr lange habe ich nichts von Euch gehört, möge daß ein Zeichen seyn dass ihr euch wohl befindet. Mir ist es die letzte Zeit gar gut ergangen, woran das schöne Wetter nicht wenigen Antheil hat . . .

Sonntag d. 18ten. Geschenck des Stammbuchs aller Stammbücher. Ein Baron Burkana, aus Aleppo in Syrien,

reist die Kreuz und quer durch Europa und nöthigt alle die ihm aufstoßen ihm etwas zu schreiben. Die Zeit seiner Wanderschaft dauert von 1748 bis 1776, wo er in Wien 70 Jahr alt starb. In zwey dicke Octavbände hat man die hinterlassnen Blätter zusammen gebunden, die ich mitbringe. Unter manchen unberühmten Nahmen stehen die Berühmtesten: Voltaire und Montesquieu an der Spitze. Übrigens ist auch diese Sammlung wegen der Handschriften verschiedner Nationen und Regionen merckwürdig. Es ist eine große Acquisition. Sah ich die Gemälde Sammlung des Herren Dr. Grambs[1], besuchte einige Freunde in den Gärten, fuhr sodann mit Mad. Brentano und Stedel zu Willemer[2]. Der Tag war höchst schön, der Wirth munter, Mariane[3] wohl (das letztemal hatten wir sie nicht gesehen). Diesmal sahen wir die Sonne, auf einem Thürmchen, das Willemer auf dem Mühlberg gebaut hat, untergehn. Die Aussicht ist ganz köstlich.

Soviel für diesmal, die Fortsetzung folgt.

Frfurt d. 21. Sept. 1814. G.

---

[1] Advokat J. G. Grambs, Gemäldesammler.

[2] Wobei er zum ersten Male mit Willemers Tochter, Rosette Städel, zusammentraf; Frau Städel berichtet darüber in folgender Aufzeichnung: „Den 18. September 1814. Tag mit Goethe auf der Gerbermühle. Welch ein Mann und welche Gefühle bewegen mich. Erst den Mann gesehen, den ich mir als einen schroffen, unzugänglichen Tyrannen gedacht, und in ihm ein liebenswürdiges, jedem Eindruck offenes Gemüth gefunden, einen Mann, den man kindlich lieben muß, dem man sich ganz vertrauen möchte. Es ist eine gewiß einzige Natur. Diese Empfänglichkeit, diese Fähigkeit und zugleich würdige Ruhe. Die ganze Natur, jeder Grashalm, Ton, Wort und Blick redet zu ihm und gestaltet sich zum Gefühl und Bild in seiner Seele. Und so lebendig vermag er es wiederzugeben. Darum muß wohl jede Zeile seiner Schriften so in die Seele reden, so wundervoll reich sein, weil sie aus einem so wundervoll reichem Gemüth kommt. Und wie wenig imponirt seine Nähe, wie wohlthätig freundlich kann man neben ihm stehen. Es ist ein glücklich, von der Natur mit Gaben überschüttetes Wesen, das sie so schön von sich strahlt und nicht stolz darauf ist, das Gefäß für solchen Inhalt zu sein. So gab er sich heute, so will ich mir ihn denken, mögen Andere sagen, was sie wollen."

[3] Marie Anna Jung, geboren 20. November 1784, die am 27. September die Gattin Willemers wurde. Sie ist die Suleika im „Westöstlichen Divan".

1380.

An C. F. v. Reinhard.

Woher sollt' ich Ihnen, verehrter Freund, nach so langer Zeit am liebsten schreiben als von Heidelberg, um soviel Meilen näher, aus dem Boisseréeschen Hause, dessen Bekanntschaft und Freundschaft ich Ihnen danke und verdanke. Zuförderst also ein Jahr zurück! Biß den 10. August verweilte in Töplitz, einige Tage sodann in Dresden, ertrug, nach manigfaltigen Sorgen, auch um Sie in jener peinlichen Lage, die Folgen der großen Schlacht zu Hause, entging auch diesmal den angedrohten und annahenden Gefahren glücklich, verbrachte den Winter fleißig in Weimar, von da ich mich, nach einem kurzen Aufenthalt in einem nahen Bade, zu Ende Juli entfernte, acht Wochen in Wiesbaden und dem Rheingau zubrachte und nach einigem Aufenthalt in Frankfurt hierher gelangte, wo ich bey lieben verständigen Menschen des größten Genusses der mir bereitet werden kann mich erfreuen darf.

Meine jungen Wirthe[1] kennen Sie und waren schon längst mit ihnen durch Rath und That vereinigt. Man weis nicht was man zuerst an ihnen bewundern soll, ihre wahre Neigung zu einem würdigen Gegenstand, oder die Beharrlichkeit solche durchzuführen. Das Glück das sie begünstigt, macht die größte Freude und die Einigkeit worin sie es genießen, läßt den reinsten Genuß mit ihnen theilen. Noch in den letzten Zeiten haben sie treffliche Sachen gewonnen, so das auch geschichtlich sich alles enger aneinander reiht und mehrere Bilder von Einem Meister auch die Einsicht in die Verdienste eines jeden befördern. Ich bin

---

[1] Melchior und Sulpiz Boisserée.

schon zwölf Tage hier. Erst ist man erstaunt, dann bewundert, dann unterscheidet man, und doch wird man erst in der Entfernung recht fühlen was man dadurch gewonnen hat, aber auch was man nicht hat festhalten können. Der Mahlerey war der Vorzug gegönnt, nun sind wir zur Architektur gelangt und nun wird es bald Zeit zu scheiden.

Wie sehr ich in bedrängten Augenblicken an Sie gedacht und Ihr Bestes gewünscht davon sind Sie überzeugt, so wie auch daß es mir ein rechter Trost war zu vernehmen daß Ihre treue Thätigkeit abermals anerkannt und belobt worden. Fahren Sie fort meiner zu gedenken. Ihren Brief durch Herrn v. Lindenau[1] finde ich wahrscheinlich zu Hause und danke schönstens für dies beabsichtigte Lebenszeichen.

Da Ihnen bedeutende Handschriften oft genug vorkommen; so bitte mir manches bey Seite zu legen. Der Buchstabe R. läßt mich, so oft ich meine Sammlung durchgehe, jener ansehnlichen Gabe mit freudiger Erinnerung gedenken. Der dritte Band meiner Biographischen Versuche geht ab sobald ich nach Hause komme. Vielleicht kann ich noch etwas anderes beylegen. Mich tausendmal empfehlend. Morgen verlasse Heidelberg, nachdem es mir daselbst sehr wohlgegangen.

Sonnabend d. 8. Octbr. 1814. Goethe.

1381.*

An Christiane v. Goethe.

... Zu Mad. Brentano. Frauenzimmer Sitzung wegen der Nationaltracht.[2] Wir empfahlen uns bald, um nicht

[1] Bernh. Aug. von Lindenau.

[2] Infolge der patriotischen Stimmung der Zeit machte sich auch auf dem Gebiete der Mode eine Bewegung geltend, die sich gegen alles Ausländische richtete.

nach solchen Geheimnissen lüstern zu scheinen. Solltet Ihr auch eingeladen werden Euch von aussen zu nationalisiren; so bedenckt daß einige Englische Cattune mitkommen, welche, obgleich fremder Stoff, doch gar gut kleiden. Ferner ist auch für Nähnadeln gesorgt, von der größten Brauchbarkeit. Castanien sind aufgehäuft, dass Carl nicht mehr weis wo mit hin.

Und so geht es mir fast auch mit allem was ich gesehen und mit den vielen Menschen die mir vorgekommen. Ich wünsche uns nur einen ruhigen Winter, daß ich erzählen und mittheilen kann. Meine Briefe hebt wohl auf, denn seit Heidelberg habe ich mein Calender-Tagebuch ausgesetzt ...

Sonntag d. 16ten Franckf.

G.

1382.

An F. A. Wolf.

Unter die ersten Schulden, welche ich bey meiner Rückkunft abzutragen habe, gehört es gewiß, daß ich Ihnen, mein verehrter Freund, so lange nichts vernehmen ließ, und Ihre werthen Briefe sind mir zu meiner großen Freude geworden, und derjenige noch ganz zuletzt in diesen Tagen, welchen Sie dem Feldfuhrküchen-Meister übergaben, der mir Ihr Wohlbehagen in Aachen und Spaa gar freundlich meldete.

Ich sende daher ein kleines Resumée meiner ganzen Reise, welches bey meinen Freunden ein langes Stillschweigen entschuldigen soll, da wenigstens soviel daraus ersichtlich ist,

---

Willemer war in seiner Schrift „Ein Wort an Deutschlands Frauen" für Einführung einer deutschen Nationaltracht eingetreten. Am 18. Oktober, dem ersten Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, hatten viele Frauen Frankfurts diese Tracht zum ersten Male angelegt.

daß ich meine Zeit gut angewendet, und mich nach allerley Gutem und Schönem umzuthun nicht unterlassen. Mögen Sie mir dagegen sagen, wie Sie es angestellt, um in Nachahmung jener heiligen Könige vom Niederrhein wieder nach Hause zu kommen, ohne daß Herodes und seine Genossen das Mindeste davon gewahr werden können; so erzeigen Sie mir dadurch eine große Liebe und Freundschaft.

Mögen Sie mir ferner vermelden, womit Sie Sich diesen Winter beschäftigen, und was Sie Ihren vortrefflichen Landesleuten zu Liebe oder zu Leid thun wollen; so werden Sie mich sehr verbinden. Ich beschäftige mich die Notamina dieses Sommers einigermaßen zu redigiren, daß mir von dem Eingesammelten so wenig als möglich verloren gehe, vielleicht macht Ihnen in der Folge ein Theil davon auch Vergnügen.

Und nun das herzlichste Lebewohl

Weimar den 8. Novbr. 1814.

um kürzere Pausen des Briefwechsels ersuchend

Goethe.

* * *

Es folgt eine Beilage mit dem Reisebericht, der in derselben Fassung auch an andere Freunde gesandt wurde.

1383.

An C. v. Knebel.

Weimar den 9. Novbr. 1814.

Unter denjenigen Vortheilen, welche mir meine letzte Reise gebracht, stehet wohl die Duldsamkeit oben an, die ich,

mehr als jemals, für den einzelnen Menschen empfinde. Wenn man mehrere Hunderte näher, Tausende ferne beobachtet, so muß man sich gestehen, daß am Ende jeder genug zu thun hät, sich einen Zustand einzuleiten, zu erhalten, und zu fördern; man kann niemanden meistern, wie er dabey zu Werke gehen soll, denn am Ende bleibt es ihm doch allein überlassen wie er sich im Unglück helfen und im Glücke finden kann. In diesen Betrachtungen bin ich dieses Mal sehr glücklich durch die Welt gekommen, indem ich von niemand etwas weiter verlangte, als was er geben konnte und wollte, ihm weiter nichts anbot als was ihm gemäß war, und mit großer Heiterkeit nahm und gab, was Tag und Umstände brachten; und so hab ich niemanden in seiner Lebensweise irre gemacht. Überzeugung, Sitte, Gewohnheit, Liebhaberey, Religion, alles erschien mir durchaus den Personen gemäß, die sich gegen mich äußerten, und so habe ich es auch in Ansehung des Geschmacks gefunden.

Jeder sucht und wünscht wozu ihm Schnabel oder Schnauze gewachsen ist. Der will's aus der enghalsigen Flasche, der vom flachen Teller, einer die rohe, ein anderer die gekochte Speise. Und so hab ich mir denn auch, bey dieser Gelegenheit, meine Töpfe und Näpfchen, Flaschen und Krüglein gar sorgsam gefüllt, ja mein Geschirr mit manchen Geräthschaften vermehrt. Ich habe an der Homerischen, wie an der Nibelungischen Tafel geschmaust, mir aber für meine Person nichts gemäßer gefunden, als die breite und tiefe immer lebendige Natur, die Werke der griechischen Dichter und Bildner.

Das Höchste, was mir zu Theil geworden, sind einige Basreliefs von der Zelle des Parthenons, die Pallas Velletri, der unendlich schöne Rumpf einer Venus; sodann der Kopf eines Venetianischen Pferdes.

Von köstlichen Gemmen kann ich Abdrücke vorweisen; von der hohen italischen Schule habe ich köstliche Gemälde, Zeichnungen und Kupfer gesehen.

Soviel für dießmal. Ich lege eine Skizze meiner Reise-Chronologie bey, die ich mir bald wieder erbitte.

Vale fave.

G.

1384.*

An C. H. Schlosser.

(25. November.)

Die Neigung, welche mir meine lieben Landsleute so freundlich zugewendet, und welche Sie, mein Theuerster, so liebevoll ausdrücken, kann ich treu und redlich erwidern, indem ich versichere, daß mir bey meinem dortigen Aufenthalt ein neues Licht fröhlicher Wirksamkeit aufgegangen, wovon ich für mich und andere glückliche Förderung hoffen darf.

Der unselige Krieg und die fremde Herrschaft hatten alles verwirrt und zum Starren gebracht, die litterarische Communikation stockte, mit ihrem Wesen und Unwesen. Aber auch in den Wissenschaften fanden sich innerliche Hindernisse, daß, bey der Art, wie ich sie allein treiben mag, ein redliches Bemühn blos in Hoffnung auf die Zukunft sich einigermaßen stärken konnte. Zugleich ward eine höhere ideelle Behandlung immer mehr von dem Wirklichen getrennt, durch ein Transscendiren, und Mysticisiren, wo das Hohle vom Gehaltvollen nicht mehr zu unterscheiden ist, und jedes Urbild, das Gott der menschlichen Seele verliehen hat, sich in Traum und Nebel verschweben muß.

In unserer Gegend hatte der Krieg, die allgemeine Bewegung der Gemüther, und mancher andere ungünstige Umstand zusammengewirkt, und den schönen Kreis, wovon Weimar und Jena die beyden Brennpuncte sind, wo nicht aufzulösen, doch seine Bewegungen zu hemmen, zu stören vermocht, und ich sah mich fast auf mich selbst zurückgedrängt. Diese Zeit benutzte ich um mich in mir selbst historisch zu bespiegeln, da ich mich denn sehr freue, daß die Resultate meiner drey Bändchen auch andern Gelegenheit geben mögen, auf sich selbst zurückzukehren.

Der erste Blick in jene vaterländische Gegend, nach so langer Abwesenheit, eröffnete mir eine freyere Laufbahn, denn ich fand eine nach so langem Druck wieder sich selbst gegebene Stadtfamilie (will ich es nennen, um nicht Volk zu sagen,) wo sich soviel Eigenschaften, Fähigkeiten, so mancher Besitz und so redliches Streben hervorthun, daß man sich daran erbauen und wünschen muß in einem so schönen Elemente zu schweben und mitzuwirken.

Wie sehr es mich also, nach diesem allen, glücklich macht, durch Sie, mein werthester Freund, und Ihre Vermittelung, mit jenem schönen Kreise auch abwesend in Verbindung zu bleiben, fortzuwirken und auf mich wirken zu lassen, werden Sie selbst ermessen. Könnte ich so glücklich seyn, mein Jahr zwischen der Vaterstadt und der hiesigen Gegend zu theilen, so würde es für mich und andere ersprießlich werden; weil es in einem Alter, wo man durch das, was in einem engen Kreis mislingt, gar leicht zu Unmuth und Hypochondrie verleitet wird, höchst erwünscht ist einer sich wechselsweis auffordernden neuen Thätigkeit zu genießen, und durch sie verjüngt und zu früherer Thatkraft wiedergeboren zu werden. Lassen Sie mich, in Voraussetzung dieser allgemeinen, aufrichtigen Versicherungen, nunmehr den reichen Gehalt Ihres Briefes einzeln in Betrachtung ziehen . . .

Weimar den 23. Nov. 1814.

1385.

An Cotta.

Wenn Ew. Wohlgeboren lange nichts von mir vernommen, so liegt die Schuld an dem provisorischen Zustande in welchem wir uns alle mehr oder weniger befinden. Den Blick auf jenen Ort[1] gerichtet, woher uns das allgemeine Heil kommen soll, wagt man in seinen eigenen Angelegenheiten keinen Entschluß zu irgend einem bedeutenden Unternehmen. Da indeß Ew. Wohlgeboren mir die besten Hoffnungen geben und der Wunsch, meine Werke nächstens wieder hervortreten zu sehen, auf eine friedliche Aussicht hindeutet, so erlauben Sie daß ich über diese mir so wichtige Angelegenheit mich umständlich erkläre.

Zuvörderst will ich meine Hoffnung und Erwartung nicht verhehlen, daß der Vortheil, den mir diese Ausgabe bringen möchte, demjenigen wenigstens proportionirt sey, den mir die vorige gebracht, und da ich dießmal mich zu zwanzig Bänden verpflichten kann, so würde wohl auch hiernach der Maaßstab anzulegen seyn.

Zunächst kommt auch bey mir in Betrachtung, daß es vielleicht das letzte Mal seyn möchte, daß mir persönlich der Genuß aus den Arbeiten und Bemühungen meines ganzen Lebens zu Theil wird, dem ich um so mehr entgegensehen darf, als ich den allgemeinen Wunsch des Publicums, meine Werke endlich einmal complett käuflich zu sehen, auf meiner ganzen dießjährigen Reise, laut vernommen. Wobey ich bemerke, daß sowohl Buchhändler als Privatpersonen nicht sowohl nach einer Prachtausgabe, als nach Abdrücken auf Velinpapier verlangen, weshalb eine Subscription vielleicht nicht unräthlich seyn möchte.

---

[1] Wien, wo seit dem 1. November der Kongreß tagte.

Meine biographischen Eröffnungen haben die Wirkung gethan die ich hoffte, indem, außer dem Antheil, den man meinen Arbeiten im ethischen und ästhetischen Sinne schenke man auch nunmehr darin die Stufen meiner Bildung aufsucht, die man um so mehr zu eignem Vortheil zu erkennen strebt, als so manche Jüngere sich an mir gebildet zu haben mit Offenheit und Vergnügen gestehen. Es sind deshalb im vergangenen Jahre, nach Ausgabe des dritten Theils, so viele und mannigfaltige Ansinnen an mich ergangen, denen ich, wenigstens zum Theil, bey der gegenwärtigen Ausgabe genug thun kann. Unter diesen Betrachtungen will ich unbewunden gestehen: daß ich die Summe von sechzehn tausend Thalern sächsisch, dem was ich zu liefern und zu leisten gedenke angemessen glaube, dagegen ich den Termin bis Ostern 1823 gerne zugestehe, sowie auch nach Verlauf dieser Zeit das Vorrecht vor andern Buchhändlern, bey gleichen Bedingungen.

Ich werde die erste Sendung bereit halten, daß sie auf eine gefällige Erklärung sogleich abgehen kann, ob mir gleich die Redaction der kleineren Gedichte, welche ihren ersten Platz behaupten wollen, noch immer zu schaffen macht; sie sind dergestalt angewachsen, daß ich sie in zwey Bände zu theilen genöthiget bin.

Mich zu fernerem wohlwollenden Andenken angelegentlich empfehlend ergebenst

Weimar d. 21. Dez. 1814. Goethe.

1386.

An B. A. Weber.

Ew. Wohlgeb. Schreiben vom 13. December hat mir sehr viel Vergnügen gemacht, weil ich daraus ersehe, daß

Sie nicht ermüden Ihr großes und liebenswürdiges Talent einer Arbeit zu widmen, die wir, unter so schönen Vorbedeutungen, gemeinsam begonnen und fortgeführt haben.[1] Ich zweifle nicht im mindesten, daß die Muße, die Ihnen durch den Aufschub geworden, dem Werke sehr vortheilhaft seyn werde und ich freue mich schon zum voraus, sowohl auf's Ganze, als auf die Stellen, deren so genialische als sorgfältige Behandlung Sie mir andeuten. Was die Arie der Demoiselle Schmalz betrifft, so füge ich die Veränderung bey, so wie auch wie allenfalls das Chor eintreten könnte. Ich glaube, daß sowohl zur Wiederholung der einzelnen Sätze nunmehr die Gelegenheit gegeben ist, wie ich denn kaum zu bemerken brauche daß das Chor mit den Worten

O beharret!
Nähret, Nähret!

ohne die ganzen Zeilen zu wiederholen, eintreten und die Solostimme tragen kann.

Die Arie direct an den König zu richten halte ich nicht für räthlich, weil es ohne sie schon etwas Schmerzliches ist sich an solche Vergangenheit erinnern zu lassen, wenn es auch nur indirect und im Bilde geschieht. Zugleich bemerke, daß Herr Director Iffland mich ausdrücklich vor einer solchen Anrede an den König gewarnt hat. Übrigens glaube ich, daß demungeachtet die Arie heroisch und prächtig behandelt werden könne, indem es ja nur von Ew. Wohlgeb. abhängt die schmerzlichen und gleichsam niederdrückenden Stellen mit Kraft und Indignation zu behandeln. Dergleichen Umsetzungen des Charakters, wo der Componist gleichsam dem Dichter zuwider arbeitet, thun oft die größte Wirkung. Das

---

[1] Der Berliner Kapellmeister Bernh. Anselm Weber war in der letzten Juniwoche bei Goethe gewesen, um wegen der Komposition des Festspiels „Des Epimenides Erwachen" sich mit Goethe zu „vergleichen", wie es in den „Tag- und Jahresheften" heißt.

Schluß-Chor sende sobald möglich, es soll auf die mir mitgetheilte Melodie genau passen.

So kann ich denn auch zuletzt nicht verschweigen daß ich das Sujet einer großen Oper,[1] welches ich schon lange mit mir herumtrage, diesen Sommer schematisirt und dergestalt disponirt habe, daß es nur einer Berathung mit Ew. Wohlgeb. bedarf um ungesäumt an die Ausführung zu gehen. Wie sehr wünschte ich persönlich das Gelingen unserer gemeinsamen Arbeit in Berlin zu erleben und alsdann zugleich das gedachte neue Unternehmen anzuschließen.

Das Erwachen des Epimenides kann man am füglichsten ein Festspiel nennen, indem es das erste Mal zu einem bedeutenden Feste gegeben wird, und, wenn es Gunst erlangt, nur an Festtagen wiederholt werden kann. Die Meinigen grüßen sämmtlich und erinnern sich noch mit Vergnügen der angenehmen Augenblicke Ihres Berkaischen und hiesigen Aufenthalts. Möge das Frühjahr etwas Ähnliches bringen!

Weimar d. 21. Dec. 1814.

1387.*

An Zelter.

Vor Jahresschluß will ich dir wenigstens noch einen freundlichen Gruß zurufen, und versichern daß ich mich ganz wohl befinde. Das Gleiche wünsche von dir zu vernehmen. Hafis hat mich fleißig besucht, und da ist denn manches[2] entstanden, das dir in der Zukunft liebliche Melodien ablocken soll . . .

---

[1] „Der Löwenstuhl", ist Fragment geblieben.

[2] Für den „Westöstlichen Divan".

Jetzt bin ich mit der neuen Ausgabe meiner Werke beschäftigt, die mich zu wunderlichen Betrachtungen veranlaßt, indem ich genöthigt bin über die abgeschiedenen und immer auf's neue spukenden Geister Revue zu halten. Auch wird durch diese mir abgenöthigte Betrachtung die biographische Arbeit sehr gefördert.

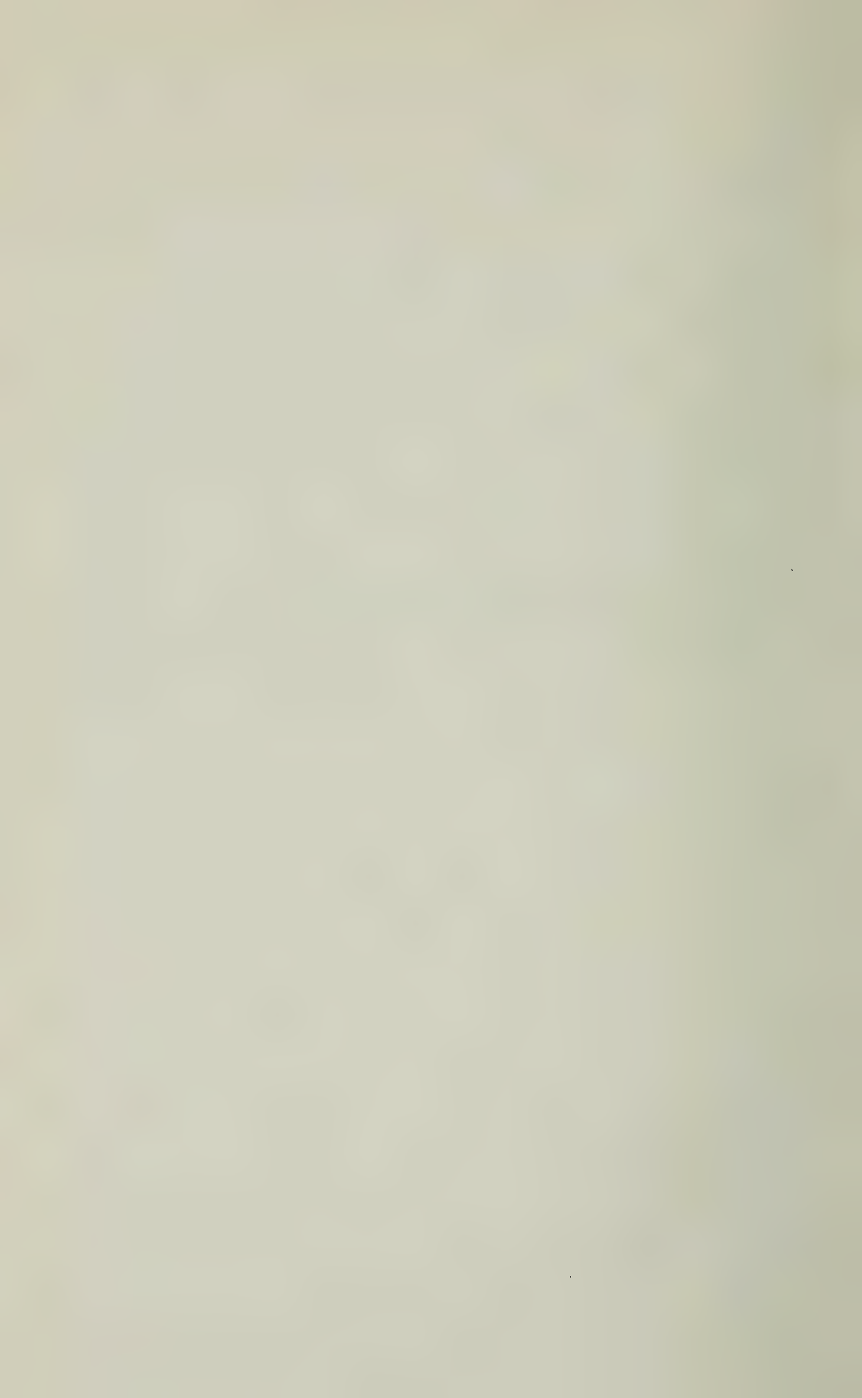
Von meiner italiänischen Reise habe ich die vorhandenen Tagebücher von Carlsbad bis Rom redigirt. Dieses Büchlein erhält dadurch einen eigenen Charakter, daß Papiere zum Grunde liegen die im Augenblick geschrieben worden. Ich hüte mich, so wenig als möglich daran zu ändern, ich lösche das Unbedeutende des Tages nur weg, so wie manche Wiederholung; auch läßt sich vieles, ohne dem Ganzen die Naivetät zu nehmen, besser ordnen und ausführlicher darstellen. Wann es herauskommen kann, weiß ich selbst noch nicht. Soviel für dießmal. Melde mir nun auch wie es dir ergangen ist.

Aus einem Briefe des Capellmeister Weber sehe ich, daß sie denn doch noch den Epimenides aus seinem Todtenschlafe zu erwecken die Absicht haben, und somit nochmals ein herzliches Lebewohl!

Weimar, den 27. Dcbr. 1814. G.



Register.



1. Nummern der Briefe an:

Arnim, Achim v., 1364.

Beethoven, L. v., 1291.
Boisserée, S., 1359.
Brentano, Bettina, 1184, 1189, 1191, 1192, 1206, 1253, 1264, 1276, 1280.
Buchholtz, F. B. v., 1360.

Carl August, Herzog, 1222, 1274, 1275, 1279, 1305, 1337, 1352.
Cornelius, Peter, 1288.
Cotta 1224, 1249, 1296, 1311, 1318, 1385.

Eichstädt 1230, 1356.
Eybenberg, Marianne v., 1226, 1255, 1277.

Frommann, Johanna, 1193, 1205.

Goethe, August v., 1200, 1220, 1227, 1235, 1242, 1342, 1355.
—, Christiane v., 1194, 1199, 1201, 1202, 1207, 1208, 1210, 1213—1216, 1219, 1236, 1238, 1244, 1245, 1260, 1262, 1267, 1269, 1272, 1324, 1326, 1339, 1341, 1343, 1346, 1376—1379, 1381.
Gotter, Pauline, 1237.
Grotthuß, Sara v., 1351, 1362.

Hoftheater-Kommission, 1261, 1301, 1306.
Humboldt, Caroline v., 1248.
—, W. v., 1338.

Iffland 1373.
Jacobi, Fritz, 1185, 1190, 1317, 1333.

Kirms 1268, 1278, 1283, 1350, 1372.
Kleist, H. v., 1188.
Klinger 1302, 1370.
Knebel 1197, 1223, 1246, 1257, 1312, 1313, 1322, 1348, 1349, 1357, 1365, 1366, 1383.
Körner, C. G., 1293, 1316, 1319, 1321, 1329.

Liebich, C., 1375.
Luise, Herzogin, 1374.

Meyer, Nikolaus, 1187.
Müller, Friedrich v., 1315.

Nicolovius 1298.
Niebuhr, B. G., 1303, 1327.

O'Donell, Gräfin Josephine, 1328, 1347, 1358.

Passow, F., 1297.
Polizeikollegium in Weimar 1286.

Recke, Elisa v. d. 1300.
Reinhard, C. F. v., 1204, 1225, 1241, 1250, 1256, 1258, 1266, 1271, 1273, 1281, 1287, 1289, 1309, 1325, 1335, 1380.
Riemer 1344.
Riese, J. J., 1361.
Rochlitz 1294, 1308.

Sartorius, G., 1282.
Schiller, Charlotte v., 1263.
Schlegel, Fritz, 1314.
Schlosser, J. H., 1212, 1384.
Schopenhauer, Arthur, 1354.
Siebeck, T. J., 1330.

Staël, Frau v., 1198.
Stein, Charlotte v., 1209, 1239, 1265.
Stock, J., 1211.

Trebra, v. 1353.

Ulrich, Caroline, 1310.
Unzelmann, Friederike, 1304.

Voigt, C. G. v., 1221, 1229, 1231 bis 1233, 1247, 1299, 1345, 1371.

Weber, B. A. 1386.
Werner, Z., 1195, 1251.
Weyrother, J. v., 1290.
Willemer, J. J., 1228.
Witzel 1243.
Wolf, F. A., 1270, 1295, 1382.
Wolfskeel, C. F. v., 1368.
Woltmann, C. L. v., 1336.
Wolzogen, Caroline v., 1307.

Zelter 1186, 1196, 1203, 1217, 1240, 1252, 1259, 1284, 1285, 1292, 1320, 1323, 1331, 1332, 1334, 1340, 1363, 1367, 1369, 1387.
Ziegesar, Silvie v., 1234.

2. Nummern der Briefe aus:

Berka 1372—1374.

Dresden 1339. (Seite 251 ff.)

Frankfurt 1377, 1379, 1381.

Hanau 1376.
Heidelberg 1380.

Ilmenau 1346.
Jena 1193, 1194, 1216, 1236 bis 1241, 1243—1251, 1260 bis 1266, 1280, 1316, 1323 bis 1328.

Karlsbad 1198—1210, 1267 bis 1271, 1289—1292, 1317—1320.

Naumburg 1339.

Teplitz 1272, 1340—1345.

Weimar 1184—1192, 1195 bis 1197, 1211—1215, 1217—1235, 1242, 1252—1259, 1273—1279, 1281—1288, 1293—1315, 1321, 1322, 1329—1338, 1347—1371, 1375, 1382—1387.
Wiesbaden 1378.

3. Goethes Schriften:

(Die Ziffern bedeuten die Seiten.)

Dichtung und Wahrheit 137, 172, 174, 185, 186, 189, 204, 205, 231, 236, 238, 244, 266, 275, 285, 287, 290, 305, 335.

Egmont 49, 158 f.
Epimenides Erwachen, Des, 308 f., 310, 326, 328.
Epilog zu „Essex“ 272.

Farbenlehre 8, 88, 95, 106, 108, 110, 111, 117, 121, 145, 147, 164 f., 188.
Faust 19, 20, 35, 63, 147, 166.

Gedichte:
Ballade „Vom vertriebenen u. zurückkehrend. Grafen“ (später „Ballade“) 275.

Gedichte: Das Alter 296.
Das Mädchen spricht 2.
Das Sonett 30.
Der getreue Eckart 248.
Der Kaiserin Abschied 124.
Der Kaiserin Ankunft 124.
Der Kaiserin Becher 124.
Der Kaiserin Platz 124.
Der neue Kopernikus 313.
Die erste Walpurgisnacht 234 f.
Die heiligen drei Könige 233.
Die Jahre 296.
Die wandelnde Glocke 263 f., 295.
Egalité („Das Größte will man nicht") 302.
Epilog zur Glocke 114.
Eridanus (aus den Xenien) 266.
Es war ein Buhle („Der untreue Knabe") 238.
Genialisches Treiben 165.
Gewohnt, getan 251, 260, 265, 313.
Gleich und Gleich 302.
Groß ist die Diana 203, 229.
Ich ging im Walde („Gefunden") 271.
Invocavit 233.
Johanna Sebus 84, 86, 88, 112, 294.
Rinaldo („Zu dem Strande") 233.
Totentanz 252, 263.
Zu verschweigen meinen Gewinn (Zahme Xenien Nr. 67) 302.

Götz v. Berlichingen, 49, 122, 163.

Hackert, Philipp, 137 f., 145, 163, 165.
Hermann und Dorothea 221.

Italienische Reise, 328.

Laune des Verliebten, 295.
Löwenstuhl 275, 327.

Myrons Kuh, 241.

Natürliche Tochter (2. Teil) 123.

Pandora 17, 34, 43, 118, 131, 147.

Schriften: Ausgabe Cotta 29, 31, 33, 167, 195, 324 f.
Stella 49.

Tasso 178, 187.

Von deutscher Baukunst 120.

Wahlverwandtschaften 84, 86, 87, 92, 94, 96, 97, 99, 102, 104, 107, 111.
Wette, Die, 222 f.
Westöstlicher Divan 327.
Wilhelm Meisters Wanderjahre 118, 145, 163.

Zauberflöte (2. Teil) 122.
Zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland 266.

4. Personen- und Sachregister:

Acidulus Gishübelius (Riemer) 125 f.
Ackermann, Justizrat, 271.
Aeschilos 246.
Alfieri 110, 233.
Aristophanes 165.
Aretin, J. Ch. v., 8.
Arndt, E. M., 255, 298.
Arnim, A. v., 7, 37, 53, 66, 72, 103, 131, 133, 141, 274.
Artischocke 213.

Bacon, Francis, 9.
—, Roger, 9.
Baggesen 66.
Banks 272, 274.
Bardua, Malerin, 29.
Baschkirische Andacht 278, 287.
Beaumarchais 15.
Beethoven 207.
Bethmann, Schauspieler, 178.
Bildende Kunst 304.
Bodmer 72.
Boisserée, Melchior, 317,
—, Sulpiz, 119 f., 129, 132, 152, 153, 154, 155, 317.
Brandes 143.
Breguet 191, 196.
Brentano, Clemens, 3, 53, 66, 72.
—, Elisabeth (Bettina) 1, 13, 14, 131, 141, 142, 158.
—, Meline v., später Frau v. Guaita 2.
Brizzi, Sänger, 144, 160.
Brutus-Drama, 123.
Burgsdorf, v., 203, 255, 262.
Burkana, Baron, 315.

Calderon 6, 144, 147, 198, 200, 209 f.
Campe 266.
Carl, Diener, 314, 319.
Charmante Person (Christiane) 313.
Chezy, Helmine v, 209.
Cicero 26.
Clam-Martinitz, Graf, 273.
Collin 110.
Constant, B., 22.
Cornelius, Peter, 152, 287.
Cotta, H. v., 261, 262.
—, J. F., 24.

Dalberg 7, 13, 50, 97, 186.
D'Alembert 209.
Degerando 143.
Demiany 257.
Deny, Schauspieler, 173.
Delhi 214.
Deutschen, Fehler der 244, 289.
Diderot 208.
Dienemann, Kutscher, 270.
Dienstboten-Atteststate 150.
Diocletian 9.
Dittersdorf 75.
„Dokumente philanthropischer Christ und Judenschaft" 13.
Dresdener Chorschüler 258.
Dufour, Féronce, 95, 96.
Duni 74.
Dürer 7, 154.
Dyk, J. G., 272. 274.
—, van, 253.

Eberwein 19, 27, 40, 41, 51, 52, 87, 102.
Egloffstein, v., 113.
Eilenstein, Korrepetitor, 146.
Einsiedel, v., 210.
Elsermann, Schauspielerin, 40, 301.
Ende, v., 255, 257.
Engel, J. J., 231.
Engelmann, Dr., 132.
Engels, Schauspielerin, 91, 301.
„Erfurt in seinem höchsten Glanze" 68.
Ettling, Graf, 251.
Eybenberg, Marianne v., 40.

Fouqué 215.
Franklin 149.
Fritsch, C. W. v., 271.
Frommann 313.
—, Familie 82.
Fuchs 118.
Fürstenversammlung, Erfurter, 47, 68.

Genast 28, 114, 125.
Geräms 190.
Gerning 66.
Gesanganstalt (Kleine Hauskapelle, Singechor) 4, 6, 40, 294.
Gleim 138.
Goch, Gerhard v., 249.
Goethes Mutter 1, 7, 24, 27, 45 ff. (Tod), 61, 137. — Brief von Goethes Mutter 7.

Goethes Sohn August 1, 3, 12, 14, 17, 23, 27, 28, 38, 39, 49, 51, 54, 56, 61, 92, 94, 113, 133 f., 140, 171, 179, 192, 245, 265, 277, 282, 284, 291.
— Gattin Christiane 1, 3, 15, 38, 46, 64, 67, 68, 69, 83, 90, 156, 160, 162, 173, 211, 221, 247, 313.
— Schwester Cornelia 170.
Görres 53, 60.
Grambs, Advokat, 316.
Grimm, F. M. v., 208.
—, Ludwig, 102.

Hackert, Philipp 137.
Handschriftskunde 203.
Hasler, Mad., 140.
Heilige Heerscharen (Die verbündeten Truppen) 285.
Hegel 227.
Helldorf, v., 123.
Helvetius 209.
Herder 34, 72.
—, Sohn 186.
Herzlieb, Minna, 16, 30, 212, 241.
Heygendorf, Frau v. (Caroline Jagemann) 55, 179, 206.
Hirschfeld 92.
Hohenzollern, Fürstin von 173.
Holberg 240.
Homer 219.
Hoyer, Charlotte, Köchin 150 f.
„Hühnermönch" (Aug. v. Goethe) 192. 282.
Hufeland in Danzig 50.
Humanitätssalbader 15.
Humboldt, W. v., 95, 99.

Iffland 11, 75, 122, 160, 179, 217, 235, 238 ff., 246, 308 f., 311, 326.
Jacobi, Fritz, 8, 195, 202.
Jacobson, Israel, 13, 15.
Jagemann, R. B., 168.
—, Caroline, s. Frau v. Heygendorf.
Jean Paul 53, 98.
Jena 102.
John, Goethes Schreiber, 248, 264.
Jomelli, N., 295.
Journal- u. Tageblattsverzeddeln 242.
Juden 7, 13 f.
Judenheiland, Braunschweigischer 13.
Jung, Schauspielerin, 276.
Justus Carlsbadensis (Goethe) 125 f.

Kaaz, K. F., 41, 85.
Kapp, Dr. 39, 41.
Kirms 40, 51, 79, 310.
Kleist, H. v. (Penthesilea) 5.
Klingers Sohn 305.
Klopstock 93.
Knebel 86, 110, 212, 265.
—, sein Sohn 283, 299.
Kölner Dom 119 f., 287.
Königsberg, Graf 256.
Körner, C. G., 255, 265.
—, Theodor, 199 ff., 206, 226, 265.
Körte 138.
Kruse, Rat 79, 139.
Kügelgen, G. v, Maler, 66, 262.
Kurland, Dorothea v., 173.

Lafontaine 98.
Lefèvre, Schauspielerin, 276, 301.
Legenden- u. Heiligenfieber 239.
Lemarquand 63.
Liechtenstein, Fürst A. G. 273.
Ligne, Fürst Karl v. 138 f., 221.
Lindenau, v. 318.
Loder, J. Ch., 214.
Longhi, Demoiselle 151.
Lortzing, Bruder des Schauspielers 101.
Luck, Major v. 56.

Maaß, Wilhelmine, Schauspielerin, 140.
Matthison 4.
Memling, Hans, 287.
Mengs 256.

Merck 142.
Metternich, Graf 273.
Meusel 23.
Meyer, J. H., 85, 247, 249, 265.
Mittelaltler, Religiose 60.
Mittwochs-Gesellschaft 60.
Milde-Hauptmann, Sängerin, 233.
Moderne, Das 10.
Molière 223 f.
Molitor, J. F., 13, 15.
Morhard, Tenorist, 55, 59.
Moskau, Brand von 214.
Mozart 75, 256.
Müller, Adam 5, 198.
—, Fr. v. 57.
—, Joh. v. 89 f., 130 f.
—, Kapellmeister, 147, 149.
Musiker 239.
Mylius 50.

Napoleon 47, 48, 50, 52, 53, 58, 62, 64, 66, 123, 311.
Newtonianer 148.
Nibelungen 60.
Nicolovius, Luise, 170.
Niebuhr, Carsten, 175, 177.
Niemeyer, Kanzler, 99.
Nolten, v., 256.
„Nonne" (Caroline Ulrich) 282.

O'Caroll 261.
O'Donell, Graf J., 221.
— — Moritz, 221, 272.
— Gräfin Josephine, 223.
Oehlenschläger 53, 66.
Oesterreich, Kaiserin von, 124 f., 149, 213, 221 f., 266, 274, 284 f.
Oldenburg, Heinrich, 146.
Oliva, v., 159.
Oper, 74 ff., 233.
Overbeck, Fr., Maler 287.

Paer, F., Komponist 55, 76, 142.
Paisiello 74, 76.
Pallas, S., 169.
Passow 168.
Patriot 280.
Pestalozzi 15.
Petavius 126.
Pfaff, C. H., 227.
Pfuel, v., 198.
Pfund, J. G., 212, 242.
Pichler, Caroline, 98.
Pougens 209.
Premsler, Frau, 92.
Protestantismus u. Katholizismus 33.
Publikum 108, 116.

Quaglio 119.

Radziwill, Fürst A. v., 300.
Raphael 257.
Reil, J. C. H., Professor 308.
Reinbeck 98.
Reinhard, C. F. v., 190.
—, Tochter Sophie 213 f.
Repnin, Fürst u. Fürstin, 98, 111.
Riedel, Direktor, 257.
Riedesel, Frl. v., 131.
Riemer, F. W., 1, 54, 83, 91, 156, 192, 194, 222, 248, 259, 264, 275, 292.
Rochlitz, F. W., 152, 186.
Röpke 91.
Rössing, Witwe 314.
Rottmann 8.
Rousseau 209, 234.
Rubens 253.
Rühlmann, Kammerrat, 277.
Rußland, Kaiser von, 53.

Sachsen-Weimar.
— Karl August, Herzog, 51, 58, 81, 136, 171, 173, 183 f., 279.
— Luise, Herzogin, 50, 52, 81, 185, 206.
— Carl Friedrich, Erbprinz, 57, 61.
— Maria Paulowna, Erbprinzessin, 160.
— Augusta, ihre Tochter, 160.
— Bernhard, Prinz, 252, 255, 271.

Sachsen, August der Starke, König von, 254.
Saint-Aignan, Etienne de, 183.
Saint-Croix, de, 219.
Salis 4.
Sansculottisme auf der Bühne 182.
Salzmann 275.
Sartorius 26, 47, 48, 99.
Savignys 3, 131.
Schelling 3, 9, 195, 197, 203.
Schiller 4, 114, 116, 201, 204.
— Charlotte v., 161, 185.
— Sohn Ernst 283.
Schillers Schriften 161f.
  Braut von Messina 114.
  Jungfrau von Orleans 5, 114, 140.
  Maria Stuart 114.
  Wallenstein 114.
  Wilhelm Tell 114.
 Gedichte:
  Der Taucher 119.
  Lieben Freunde, es gab bessere Zeiten 4.
  Lied von der Glocke 114,
  Nimmer, das glaubt mir (Dithyrambe) 4.
Schlegel, A. W., 101, 109, 198, 210.
— Fritz, 9, 26, 30, 31, 32f., 35, 72.
Schlichtegroll 204.
Schlosser, Fritz, 45, 46, 49, 287.
Schmidt, Nic., 49.
Schömann, Prof., 94.
Schöneberg (Der alte Freund Sch.) 50.
Schopenhauer, Arthur, 164, 275, 280.
—, Johanna, 15, 61, 164.
Schulze, Joh., 209.
Schwäbel, Leg.-Sekr., 256.
Shakespeare 185, 191, 192, 194, 199, 217, 236.
Sibbern, Dr., 260.
Singakademie, Berliner, 78, 149.
Solbrich 251f., 265.
Spinoza 239.
Spittlersche Staatengeschichte 23, 26.
Sprachreinigung 266, 298.
Städel, Rosette, 316.
Staël, Frau v., 26, 39, 101, 187, 190, 293, 299.
Stark, J. Ch., 94.
Steffens 82.
Stein, Charlotte v., 27, 39.
—, Sohn Fritz, 41, 43.
Stock, Advokat, 46.
Stolle, J. L., 2.
Strixner 7.

Talma 66.
Theateraufführungen:
 Goethe-Shakespeare:
  Romeo und Julie 217.
 Alfieri:
  Saul 110.
 Banks-Dyk:
  Graf von Essex (mit Epilog von Goethe) 272.
 Calderon:
  Leben ein Traum 200, 209.
  Standhafte Prinz 144.
 Collin:
  Bianca della Porta 110.
 Holberg-Kotzebue:
  Don Ranudo 240.
 Iffland:
  Der Herbsttag 217.
 Körner:
  Die Braut 226.
  Die Sühne 206.
  Zriny 208.
 Kotzebue:
  Die beiden Klingsberg 226.
 Paer:
  Achill 142, 144.
  Sargevo 55.
 Voltaire:
  Tod Cäsars 66.
  Zaïre 110.
 Werner, Zacharias:
  Der 24. Februar, 101, 206.

Theaterverhältnisse, Weimarer, 55, 57, 59, 64, 68, 70 ff. (Hoftheater-Direktions-Kommission) 74 ff., 80.
Theaterwesen 184.
Theaterwirkung 145.
Thibaut, Professor, 25, 39, 67, 82.
Tieck, Ludwig, 72.
Tiedge 4, 173.
Tragödie aus der Zeit Karls des Großen 123.
Trübler, Schauspieler, 276.
Truchseß, Freiherr v., 163.
Troxler 228 f.

Ueberſechziger 280.
Ulrich, Caroline, 47, 50, 92, 113, 156, 211, 246, 279, 282.
Unzelmann, Carl, 178, 226.
Urlau, Sekretär, 180.

Varnhagen v. Enſe 193.
Veit, Dorothea, 31.
Verloren, Hauptmann, 255, 257, 264.
Vespasian 232.
Vogel, Chr., 259, 264.
Voigt, Chr. G. v., 181, 212, 265.
—, Sohn, 265, 268.
—, Bergrat, 270,
Voilà un homme 64.
Voltaire 110, 148, 209.
Voß, J. H., 30, 39, 60, 67, 246 (Heidelberger Cyclop).
—, seine Söhne, 246.
Vulpius, Chr. Aug., 75.

Weber, B. A., Kapellmeister 312, 328.
—, Judith, 139.
Wedel, Kanzler v., 253.
Weimarer Hoftheater 182.
Weimarer Kunstfreunde, 8, 9, 239.
Weimarer Schreckenstage 262, 269.
Weiße 74.
Werner, Zacharias, 2, 4, 9, 10, 11 f., 16, 17, 18, 53, 66, 73, 206, 284, 313.
Wieland 26, 166, 242 f., 245, 246, 266, 269.
Wiener Kongreß 324.
Willemer, Marianne v., 316.
Windisch-Grätz, Fürst, 273.
Wochen-Regisseure 79.
Wolf, F. A., 247.
Wolff, Pius A., 226.
—, seine Frau (A. Malcolmi) 274.
Wolfskeel, Ch. F., 269.
Wolzogen, W. v., 96.

Zeitschriften, Jahrbücher usw.:
„Allgemeine Literatur-Ztg." (Neue) 8, 71, 73, 281.
„Astische Zeitschrift für Wissenschaft u. Kunst" 8.
„Damenkalender" (Cotta) 97, 194.
„Deutsche Blätter" 243.
„Deutsches Museum" 197.
„Heidelberger Jahrbücher für Literatur" 31.
„Leipziger Literatur-Ztg." 186.
„Phöbus" 5, 20, 109.
„Prometheus" 2, 17, 18 20, 30, 34.
„Propyläen" 239.
„Schweiggers Journal für Chemie u. Physik" 227.
„Taschenbuch der Sagen und Legenden" (Herausg. von Amalie v. Helvig u. Baron de la Motte-Fouqué 1812) 215.
„Zeitung für Einsiedler" 37.
Zelter 27, 141, 315.
— sein Sohn, 230.
Ziegesar, A. K. v., u. Familie, 27, 36.
Zimmer 118.

5. Literatur.

Goethes Briefe und Tagebücher. Sophien-Ausgabe, Weimar.

Goethe-Jahrbuch. 25 Bde. Herausgeber Ludwig Geiger.

Goethes Tag- und Jahreshefte.

Goethe und Carl August. Studien zu Goethes Leben von H. Düntzer. 2. Auflage, Leipzig 1888.

Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Herausgeber Riemer. Berlin 1833/1834.

Briefe von Goethes Mutter. Herausgeber Philipp Stein. Leipzig 1891.

Goethes Briefe an Chr. G. v. Voigt. Herausgeber Otto Jahn. Leipzig 1868.

Briefwechsel zwischen Goethe und Karl Fr. Graf v. Reinhard. Stuttgart 1850.

Briefwechsel zwischen Cotta und Fr. Heinrich Jacobi. Herausgegeben von Max Jacobi. Leipzig 1869.

Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. 2 Bde. Leipzig 1851.

Briefe von und an Goethe. Herausgegeben von F. W. Riemer. Berlin 1846.

Riemer, Mitteilungen über Goethe. Berlin 1841.

Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern v. Humboldt. Herausgeber Bratranek. Leipzig 1876.

Goethes Briefwechsel mit Fr. Rochlitz. Herausgeber W. v. Biedermann. Leipzig 1887.

Goethe und Gräfin O'Donell. Herausgeber R. W. Werner. Berlin 1884.

Sulpiz Boisserées Briefwechsel mit Goethe. Stuttgart 1862.

Goethe und die Romantik. Briefe mit Erläuterungen. Herausgeber Carl Schüddekopf und Oscar Walzel. 2 Bde. Weimar 1898/99. (Bd. 13 und 14 der Schriften der Goethe-Gesellschaft.)

Goethe und Oesterreich, Briefe mit Erläuterungen. Herausgeber August Sauer. 2 Bde. Weimar 1902/4. (Bd. 17 und 18 der Schriften der Goethe-Gesellschaft.)

Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne v. Willemer. Herausgeber Theodor Creizenach. 2. Aufl. Stuttgart 1878.

„Goethes Briefwechsel mit einem Kinde". Von Bettina v. Arnim. Berlin 1835. (4. Aufl. herausgegeben von Herm. Grimm 1890.)

Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791—1817. Herausgeber C. A. H. Burkhardt. Hamburg 1891.

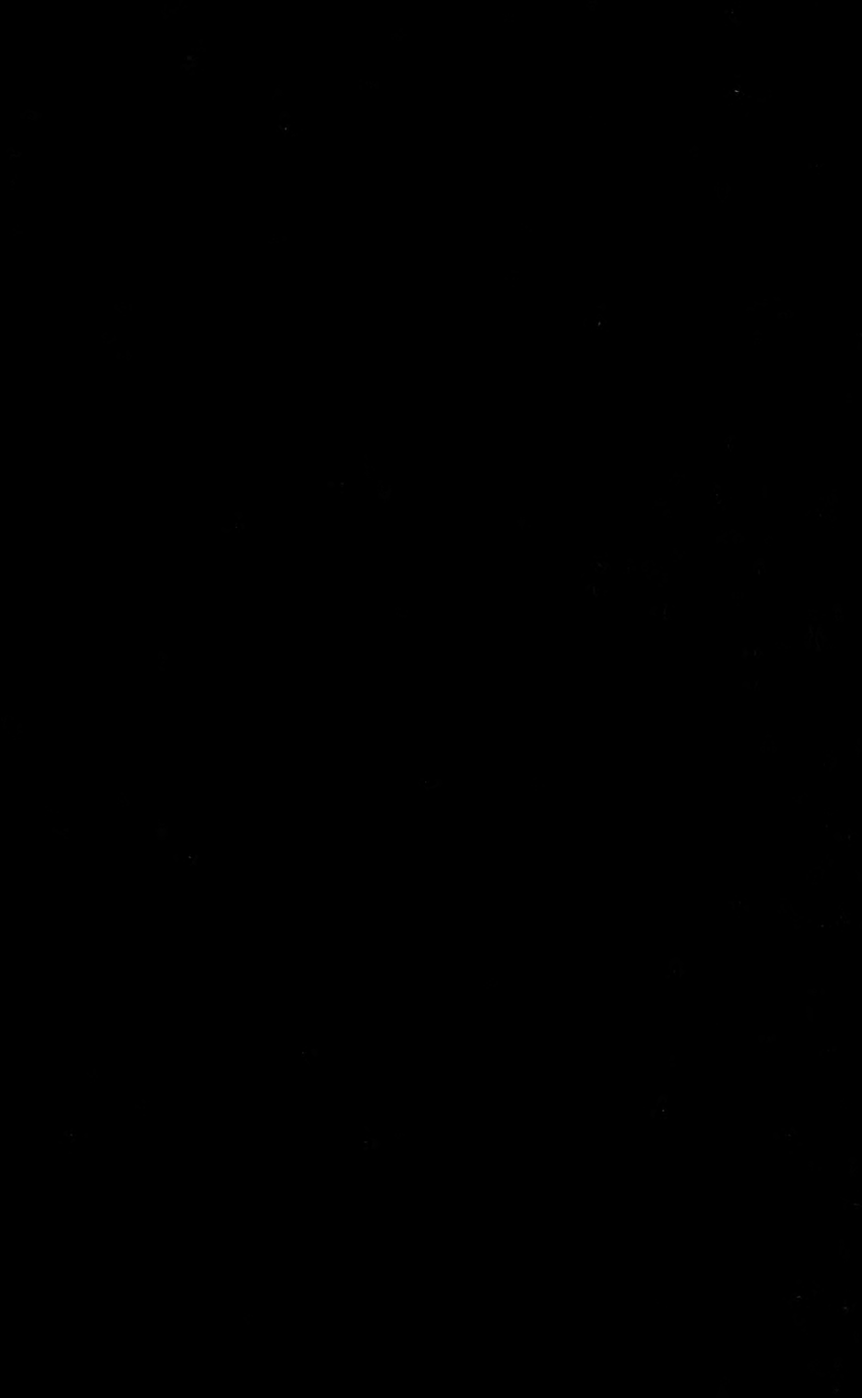
Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung. Aus neuen Quellen bearbeitet von Julius Wahle. Weimar 1892. (Bd. 6 der Schriften der Goethe-Gesellschaft.)

Aus Alt-Weimar. Mitteilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen. Von Ludwig Geiger. Berlin 1897.

Luise, Großherzogin von Sachsen-Weimar, und ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen. Von Eleonore v. Bojanowski. Stuttgart 1903.

Das Frommannsche Haus und seine Freunde. Von Fr. J. Frommann. 3. Aufl. Stuttgart 1889.





DATE.	NAME OF BORROWER.

